Die Agilolfinger.

Roman aus Bayerns ältester Zeit

von

Max Fuchs.

Nachdruck verboten.

München, 1884.

Druck von Georg Schuh und Cie.

203 Aa

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachdruck verboten.

Die Agilolfinger.

Roman aus Bayerns ältester Zeit

von Max Fuchs.

1. Kapitel.

Auf dem Wahlfelde bei Regensburg.

Die Römer waren aus den bayerischen Gauen vertrieben, die Stürme der Völkerwanderung vorüber, der Gährungsprozeß unter den verschiedenen Völkerstämmen in Bayern neigte sich seinem Ende zu.

Zwei Staaten, welche sich gebildet hatten, standen sich mächtig gegenüber, das fränkische Reich Chlodwigs und das ostgothische Theodorichs. Während das ostgothische Reich nach Theodorichs Tode rasch zusammenbrach, griff das fränkische mächtig um sich. Der kraftvolle König Theodebert I. vereinigte zum erstenmale alle germanischen Stämme unter einer Herrschaft auf deutschem Boden. Mit dem bayerischen Volksstamme mußte er besonders rechten, denn ihm fiel in erster Linie die Aufgabe zu, die barbarischen Volksstämme, welche von Osten her drohten, abzuhalten und dieses konnte nur unter der Anführung eines tapfern Mannes geschehen. Seine Sorge ging deßhalb dahin, einen solchen zu finden. Einen Fremden

durfte er ihnen nicht geben, denn dieser wäre nur mit Mißtrauen aufgenommen worden. Es mußte einer der Mächtigsten aus den einheimischen Geschlechtern sein und von den Freien des Landes gewählt werden. Er hatte deßhalb einen Boten nach Bayern gesendet und die Edlen aufgefordert, auf dem Wahlfelde zu erscheinen und einen Fürsten an die Spitze des Volkes zu stellen.

Aus allen Gauen des Landes waren die wehrhaften Männer nach Regensburg gezogen, um dem Rufe Folge zu leisten. Wie zu der Römer Zeiten wälzte die Donau ihre Fluthen dahin, aber nicht mehr durch so blühende Gelände wie damals als jene die mächtigen Gebieter des Landes waren. Die grünen blumenbedeckten Wiesen waren zur Haide geworden oder mit dichtem Walde bewachsen, die Fülle wogender Kornfelder war verschwunden und nur hie und da sah man an den Abhängen der Uferberge ein Gehöfte oder eine kleinere Ansiedlung, welche vom einem den Kämpfen entronnenen Bajuwaren bewohnt wurden. Wilde Thiere gab es in Menge und die Jagd auf sie, bildete die Hauptbeschäftigung der Männer, während den Weibern die Obsorge über Haus und Feld anvertraut war. Die alte Römerstadt Regina castra selbst hatte sich nur wenig aus der Zerstörung erhoben und nicht die Hälfte der früheren Bewohner hatte sich in den Ruinen wieder angesiedelt. Ueberall noch ragten die rauchgeschwärzten Trümmer der Mauern, die Giebel der früheren Tempel empor und ganze Straßen konnten nicht begangen werden, weil Schutt und Asche sie füllten. Nur in der Mitte der Stadt, in der Nähe des Kapitols, fanden sich bewohnbare Häuser und der ehemalige Palast des Prätors diente wieder als Richterstätte. Ueberall wo man sonst hinblickte, nichts als Zerstörung und Trümmer.

Auf dem linken Ufer der Donau, auf dem breiten Blachfelde, das sich dort hinzieht, herrschte reges Leben. Von allen Seiten kamen die edlen Freien herbei, angethan mit Helm, Schwert und Schild, manche darunter mit der Bärenhaut als Mantel und dem Gehörne des Ur als Kopfschmuck, und lagerten sich auf dem Boden, wo sie ein günstiges Plätzchen dazu fanden. Es waren lauter kraftvolle Gestalten mit blitzenden Augen und langen herabwallenden

Haaren, deren trotzige Mienen erkennen ließen, daß sie jedem Feinde gegenüber traten und mit ihm den Kampf auf Leben und Tod nicht scheuten. Gefüllte Hörner, die von Mund zu Mund gingen, belebten die Gespräche, die sich allein um die Wahl eines Herzogs am kommenden Tage drehten, denn diese bildete die Ursache ihrer Zusammenkunft und hatte sie vermocht, den heimischen Herd zu verlassen.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag. Lüfte kamen vom Süden, die ersten Blumen hatten ihre Kelche entfaltet, die Bäume und Gesträuche ihr Jugendkleid angelegt. Aus den Kronen der Bäume tönte der Gesang der Vögel, welche neugierig auf die ihnen so ungewohnte Versammlung niederblickten, die sich von Stunde zu Stunde vermehrte. Als nun der Abend hereinbrach, entzündeten sich auf allen Seiten mächtige Feuer, welche aber doch nicht vermochten, die herrschende Dunkelheit zu durchdringen. Immer ruhiger wurde es auf dem Felde, Einer nach dem Anderen wickelte sich fester in seinen Mantel und suchte in der Nähe des Feuers eine wärmende Stätte zu gewinnen. Bald herrschte die tiefste Stille, nur das ferne Rauschen der Donau wurde hin und wieder hörbar, wenn der Wind sich stärker erhob.

Kaum aber waren die ersten Lichter der Morgenröthe sichtbar, so sprangen die Männer von ihren Lagern auf und von Neuem begann sich das Leben zu entwickeln, das seinen höchsten Punkt erreichte, als von ferne der Klang der Hörner ertönte, und eine riesige Staubwolke in der Richtung gegen die Stadt aufstieg. Aller Blicke wandten sich dieser Gegend zu und die freudig erregten Mienen bewiesen, daß die Kommenden mit Sehnsucht erwartet wurden.

Ein großer Trupp Reiter wurde nun sichtbar, der mit weithinschallenden Jubelrufen empfangen wurden. Die Tausende, die versammelt waren, schlugen ihre Schwerter an die Schilde und erhoben sie dann in die Luft, immer wieder neueren Willkomm spendend. Als der Zug auf dem Felde ankam, öffnete sich eine Gasse bis zu der Mitte desselben. Allen voran ritt ein silberweißer Greis, eine wahre Hünengestalt, der aber das feurige Pferd noch wie ein Jüngling zu tummeln verstand. An seiner Seite ritt ein schöner schlanker

Mann mit langen blonden Haaren und dichtem Barte, der so stolz zu Pferde saß, als nenne er die ganze Welt sein eigen. Vier andere schon betagte Männer folgten ihnen. Dann kam ihre Begleitung, lauter Edle und Freie aus den verschiedenen bayerischen Gauen.

„Der Alte ist Hazza, der Huoser," ging es flüsternd durch die Reihen.

„Garibald, der Agilolfinger, unser künftiger Herzog, reitet neben ihm," riefen Andere aus.

Als die Reiter die alte Eiche, welche in Mitte des Feldes stand, erreicht hatten, bildete sich ein Halbkreis um sie und ein wirres Durcheinander von Stimmen schlug an ihr Ohr. Da und dort trat ein Mann hervor und schüttelte einem der Angekommenen mit lautem Gruße die Rechte, denn wohl schon lange Zeit mochte dahin geflossen sein, seitdem sie sich auf dem Schlachtfelde gesehen.

Garibald hatte seinen Schild an einem Ast des Baumes befestigt, seine Begleiter thaten das Gleiche. Längere Zeit verstrich nun im eifrigen Gespräche, denn gar vieles hatten die Männer zu fragen und zu besprechen, und bald stand schon die Sonne im Zenith, als Hazza wieder zu Pferde stieg und mit drei Streichen seines Schwertes auf den Schild das Zeichen zum Beginn der Versammlung gab.

Enger schloß sich nun der Kreis, stiller wurde es in demselben und erwartungsvoll waren Aller Augen auf die ehrfurchtgebietende Gestalt gerichtet.

„Edle Männer und Freie des Landes," begann er nun mit weithintönender Stimme, „die ihr mit Schild und Schwert zur Versammlung unter freiem Himmel nach unserer ererbten Vätersitte erschienen, seid Ihr bereit mich anzuhören, was ich Euch zu unserm und dem Vortheile des Landes zu sagen habe?"

Ein tausendstimmiges Beifallsrufen ertönte.

Dann fuhr der Greis fort: „Der König Theodebert der Franken, dem wir unterthan sind, will nicht, daß unser Land länger durch uns, die alten Gaugrafen regiert werde, er verlangt, daß wir Bajuwaren unter dem Mächtigsten und Einsichtsvollsten vereinigt

werden, dem wir alle unterthan sein sollen, der unser Herzog sein und das Land gegen unsere Feinde vertheidigen soll. Er hat deßhalb einen Boten mit diesem seinem Befehle an mich gesendet und ich habe Euch nun auf die Wahlstätte berufen, um Euch seinen Willen bekannt zu geben."

Er schwieg, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten.

„Will er unsere Freiheit damit beschränken?" erscholl eine mißmuthige Stimme in der nächsten Nähe. „Nie würden wir das zugeben, unsere Freiheit ist unser höchstes Glück!"

„Sollen wir tributpflichtig sein?" verlangte ein Anderer zu wissen. „Nicht eine Aehre meines Ackers bin ich bereit zu opfern, lieber würde ich das ganze Feld vernichten."

„Hört mich weiter, Männer," rief nun der Huosier aus, „ehe Ihr Euch ungünstig aussprecht. Als ich den Befehl erhalten, rief ich die ersten Edeln der Gaue, die Ihr auch heute um mich versammelt seht, zu mir, um mich mit ihnen zu berathen. Wir alle aber sahen ein, daß nur Weisheit und Vorsicht den König bestimmt habe, dieses zu thun. An der Donau herauf ziehen wieder wilde Völkerschaften, von denen wir nicht einmal den Namen kennen und vertreiben jene, die schon lange dort seßhaft sind. Wie lange noch und sie erreichen und vernichten uns. Wenn wir aber unter einem kräftigen Führer vereint ihnen entgegenziehen, so werden wir sie zurückschlagen und unsere Heimstätten für immer gesichert sein. Wir haben uns geeint und einen Mann zum Herzog gewählt, der sich in allen Kämpfen als ein tapferer Held bewährt, im Rathe sich weise und klug benommen und der Mächtigste unter uns allen ist. Wenn wir seine Herrschaft anerkennen, warum sollt Ihr nicht das Gleiche thun? Ihr bleibt frei wie zuvor, an Euren Rechten wird nichts genommen, er ist nur der Erste unter uns Allen."

Ein beifälliges Gemurmel wurde auf diese Zusicherung hörbar.

„So nenne ihn uns!" wurden verschiedene Rufe laut.

„Wenn er unsere Rechte beschwört, wollten wir ihn als Herzog anerkennen," bestätigten Andere.

Es brauchte jedoch lange, bis die Aufregung sich legte und der alte Gaugraf zum Worte kam.

„Edle und Freie," ermahnte er nun, „im Angesichte der drohenden Gefahr seid einig! Soll ich dem Könige berichten müssen, daß Ihr seinen Befehlen nicht gehorchen wollt? Ist es besser, wenn er einen Fremden in das Land sendet, der uns und Euch nicht kennt und herrschen soll? Das werdet Ihr nicht wollen, nur einer der Unsern soll zu dieser Würde berufen sein."

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Kein Fremder soll über uns regieren," ertönte es aus dem Munde von Hunderten.

„Die Bajuwaren haben ihre Rechte und dulden keine Eingriffe unter sich," schrie ein zweiter Haufen.

„Wir würden ihn zu vertreiben wissen," drohten Mehrere.

„Lasse dem Könige wissen," rief ein junger Mann dem Huosier zu, „der Erste der unsere Grenzen überschreitet sieht seine Heimath nie mehr wieder!"

„Ich wußte, daß Ihr so reden würdet, „fiel nun Hazza mit mächtiger Stimme ein, „daran erkenne ich Euch edle Bajuwaren, die Freiheit ist unser höchstes Gut, lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben. Nun aber vernehmt, auf wen unser Blick gefallen, er ist in Eurer Mitte. — Garibald soll Euch in Zukunft zum Siege führen, der edelste der Agilolfinger!"

Brausender Jubel erfüllte die Luft, die Schwerter klangen an den Schildern, dann umarmten sich die Männer und sangen das Schlachtlied, das seit alten Zeiten sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt.

Es wurde erst wieder ruhig, als Garibald sein Roß bestiegen, und Schwert und Schild von dem Baume genommen.

„Du sollst unser Herzog sein!" riefen Alle ihm freudetrunken zu.

„Wir folgen Dir, wohin Du uns auch führen mögest," ertönte es dazwischen.

„Wir wollen ihn hören, laßt ihn reden," forderten nun die zunächst Stehenden.

Dreimal schwang der also Erkorene sein Schwert nach allen

Himmelsrichtungen, dann stellte er sich im Bügel seines Pferdes auf, damit er überall gesehen werden konnte und sprach nun:

„Bajuwaren! Was im Rathe der Edlen des Landes beschlossen wurde, dem habt Ihr mit Freude die Weihe gegeben, habt mich auf den Schild erhoben und zum Führer des Landes bestellt. Edle Männer, ich nehme die Würde an, ich gelobe Euch, daß ich alle Eure Rathe und Freiheiten schützen und achten, und gegen Jeden der es wagen würde, sie anzutasten, vertheidigen werde. Ich schwöre dieses bei dem Anblicke des Firmamentes, bei meiner Ehre und dem Ruhme meines Hauses. Ich werde Euch nicht nur ein gerechter Richter, ein väterlicher Freund sein, sondern auch ein unerschrockener Führer wenn es gilt die Feinde von den Grenzen des Landes zu vertreiben. Schwört mir dagegen Treue und Gehorsam und wir werden dann in festvereinigtes Volk bilden, daß allen Gefahren zu trotzen vermag."

Tausende von Arme hoben sich in die Luft und der Ruf: „wir schwören es, wir folgen Dir!" klang wie mächtiges Sturmgebrause. Die freudigste Bewegung herrschte unter den Männern, denn sie fühlten daß sie nun ein festes Band umschlang, daß ihnen ein Mittelpunkt geworden, um den sie sich schaaren konnten und ihrer Zerrissenheit ein Ende nahte.

„Ich bin der Erste der Dir huldigt," rief Hazza dem Erwählten zu, „im Namen des Königs Dagobert sei unser Herzog und führe uns zum Siege."

Alle die Edlen, die mit ihm gekommen, traten heran und reichten ihm die Rechte, ein Jeder berührte seinen Schild und Schwert zum Zeichen, daß sie ihn als den Ersten des Landes anerkannten. Dann stieg Garibald vom Pferde und umarmte sie alle.

Bis zum Abende währte das Zechgelage, und erst als der Mond am Himmel emporstieg, entfernten sich die letzten Männer, um den Heimweg anzutreten, der bei Manchem viele Tagemärsche erforderte.

Garibald hatte sich mit den Seinen nach der Stadt zurückbegeben, begrüßt von dem Jubel der Einwohner, zu welchem die frohe Kunde schon vorher gedrungen war. Mehrere Tage und Nächte, dauerten die Feste, die Garibald veranstaltete und erst als

der Jubel ausgetobt, verließen die Edeln die Stadt, um die Nachricht in allen Gauen zu verkünden.

Bayern hatte nun seinen ersten Herrscher erhalten.

Eine Woche später, ritt Garibald einer einsam gelegenen Burg zu, dessen massige Thürme verriethen, daß sie ein Ueberbleibsel römischer Baukunst waren. Die obersten Zinnen ragten nur wenig über die Gipfel des Waldes empor, der sich endlos dahin dehnte und nur von schmalen Wegen durchschnitten war. Von der Ferne hörte man das Rauschen des Flusses, der in Schlangenwindungen sich dahinzog, um sich dann nach kurzem Laufe mit der Donau zu vereinigen. Einzelne Gehöfte der Bajuwaren waren auf freien Plätzen sichtbar, vor denen Weiber sich beschäftigten und die fast nackten Kinder auf der grünen Wiesenfläche sich tummelten, die aber bei der Annäherung des Reiters sich schnell hinter die Zäune flüchteten. Für all dieses aber hatte Garibald kein Auge, in tiefes Sinnen war er versunken, der Pflicht, welche die Zukunft ihm auferlegte, war sein Denken gewidmet, denn er hatte sich gelobt, sich würdig des Zutrauens zu zeigen, das ihm auf dem Wahlfelde entgegengebracht wurde. Erst als er sein Heim gewahrte, gab er dem Pferde wieder die Sporen und das kräftige Thier schoß nun in eilendem Laufe dahin.

An einem der Fenster der Burg lehnte eine hohe schlanke Frauengestalt, deren dunkles reiches Haar von dem Luftzuge leicht bewegt wurde. Ihr feuriges Auge blickte träumerisch zu den Wiesen des Waldes hinab, ihre Hände hatte sie wie betend gefaltet. Unweit von ihr saß ein junges Mädchen, ihre Dienerin, welche die Spindel emsig drehte, hie und da aber wieder einen sorgenvollen Blick auf ihre Gebieterin warf. Es waren Malterada, Garibalds Gemahlin und ihre Magd Bertha.

„Wie oft wird noch die Sonne ihren Lauf vollenden," sprach die Erste leise vor sich hin, „bis er wiederkehrt, den ich so heiß, so so sehnsüchtig erwarte. Nicht einen Boten sandte er mir, der von seinem Befinden Nachricht geben konnte, obwohl er weiß, daß ich jeden Tag für verloren halte, den ich nicht an seiner Seite ver-

bringen kann. Wochen sind vergangen, jeden Tag blickte ich nach ihm aus, um des Abends mich ruhelos niederzulegen."

Bertha schien das Selbstgespräch ihrer Herrin doch vernommen zu haben, denn sie ließ nun ihre Arbeit ruhen und betrachtete diese mit theilnehmenden Blicken.

„Sei guten Muthes, theure Herrin," tröstete sie dann, „Dein Gemahl kehrt zurück ehe die Sonne zweimal untergeht Mir träumte heute Nacht, daß zwei Adler sich auf der höchsten Spitze der Burg niederließen und dieses kann nur als günstiges Zeichen bedeutet werden. Wäre ihm Schlimmes widerfahren, würde er Dir gewiß Botschaft gesendet haben, die freudigen Ereignisse aber sollst Du aus seinem Munde vernehmen."

„Möge Dein Traum sich erfüllen," erwiderte ihr Walterada, „denn erst dann wird die Ruhe wieder in mein Inneres zurückkehren, die ich verloren."

„Du zerstreust Dich zu wenig," warf ihr Bertha vor. „Sonst ließest Du schon beim Morgengrauen Dein Roß satteln und eiltest hinunter in den Wald, das flüchtige Reh zu erlegen. Dein Jagdspieß dort an der Wand überzieht sich mit Rost und das Wild blickt neugierig zu uns herauf, weil es weiß, daß es von Dir nichts mehr zu befürchten hat."

„Die Lust, die armen Thiere zu verfolgen, ist verschwunden," war die Antwort.

„Auch die Besuche auf den nahen Gehöften hast Du eingestellt." fuhr die Dienerin weiter, „Deine Freundin Frieda wird Dich hart vermissen, und in Unruhe sein."

„Ich werde Ihr einen Boten senden, daß sie zu mir kommen soll," beschwichtigte Walterada.

„Auch Drozza, der alte Barde, war schon zweimal vergebens auf der Burg," meldete Bertha.

„Wenn Garibald zurückgekehrt, werde ich seinem Sange wieder lauschen," versicherte sie.

Unwillig drehte das Mädchen nun die Spindel rascher, sie schwieg und überließ ihre Herrin ungestört ihre Träumereien.

Auf einmal aber belebte sich ihre Gestalt. Aus dem Walde

herauf war der dumpfe Ton eines Hornes gedrungen. Sie glaubte anfangs nicht recht gehört zu haben, beugte sich aus dem Fenster und blickte unverwandt der Richtung zu, von welcher er erklungen. Da wiederholten sich die Töne, immer näher und näher kommend, es war kein Zweifel mehr, das war sein Zeichen, wenn er glücklich von der Jagd, oder einem Besuche der Nachbarn heimkehrte.

„Er kommt, er ist es!“ rief sie jubelnd aus und mit eilenden Schritten verließ sie das Gemach, und wie ein flüchtiges Reh eilte sie den Berg hinab, dem Ersehnten entgegen.

An der Spitze des Waldes trafen sie zusammen. Kaum war Garibald ihrer ansichtig, sprang er vom Pferde, die Beiden lagen sich in den Armen und selige Küsse tauschten sie aus, die sie für die lange Zeit der Trennung entschädigen sollten. Als der erste Erguß ihrer Liebe vorüber war, ergriff Garibald den Arm des geliebten Weibes und das Pferd am Zügel führend, schritten sie langsam die Höhe hinan.

„Die Tage der Trauer sind vorüber,“ versicherte sie mit lächelndem Munde, „das Glück ist mit Dir wiedergekehrt.“

„Auch ich war im Geiste stets bei Dir, theures Weib,“ erwiderte Garibald mit einem innigen Blicke, „und gewiß hätte ich Dir Kunde gegeben, wenn ich geahnt hätte, daß meine Abwesenheit von so langer Dauer sein würde.“

„Alles ist vergessen,“ war die Antwort. „Doch was sehe ich,“ fuhr sie dann ihre Schritte hemmend fort. „Ein gewisser ernster Zug ist auf Deinem Antlitze ausgeprägt, ist Dir Schlimmes widerfahren. O sprich und beruhige mich.“

„Laß keine Sorgen in Dir aufsteigen,“ war seine lächelnde Antwort, „im Gegentheile, dem Stamme der Agilolfinger ist großes Heil widerfahren, als Gaugraf bin ich von dieser väterlichen Burg fortgezogen, als Herzog der Bayern kehre ich zurück.“

„Du Herzog von Bayern?“ rief Walterada voll Erstaunen aus.

„So ist es, theures Weib!“ betheuerte Garibald. „Eine Krone wird nun Dein Haupt schmücken und alle Edlen des Landes sich vor Dir beugen.“

„Wie ist das so schnell gekommen?“ fragte sie. „Ich kann dieses Glück nicht fassen.“

Garibald erzählte nun die Botschaft des Frankenkönigs und wie Hazza die Wahl auf ihn geleitet, da sein hohes Alter ihm nicht mehr erlaubte, die schwere Bürde auf sich zu nehmen.

„Unseres Bleibens auf dieser Burg wird nun nicht lange mehr sein,“ fügte er dann bei. „Die neue Würde gebietet mir, in der alten Römerstadt meinen Wohnsitz aufzuschlagen, um dort die Edeln des Landes zu empfangen und Recht und Gerechtigkeit zu üben. Für einen Jeden aus dem Volke muß ich sichtbar sein und mich mit all' dem Glanze umgeben, der dem Herrscher des tapfern Bayernvolkes geziemt.“

Ein neuer Freudenausbruch Walterada's erfolgte, und stolz schritt sie nun an der Seite des Gatten dahin, durch den auch sie erhöht wurde.

Glückliche Tage kehrten nun wieder und Feste auf Feste folgten, zu welchen alle Freien des Gaues geladen waren. Der alte Barde sang in ergreifenden Liedern von der Macht und Herrlichkeit der kommenden Geschlechter, welche berufen seien, über ein edles Volk zu herrschen, dessen Namen nie untergehen werde. Dann wurde es wieder stille in der Burg, der Tag des Abschieds war gekommen.

Noch einmal hatte Walterada die Wälder durchstreift, noch einmal alle ihre Lieblingsplätze besucht. Es wurde ihr schwer ums Herz, daß sie die Stätte ihres bisherigen Glückes verlassen mußte, die Einsamkeit, die ihr so wohl gethan, die reine Luft die sie hier geathmet, die mächtigen Bäume, unter deren Schatten sie so oft geruht. Nicht mehr sollte sie dem Sange der Vögel lauschen, die sie in süße Träumereien gewiegt, nicht mehr an dem Spiele des Wildes ihre Freude haben, das sie heimlich beobachtete. Waldesgrün und Blumenduft mußte sie mit den kalten Mauern einer düstern Stadt vertauschen und anstatt sich heiter und sorglos zu ergehen, in strenge bis jetzt nicht gekannte Formen zwängen.

Ob wohl die Zufriedenheit nicht mit der Herzogskrone schwand? Ein Kranz von Epheu in ihr dunkles Haar geflochten, schmückte sie der nicht schöner?

Dem Gebote der Nothwendigkeit mußte sie aber nun gehorchen. Noch einmal stand sie an jenem Fenster, an welchem sie ihren Gemahl erwartete und blickte mit thränenvollen Augen hinab in das Thal und in das Dunkel des Waldes.

„Lebt wohl ihr Zeugen meines Friedens und meines Glückes," hauchte sie, „ich sehe euch nimmer mehr!"

Lange verweilte sie, fast konnte sie sich von dieser Stelle nicht mehr trennen. Dann wankte sie aus dem Gemache, sie hatte den letzten Schmerz überstanden.

Am andern Morgen bewegte sich ein langer Zug aus dem Thore der Burg, die nun für immer einsam und verlassen war. Er nahm seine Richtung nach den Ufern der Donau und an dieser hinauf Regensburg, der ersten Residenz der bayerischen Herzoge zu. Mit Jubel und Freude wurden Garibald und die Seinen empfangen und bald kehrte in die verödete Stadt neues Leben zurück. Die Ruinen verschwanden, neue Wohnstätten erhoben sich, vom Lande herein kamen Ansiedler und bevölkerten die neu-erstehende. Garibald hatte nach dem Muster des fränkischen Hofes sich eingerichtet und war eifrig bemüht, den Handel und Verkehr zu fördern. Noch waren viele römische Einwohner übrig, welche sich nun mit den Bajuwaren vermischten, und da sie auf einer höheren Bildungsstufe standen, Gesittung und feinere Lebensart verbreiteten. Der Same des Christenthums, den die fränkischen Glaubensboten ausgestreut, war aufgegangen, doch noch ein Drittheil der Bewohner schmachtete in der Nacht des Heidenthums und es bedurfte noch vieler Zeit, bis sie die alten Götter verließen.

Die prophetischen Worte des Barden gingen in Erfüllung. Zwei Söhne und eine Tochter wurden ihm geboren, der Vater nannte sie Thasilo, Gundoald und Theodelinde. Sie waren sein Stolz und seine Freude und Walterada verwandte alle ihre mütterliche Liebe und Sorge auf ihre Erziehung. Die Knaben wuchsen heran wie die jungen Eichen des Waldes, das Mädchen versprach eine seltene Schönheit zu werden, an Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit wurde sie von keiner ihres Alters übertroffen.

Garibald selbst entfaltete bald eine große Thätigkeit. Er berief öfter die Edeln des Landes zu sich nach Regensburg um ihren Rath in wichtigen Angelegenheiten zu hören. Jedesmal war es ein Freudenfest, wenn der alte Huosier erschien, denn diesem verdankte der Herzog besonders seine Erhebung.

Als er aber wieder den alten Freund erwartete, erschien statt desselben sein Sohn Tuto und überbrachte ihm die traurige Kunde, daß der edle Held vor wenigen Tagen die Augen für immer geschlossen und nun mit seinen Kriegern die Freuden Wallhallas genieße. Lange betrauerte ihn der Herzog und schwer vermißte er ihn oft mit seinen weisen Rathschlägen. Die Bajuwaren aber ehrten sein Andenken noch lange, und priesen ihn als einen der tapfersten Helden in ihren Liedern.

---

2. Kapitel.

Der Heide und die Christin.

Dort wo die träge Loisach sich mit der Isar vereinigt, stand auf der Spitze des angrenzenden Berges, das ganze Thal beherrschend, die Burg der Huosier ein unregelmäßiges Viereck bildend, dessen graues Gestein das hohe Alter verkündete und das wahrscheinlich zu den ersten Zeiten, als die Römer das Land eroberten, als Wachtthurm gedient hatte. Die kleinen Oeffnungen ließen freie Aussicht nach allen Himmelsrichtungen, um das Nahen eines Feindes rechtzeitig entdecken zu können, eine leichte hölzerne Brücke konnte leicht abgetragen werden, um das Eindringen zu verhindern. Ein tiefer Graben umgab das Ganze.

Seit dem Tode Hazza's war es stiller auf der Burg geworden. Seine beiden Söhne Tuto und Aribert streiften tage- ja wochenlang in den Wäldern umher, um der Jagd zu pflegen und Sunhilde, ihre Schwester, saß die meiste Zeit im Kreise der Mägde, um diese bei ihrer Arbeit zu überwachen. Sie war ein schönes, schlankes

Mädchen von sanfter Gemüthsart, doch festen Charakters und von allen ihren Untergebenen geachtet und geliebt.

Weiter hinauf an der Isar, in einer Thalmulde, die aber von drei Seiten von Wald umgeben war, lag ein Landgut, umgeben von den Wohnungen der Leibeigenen des Besitzers. Das Haus war wie alle übrigen aus Holz gebaut, hinter demselben stand die Scheune, neben dieser eine Schupfe, und andere kleine Gebäulichkeiten, wie der Backofen, die Streu- und Holzbehälter. Das Ganze war mit einem aus Ruthen künstlich verfertigten Zaun eingefaßt und ein großer Kraut- und Obstgarten dehnte sich bis an den Wald aus.

Von dem Reichthume des Besitzers gaben außer den großen Viehherden auch noch die wogenden Getreidefelder Zeugniß, die sich gegen Norden ausdehnten. Die Aussicht war begrenzt, nur in nördlicher Richtung konnte man dem Laufe des Flusses folgen und gewahrte man in der Ferne die Heimathstätte der Huosier.

Romanus, ein Abkömmling der Eroberer des Landes, nannte alles dieses sein eigen und genoß durch diesen seinen Reichthum ein besonderes Ansehen in der Gegend. Er gehörte zu den Freien, den vornehmen Geschlechtern, aus welchen später der Adel hervorging. Er war stolz auf seine ererbten Rechte und erkannte Niemand über sich an, seinen Leibeigenen war er ein milder Gebieter, doch kam sein Blut in Wallung, so überlegte er nicht mehr und ließ sich leicht zu einer unbesonnenen That hinreißen. Er hauste allein auf seinem Landgute, er hatte noch kein Weib heimgeführt, doch sollte dieses nach seiner Meinung nun in Kürze geschehen.

Die Leibeigenen waren zu jener Zeit nichts anderes als Sklaven und mußten den Feldbau und die übrigen Arbeiten besorgen. Sie besaßen nicht nur kein Eigenthum, sondern konnten auch kein solches erwerben, weil sie mit Leib und Leben ihrem Herrn angehörten. Sie standen zu ihren Herrn in keinem Rechtsverhältniß, sondern ganz unter dessen Willkühr, wie die ihm zugehörigen Thiere und andere Sachen; er konnte sie verschenken, verkaufen, schlagen und tödten, Niemand zog ihn darüber zur Rechenschaft! Beschädigte ein Fremder einen Leibeigenen, so mußte die Strafe an den Herrn desselben bezahlt werden, die oft geringer war

als jene für Thiere. Man konnte ihnen jedoch auch die Freiheit schenken und war dieses der Fall, so traten sie in die Klasse der Freigelassenen. Gewöhnlich bekamen sie dann ein Stück Feld oder die Erlaubniß zum Betriebe eines Handwerks unter mehr oder weniger harten Bedingungen. Sie hießen dann Dienstleute und konnten wie die Leibeigenen verschenkt oder verkauft werden, galten aber nochmal soviel als diese. Sie mußten ihren Grundherren, den Zehent geben von allem Getreide, welches sie ernteten, auch von allen übrigen Garten- und Feldfrüchten, außerdem mußten sie einen beschwerlichen Bodenzius entrichten. Für die Erlaubniß, ihr Vieh auf Gemeindeplätzen zu weiden, mußten sie eine gewisse Summe Geldes bezahlen und noch mehrere andere Abgaben entrichten. Eine gewisse Art von Freigelassenen durfte die Woche nur drei Tage für sich, die andern drei mußte sie für die Herrschaft arbeiten, wieder andere bestimmte Gründe anbauen, Dienstpferde liefern und Botengänge machen.

Romanus besaß mehrere solche Freigelassene; zu einem derselben, Didolf mit Namen, besaß er ein besonderes Zutrauen, ja man konnte sagen er war ihm mehr Freund als Gebieter.

Von all den schönen Töchtern aber, welche seine Nachbarn besaßen, war bis jetzt noch keine im Stande gewesen, das Herz des stolzen Mannes zu rühren. Es schien, daß er der Liebe gänzlich fremd bleiben werde, denn er stand nun schon im kräftigsten Mannesalter und noch immer war kein Weib über seine Schwelle gekommen. Als aber nun die Kunde von dem Tode Hazza's auf das Landgut kam, griff er nach Schild und Schwert und zog hinauf auf die Burg, um dem Edeln die letzte Ehre zu erweisen. Hunderte von Nachbarn fanden sich ein, der Angesehensten Einer unter ihnen war er. Da sah er Sunhilde, und mit seiner Ruhe war es dahin. Tag und Nacht stand ihr Bild vor seinen Augen, ruhelos irrte er vom einem Orte zum andern und immer mehr faßte der Gedanke Wurzel in ihm, diese allein müsse sein Weib werden, sie nur könne ihn glücklich machen. Ob aber die Tochter des mächtigen und angesehensten Gaugrafen zu ihm herabsteigen und seine Gefühle theilen werde? Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr, er wollte und mußte so

bald wie möglich sich Gewißheit verschaffen. Warum auch nicht? dachte er sich, bin ich nicht angesehen und reich, wie nach ihnen auf der Burg keiner mehr, warum soll sie mir also das Jawort verweigern. So oft er aber beschlossen hatte, die Werbung vorzunehmen, so oft verließ ihn wieder der Muth, und das Pferd, das bereit stand, mußte wieder in den Stall zurückgeführt werden. Mißmuthig griff er dann zu dem Jagdspeer, gürtete das kurze Schwert um, und hinaus ging es dann in den dunkeln Wald, aus dem er dann erst nach mehreren Tagen, aber immer mit noch finsterer Miene zurückkehrte.

Damals hauste noch der Bär, der Wolf und das Elenthier in den Wäldern und je mehr Jagdtrophäen ein Gemach zierten, um so angesehener war der Besitzer derselben. Der Herr wie der Knecht betrieben das Waidwerk mit Leidenschaft und so kam es, daß das Wild in der Nähe der menschlichen Wohnungen seltener wurde und man oft stundenweit in das Dickicht eindringen mußte, um die Beute zu erspähen.

Wieder hing Romanus seinen trüben Gedanken nach. Es war ein heißer Sommertag, schwere Wolken zeigten sich schon am Firmamente und ließen erkennen, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Auch im Innern des Mannes tobte es und so eilte er denn wieder hinaus in den Wald, um sich Ruhe und Besänftigung seines Gemüthes zu holen. Diesesmal mußte ihn aber Didolf begleiten. Weit drinnen am Fuße der Berge hatte er vor Kurzem das Lager einer Bärenfamilie entdeckt, welche er nun zu erlegen beschloß.

Einige Zeit waren die beiden Männer lautlos dahingeschritten, der Dienstmann erwartete zuerst die Anrede seines Herrn. Als diese aber nicht erfolgte, wandte er sich an ihn und sprach: „Ich sehe Dich seit längerer Zeit immer mit trüben Mienen. Was fehlt Dir Herr, willst Du mir Deinen Kummer nicht anvertrauen?“

„Es würde vergebens sein, Du könntest mir doch nicht helfen,“ erwiderte Romanus.

„Vielleicht würde es Dir leichter, so verzehrest Du Dich,“ wandte sein Begleiter ein.

„Bist Du im Stande der Sonne Gluth zu mildern?“ war die Frage.

„Das nun nicht,“ meinte der Dienstmann, „doch kann es möglich sein, daß ich guten Rath ertheilen oder durch Trost zu lindern vermag.“

„Die Götter haben ihr Antlitz von mir abgewendet,“ versicherte Romanus dumpf. „Ein Pfeil sitzt in meinem Herzen, das durch ihn langsam verblutet.“

„Ah, Du liebst,“ fragte nun Didolf mit einem Seitenblicke auf seinen Herrn, und findest keine Theilnahme Deiner Gefühle. Wer mag die Stolze sein, die auf einmal meinen Herrn zu fesseln verstand? Ich hätte geglaubt, daß da, wohin Deine Blicke fallen, auf sicheres Entgegenkommen zu rechnen sei. Wer kann sich mit Dir im weiten Umkreise messen?

„Sie weiß nichts von meiner Liebe,“ erwiderte ihm sein Herr.

„Dann ist es Thorheit, zu verzweifeln,“ war die Versicherung. „Ich an Deiner Stelle würde mir Gewißheit verschaffen, die nur zu Deinen Gunsten ausfallen kann. Thörin wäre jene, welche Dich abweisen würde.“

Der schmale Weg, der sie zwang, hintereinander zu gehen, brach das weitere Gespräch ab. Immer dichter wurden die Bäume um sie, immer schlüpfriger das Moos, auf das sie traten, bald stiegen sie in eine tiefe Schlucht hinab, durch welche rauschende Bäche sich zwängten, dann hemmten plötzlich wieder kahle Felswände ihren Weg, die sie mühsam umgehen mußten. Nur in einzelnen Lichtstreifen drang die Sonne noch durch das Laubdach der Bäume und milderte die Dämmerung, welche sie umgab. Romanus schien alle unangenehmen Erinnerungen aus sich verbannt zu haben. Die Begier des Waidmannes hatte ihn erfaßt, vorsichtig blickte sein Auge rechts und links oder prüfte die Eindrücke des Bodens, um die Fährte des gesuchten Wildes zu erkennen, aber nichts zeigte sich bis jetzt.

Nun traten sie in eine sumpfige Lichtung heraus, an deren Ende ein stattlicher Hirsch sich im Pfuhle wälzte. Gierigen Blickes zeigte Didolf auf diesen, allein eine abwehrende Bewegung seines Herrn sagte ihm, daß dieses nicht das gesuchte Wild sei.

„Laß ihn in Ruhe,“ fügte er dann bei, „wir dürfen unsere Kräfte nicht unnütz verwenden, es steht uns vielleicht ein schwerer

Kampf bevor, zu welchem unsere ganze Thatkraft nothwendig sein wird. Es scheint mir aber, daß mein Suchen heute vergeblich sein wird. Die Sonne brennt zu heiß hernieder und das Wild hat wohl das kühlste Dickicht aufgesucht und überläßt sich dem sicheren Schlafe. Es war ein Fehler von mir, daß ich die Hunde nicht mitnahm, sie würden uns nun wesentliche Dienste leisten."

„Bist Du sicher Herr, daß in dieser Gegend der Bär, auf den Du lauerst, sich aufhält?" war die Frage.

„Gewiß," war die Antwort, „und er wird sicher am Abende diesen Sumpf aufsuchen um seine ermatteten Glieder zu kühlen, wie dort der Hirsch. Richte alles in Bereitschaft, es gilt ihn zu überraschen. Bis zum Sonnenuntergange wollen wir rasten, und dann uns weiter gegen jene Felsen hinanziehen, aus denen klares Wasser hervorbricht, der Trinkstätte für alles Gethier, das in diesen Wäldern haust."

Didolf säumte nicht dem Befehle seines Herrn nachzukommen. Genau untersuchte er die Spieße, ob sie fest im Schafte saßen und prüfte dann die Schneide der Schwerter. Als er damit fertig, legte er den Imbiß in das Moos zu Füßen seines Herrn, die nahe Quelle lieferte den frischesten Trunk.

Wirkliche Ruhe fand Romanus aber doch nicht, denn bald da, bald dort war ein eigenthümliches Rauschen im Walde hörbar, nach dem sich die Augen der Beiden richteten, um dasselbe zu beobachten. Es war die Möglichkeit ja nicht ausgeschlossen, daß der Bär früher als angenommen, seinen Schlupfwinkel verließ und aus der entgegengesetzten Richtung kommen konnte. Ihre Erwartungen erfüllten sich aber nicht, die Nacht brach herein, nichts ließ sich sehen und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als unter den Bäumen ihr Nachtlager aufzuschlagen und den kommenden Morgen zu erwarten.

Kaum aber graute dieser, als Romanus durch ein dumpfes Brummen ganz in seiner Nähe geweckt wurde. Hastig sprang er empor, rief Didolf zu, auf seiner Hut zu sein, und griff dann zum Speere, denn aus dem Gebüsche wälzte sich eine dunkle unförmige Masse her, die der Jäger mit besonderer Vorsicht auf sich zukommen

ließ. Es war ein ungewöhnlich starker schwarzer Bär, dem die Anwesenheit von Menschen nicht sehr zu behagen schien, wie seine rollenden Augen und die dumpfen Töne erkennen ließen, die er ausstieß.

Romanus und sein Begleiter waren jedoch schon zum Kampfe bereit.

„Du von der linken, ich von der rechten Seite,“ befahl er nun, „fest dem Thiere in das Auge geschaut, dann haben wir leichtes Spiel.“

Den Jagdspieß vor sich haltend, gingen sie nun dem Wilde entgegen, das zornig seinen Kopf schüttelte und mit den Pratzen heftig um sich schlug. Wehe dem, den er zu erreichen vermag, ein einziger Schlag schmettert ihn besinnungslos zu Boden. Zorniger und lauter erklang das Brummen, und das Echo der nahen Felsen gab es nur düsterer wieder.

Endlich waren die Beiden ihm ganz nahe gekommen. Hochaufgerichtet stand das Ungethüm da: Didolf führte den ersten Stoß, allein mit einer einzigen Bewegung hatte der Bär den Jagdspieß niedergeschlagen, daß die Spitze weit von dannen flog. Rasch zog Didolf sein Schwert, um es dem Thiere in die Brust zu bohren, allein ein zweiter Schlag traf ihn und ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte er zu Boden. Der Bär wollte sich nun auf ihn werfen, allein im nämlichen Augenblicke sah er einen neuen Gegner vor sich und bohrte sich dessen Spieß tief in seine Brust. Ein Klagelaut erschallte durch den Wald, wie er dort wohl noch nie gehört worden war und ein Blutstrom färbte den Boden.

Die Augen des Verwundeten färbten sich roth, seine ganze Kraft schien er zu sammeln um sich auf den Angreifer zu stürzen und ihn zu zermalmen. Ehe er aber den Sprung unternehmen konnte hatte Romanus, die Gefahr erkennend, mit einem Satze die Seite des Bären erreicht. Ein gewaltiger Schwerthieb traf den Kopf desselben und spaltete ihn fast in zwei Theile. Mit dem Tode ringend suchte er noch einmal nach einem festen Halt, griff ein paarmal in die Luft und fiel dann fast neben Didolf nieder.

Erschöpft wischte sich Romanus den Schweiß von der Stirne

und pries sein Geschick, das ihn vor einer Umarmung des Ungethüms bewahrt habe. Dann beugte er sich zu Didolf nieder und untersuchte diesen, ob noch Leben in ihm vorhanden. Als er dieses gewahrte, lief er zu der Felsenquelle, und träufelte ihm das frische Wasser in den Mund. Dann wusch er dessen Stirne und sah so nach und nach seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Didolf schlug die Augen auf und erkannte seinen Herrn, der ihm nun unter einem Baume ein weiches Lager bereitete, wo er, bis Hilfe von dem Landgute geschickt werden konnte, ruhen sollte.

Romanus verständigte ihn nun, daß er so schnell wie möglich zurückkehre, um ihn holen zu lassen, und das erlegte Wild im Triumphe heimzuführen. Bald darauf sah sich der Freigelassene allein in dem ungeheuern Walde, hilflos, wenn sich ein anderes Raubthier an ihn wagen würde. Er schloß die Augen und verfiel in einen wohlthätigen Schlummer.

Romanus eilte so weit es der Wald und das Gestrüpp gestatteten, im schnellsten Laufe zurück. Er mochte die Hälfte des Weges zurückgelegt haben als der Hilferuf zweier weiblicher Stimmen an sein Ohr schlug. Er wußte, daß in der Nähe eine verlassene Straße in die Berge führte und sofort war ihm klar, daß dort seine Hilfe nothwendig sei. Trotz seiner Müdigkeit suchte er so schnell wie möglich die Stelle zu erreichen. Immer dringender wurden die Rufe, aber auch kürzer die Entfernung.

Das Schwert in der Hand trat er aus dem Dickicht und mit einem Blicke erkannte er, daß er noch zu rechter Zeit komme. In der Mitte der Straße rangen zwei Frauen mit zwei Männern, welche offenbar diese berauben wollten wenn sie nicht noch Schlimmeres im Sinne hatten. Die Jüngere derselben war im ungleichen Kampfe schon ermattet und das höhnische Lachen des Angreifers verkündete dessen Sieg. Die Aeltere aber wehrte sich wie ein ergrimmter Löwe und allem Anscheine nach mußte der Gegner von ihr ablassen.

Ohne sich zu besinnen stürzte Romanus auf die Beiden ein, dem Ersten der ihm in den Weg kam, stieß er das Schwert in die Seite, dem zweiten, der sich nun auf ihn warf, versetzte er einen solchen Hieb, daß er bewußtlos zurücktaumelte und nun war

es Romanus ein leichtes, ihn unschädlich zu machen. Jetzt erst konnte er sich an die Frauen wenden und ihnen die Versicherung geben, daß sie nichts mehr zu befürchten hätten und ihren Weg ruhig fortsetzen könnten. Wie sehr war er aber überrascht, als er Sunhilde erkannte, die bewundernd auf ihren Retter blickte.

Es bedurfte aber noch längere Zeit, ehe das Mädchen sich erholte und auf die Fragen Antwort geben konnte, die Romanus an sie richtete. Jetzt erst gewahrte er zwei Pferde, die in der Nähe weideten und nun konnte er leicht errathen, daß Sunhild und ihre Magd den schönen Morgen zu einem Ritte benützt hatten, auf welchen ihnen das Unheil zugestoßen.

„Ich schulde Dir, edler Mann, mein ganzes Leben Dank,“ begann dann Sunhilde, „Du hast mir nicht nur das Leben, sondern auch die Ehre gerettet.“

„Sprich nicht davon,“ erwiderte ihr Romanus, „ich werde den Göttern ein Dankopfer bereiten, weil sie mich ausersehen haben, Dir diesen Dienst zu erweisen. Mein Landgut ist nicht mehr weit entfernt, erweise mir die Freude und ruhe unter meinem Dache aus, ich werde Dich dorthin begleiten und für Dein Weiterkommen Sorge tragen.“

Fragend blickte das Mädchen ihre Begleiterin an, und als diese bejahend winkte, gab sie ihre Zustimmung. Ein Ruf lockte die Pferde herbei und rasch schwangen sich die Beiden auf diese, während Romanus neben herschritt. Die verwundeten Strolche wurden, ohne sie mehr eines Blickes zu würdigen, ihrem Schicksale überlassen.

„Wie konntest Du es wagen, so weit und ohne jeden Schutz Dich von Deiner Burg zu entfernen?“ fragte nun der Glückliche.

„Der Morgen war so einladend,“ erzählte sie nun, „und da litt es mich nicht in den düstern Mauern. Schon oft haben wir diesen Ritt unternommen und noch niemals ist uns ein Unfall zugestoßen. Als wir in den Wald kamen, stiegen wir von den Pferden, um Blumen zu pflücken und uns damit zu schmücken, wie wir schon öfter gethan. Kaum aber war dieses geschehen, als aus dem Walde die Männer eilten und verlangten, wir sollen ihnen in denselben folgen

Als ich dieses verweigerte, wollten sie Gewalt anwenden und trotzdem ich die Einsamkeit kannte und wohl wußte, daß nur höchst selten ein Mensch sich in diese Gegend verirrte, rief ich in meiner Angst dennoch um Hilfe. Gott hat es gehört und Dich gesendet, ihm sei Lob und Preis dafür. Das Uebrige ist Dir bekannt. Meine Brüder werden Dir von nun an treue Freunde sein und ich mit ihnen Dich jederzeit willkommen heißen, wenn Du auf der Burg der Huosier erscheinst."

„Einen glücklicheren Tag habe ich nie erlebt," versicherte Romanus, „o, daß er mich dem Ziele meiner Wünsche näher bringen würde."

„Wie aber kam es, daß Du Dich in der Nähe befandest?" fragte nun das Mädchen, welches öfter den neben ihm schreitenden schönen Mann mit besonderem Wohlwollen betrachtete.

Er berichtete nun das Vorgefallene und fügte bei, daß es nur seiner Eile zu verdanken sei, daß er rechtzeitig erscheinen konnte.

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich auf dem Landgute an. Sunhilde schien sich von dem Schrecken vollständig wieder erholt zu haben, nur ihre Begleiterin konnte nicht vergessen und verlangte, man solle nach ihren Angreifern sehen und sollte Einer noch am Leben sein, möge man ihn auf die Burg führen, wo ihm dann die gerechte Strafe zu Theil werde.

Romanus kam diesem Wunsche nach. Einen Theil seiner Leute sande er an die Stelle, wo der Ueberfall stattgefunden, und einen andern mit allem Nöthigen versehen in den Wald, um Didolf und den erlegten Bären auf das Landgut zu schaffen.

Sein bestes Gemach stellte er den Mädchen zur Verfügung, um einige Stunden der Ruhe pflegen zu können. Mit eigener Hand hatte er das Lager bereitet, und die besten Felle zurecht gelegt, die in seinem Besitze waren. Es war ja das Erstemal, daß Jene, die er liebte, unter seinem Dache verweilte, und er wollte die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, all seinen Reichthum zu zeigen. Als sie daher ausgeruht, führte er sie durch sein ganzes Besitzthum, zeigte ihnen die gefüllten Scheunen und Ställe, die wogenden Kornfelder und Sunhilde mußte, als sie wieder in das Haus zurückkehrte

erklären, daß, was irdische Güter betreffe, Romanus allen übrigen Nachbarn gleichstehe.

„Warum aber waltest Du hier allein und entbehrst der liebenden Sorge eines Weibes?“ fragte ihn Sunhilde mit einem eigenen Blicke.

„Meine Zurückgezogenheit trägt daran die Schuld,“ antwortete er, „aber ich hoffe, es wird sich dieses in kurzer Zeit ändern.“

Sunhildens Magd hatte den Blick beobachtet, den er bei diesen Worten auf ihre Gebieterin warf, ein Lächeln umzog ihren Mund.

Nur mehr kurze Zeit verweilten sich auf dem Landgute, dann bestiegen sie wieder ihre Pferde.

„Vergiß nicht, daß meine Brüder Dir zu Dank verpflichtet sind und daß Du auf der Burg der Huosier jederzeit willkommen bist,“ rief Sunhilde zum Abschiede ihrem Retter zu. Dann sprengten die beiden Mädchen davon.

Bis sie in dem nahen Walde verschwanden, blickte ihnen Romanus nach, dann kehrte er wieder in das Haus zurück mit dem festen Vorsatze, daß in wenigen Tagen sich sein Schicksal entscheiden müsse.

Die Zurückkunft seiner Leibeigenen brachte ihn bald auf andere Gedanken. Die Ersten hatten die beiden Wegelagerer, den einen todt, den Anderen noch in völliger Betäubung auf der Straße gefunden. Sie aber ließen den Todten den Thieren des Waldes als Beute während sie den Angreifer der Magd knebelten und auf das Landgut brachten. Als er nach und nach zur Besinnung kam und sah in welcher Lage er sich befand suchte er sich seiner Bande zu entledigen, allein diese waren so fest zusammengezogen, daß jeder Versuch vergebens war. Als er dieses erkannte ergab er sich in sein Schicksal und ließ alle von Romanus an ihn gerichtete Fragen unbeantwortet, er wußte was seiner harre.

Erst spät am Abend kehrten die übrigen Ausgesandten mit Didolf und dem erlegten Bären zurück. Der Freigelassene war wieder rüstig und munter, seine kräftige Natur hatte den Schlag überwunden und trug keine weiteren Folgen nach sich. Von allen seinen Leuten wurde Romanus das höchste Lob zu theil, den Kampf mit einem solch riesigen Thiere gewagt, und das Glück gepriesen, es

erlegt zu haben. Einige Tage später prangte das zottige Fell als eines der werthvollsten Siegeszeichen in dem Wohngemache des Jägers.

Mit dem Freibeuter wurde kurz verfahren Romanus versammelte alle seine Leute um sich und erzählte ihnen das begaugene Verbrechen des Fremden. Darauf frug er noch einmal um sein Herkommen und als er auch diesesmal keine Antwort erhielt, befahl er demselben die Hände und Füße zu binden und ihn dann in den nahen Strom zu werfen. Keine Miene verzog der Verurtheilte, als die Knechte Hand an ihn legten und ihn an die Thore trugen. Unter höhnischen Gelächter wurde er in's Wasser versenkt, ein paar Wasserblasen erschienen auf der Oberfläche dann war alles vorbei.

Auf dem raschen Heimwege hatten die beiden Mädchen wenig gesprochen. Erst als sie am Fuße des Berges angekommen auf welchem die heimathliche Burg stand, ließen sie die ermüdeten Thiere im Schritte gehen und nun wandte sich auch Sunhilde an ihre Begleiterin mit den Worten: „Als wir heute Morgen die Burg verließen, ahnten wir nicht, welches Unglück auf uns lauerte. Unsere erste Pflicht sei daher auf den Knieen Gott für die Erhaltung unseres Lebens zu danken.“

„Er sandte uns den Retter,“ erwiderte die Magd, „ich stimme Dir aus voller Seele bei. . . Aber meine Warnung, die ich so oft schon an Dich gerichtet, möchte ich wiederholen, entferne Dich nicht mehr so weit und lege Deinem jugendlichen Uebermuth Zügel an. Du hast nun erfahren, wohin Deine Unbesonnenheit führt.“

„Seit vielen Jahren durchstreife ich Wald und Flur,“ antwortete Sunnhilde, „und noch niemals ist mir Unheil begegnet. Nicht Einwohner des Landes waren es, die uns überfielen, das erkannte ich an ihren Zügen, Fremde, welche glaubten, ungestraft ihren Gelüsten fröhnen zu können. Die Strafe hat sie erreicht, für immer sind sie unschädlich gemacht. Meine Brüder werden aber die Gegend durchstreifen und für die Zukunft von diesen Wegelagern befreien.“

„Ich darf gar nicht mehr an die Gefahr denken, in welcher wir uns befanden,“ versicherte die Magd, „so überläuft mich Zittern. Meine Kräfte schwanden in dem Kampfe, als die Hilfe in der höchsten Noth kam.“

„Romanus ist ein edler Mann,“ sprach Sunhilde, „leider hat das Licht des Christenthums sein Inneres noch nicht entzündet.“

„Woraus schließest Du das?“ war die Frage.

„Rief er nicht die Götter an, und versprach ihnen ein Dankopfer zu bringen?“ erwiderte sie ernst. „Möge ihm bald das Heil widerfahren in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen zu werden.“

„Du wirst ihn bald wiedersehen,“ meinte die Magd. „Ich beobachtete ihn heimlich und die liebeglühenden Blicke sind mir nicht entgangen, die auf Dir hafteten.“

Sunhilde erröthete und wohl um ihre Verlegenheit zu verbergen, trieb sie ihr Pferd zu rascherem Laufe an.

Warum dachte sie denn auf dem Heimwege nur immer an ihn, sah seine schöne Gestalt vor Augen und hörte den Ton seiner Stimme? Warum klopfte denn ihr Herz bei dem Gedanken, daß er, wie es schien, die Liebe noch nie gefühlt, denn sonst würde schon längst ein Weib an seiner Seite stehen? Sie fühlte eine Beengung in ihrer Brust, die sie noch nie gekannt, die sie aber auch nie mehr verlassen sollte, es war der erste Strahl der Liebe, der sich in ihr reines Gemüth gesenkt.

Als Sunhilde ihren Brüdern erzählte, was ihr zugestoßen, erzürnten diese auf das Heftigste, und wäre nicht die Nacht hereingebrochen, sie würden selbst noch die Gegend durchstreift haben. Solche Unthat war noch nie geschehen und Tuto schwur, daß er das Land von solchen Unholden befreien werde. Mehrere Tage durchzog er mit seinen Knechten bis in die Berge hinein Wald und Feld, allein nichts Verdächtiges ließ sich mehr sehen und so kehrten sie beruhigt wieder auf die Burg zurück. Mit Ungeduld erwarteten die Brüder die Ankunft des Muthigen und schon standen die Pferde in dem Burghofe gesattelt, um den Säumigen aufzusuchen, als dieser im vollen Waffenschmucke erschien, gefolgt von Didolf, der die Eile seines Herrn nicht begreifen konnte.

Wie ein alter langbewährter Freund wurde er von den Huosiern empfangen und mit Dank für seine muthige That überschüttet. Erröthend reichte ihm Sunhilde die Hand zum Willkommen und mit

fast flüsternden Worten begrüßte sie ihn. Es war um ihr ganzes Wesen ein eigener Zauber ausgebreitet, einem solchen Frauenbilde war Romanus noch nie gegenüber gestanden.

Bald kreiste das mit edlem Weine gefüllte Horn unter den drei Männern und löste ihre Zungen, während das Mädchen nur nippte und sich dann entfernte, um die Männer ungestört ihren Gesprächen zu überlassen.

„Mein Dank kennt keine Grenzen," betheuerte Tuto, als Romanus noch einmal alle Einzelheiten der Errettung Sunhildens erzählt, und wie er den Frevler bestraft habe, „befiehl über uns und Du wirst finden, daß es nicht leere Worte sind, die über unsere Lippen kommen."

„Die Burg Hazza's ist Dir Tag und Nacht geöffnet," fügte Aribert bei, „Deine Feinde werden auch die unseren sein."

„Ich habe mich noch nie um die Welt bekümmert," antwortete Romanus, „ruhig und sorglos floß meine Jugendzeit dahin, mein Haus ist mein Alles, die Jagd meine Freude und Erholung, nach Weiterem trage ich kein Begehr."

„Wenn aber des Herzogs Ruf an Dich ergehen sollte, dem Lande Deine Kraft zu weihen, würdest Du zurück bleiben?" fragte Aribert.

„Ich bin ein freier Mann," erwiderte der Gefragte stolz, „und erkenne Niemand über mir an. Den Boden, auf dem ich lebe, habe ich von meinem Vater überkommen. Recht und Gerechtigkeit übe ich unter meinen Untergebenen selbst aus. Ich habe wohl gehört, daß ein Herzog über das Land gesetzt sei, seine Macht reicht aber nicht bis zu mir. Sollten aber Feinde es wagen, uns zu überfallen, so werde ich der Erste sein, der mit den Seinen sie vertreiben wird."

„Ich wollte Dich mit an den Hof Garibalds nehmen," fuhr Aribert fort, „damit Du im Rathe der Edlen des Landes zum Besten Aller wirken könntest. Mit Freuden würdest Du dort empfangen werden."

„Laß das," verlangte Romanus, „mein Sinn strebt nicht nach Höherem, auf der Scholle wo ich geboren, will ich auch sterben, ich bin mit ihr verwachsen, wie die Wurzeln mit der Eiche. Ein anderer Wunsch ruht in meiner Brust, dessen Erfüllung meine ganze Lebens-

zeit erfreuen und zu welchem Ihr mir hilfreiche Hand bieten könntet."

„So sprich ihn aus und wenn es in unserer Macht liegt, so sei dessen versichert," betheuerte Tuto.

Ein kräftiger Zug aus dem Horne, schien aber dem Gaste erst Muth verleihen zu müssen.

„Ich hause einsam und allein," fuhr er dann nach einer Pause fort „und erachte die Zeit für gekommen, ein Weib mein zu nennen. Als ich bei Euers Vaters Tode zum erstenmale diese Burg betrat, ahnte ich nicht, daß sie eine Jungfrau in sich berge, welche an Schönheit nnd Güte alle ihres Gleichen überstrahle und daß wer sie einst sein eigen nennen werde, der Glücklichste der Sterblichen sei. Schon damals faßte ich eine innige Neigung zu ihr, die ich seitdem in mir verschloß, denn wie sollte ich, der Unbekannte, auf eine Erwiderung meiner Gefühle hoffen dürfen. Ein gütiges Geschick führte sie mir aber wieder zu, nicht länger kann ich nun schweigen und deßhalb frage ich Euch, wollt Ihr mir Sunhilde zum Weibe geben? Der freie Mann hat Euch offen gestanden, was sein Herz bewegt, an Reichthum stelle ich mich Euch gleich und ich glaube, in meinem Hause sei so glücklich und zufrieden zu wohnen, wie hier auf Eurer Burg."

Erstaunt wechselten die Brüder ihre Blicke, ein solches Verlangen hatten sie nicht erwartet.

Romanus, der dieses wohl bemerkte, fuhr nun fort: „Daß Ihr aber nicht glaubt, ein Unwürdiger verlange sie, so vernehmt, daß mein Stamm wohl dem Euern gleich, ja vielleicht noch älter ist. Vom Vater auf den Sohn hat sich die Kunde, wie wir in dieses Land kamen, fortererbt und Ihr sollt die Einzigen sein, die davon Kenntniß erhalten."

Er wartete einige Sekunden auf ihre Zustimmung, als diese erfolgte, erzählte er weiter: „In meinen Adern rinnt das Blut der einstigen Herrscher dieses Landes. Mein Urahn war ein Bruder des römischen Kaisers Severus, ein Mann tapfer im Kriege und weise im Rathe. Als Severus mit Hilfe der Prätorianer den Thron bestieg, flüsterten ihm Schmeichler in das Ohr, sein Bruder strebe nach seinem Leben und der Herrschaft, und der schwache Mann glaubte

ihnen. Er verbannte ihn deßhalb nach Rhätien mit der Weisung, sobald er die Grenzen Italiens überschreite, sei sein Leben verwirkt. Valentinian, dieses war der Name des Geächteten, verließ mit Weib und Kind die sonnigen Fluren Italiens und zog nach dem rauhen Norden. Lange irrte er in den Bergen umher um eine passende Wohnstätte zu finden. Als er in diese Gegend kam, gefiel sie ihm so gut, daß er beschloß, seinen Wanderstab niederzulegen und sich häuslich niederzulassen. Nach dem Tode des Kaisers erschienen wohl wieder Abgesandte aus Rom, um ihn zu bewegen, nach der alten Heimath zurückzukehren und am öffentlichen Leben wieder Theil zu nehmen. Allein Valentinian hatte die Wandelbarkeit des Lebens und dessen Bitterkeiten kennen gelernt und zog vor, seine Tage in Ruhe und Frieden zu verleben. Sein Sohn suchte sich ein Weib aus den Eingeborenen, und so verschmolz der Römer mit dem Bajuwaren. Alle die Stürme, die das Land durchzogen, berührten uns nicht, nur mein Vater zog mit dem Fürsten der Heruler einst nach Rom, um die Stadt zu sehen, der wir entstammten. Meine Ahnen liebten die neue Heimath über alles und wäre die Erinnerung nicht gewesen, sicher hätten die Nachgebornen geglaubt, daß sie wirkliche Kinder des Landes seien. Ich bin der Letzte dieses Geschlechtes. Mein Bruder ging einst auf die Jagd und kehrte nicht mehr zurück, sein Gebein wird wohl in einer Felsenschlucht bleichen, wenn er nicht eine Beute der wilden Thiere wurde. Der alte Name der Römer würde mit mir aussterben, wenn ich schnell dahin gerafft würde. Nun frage ich wieder, wollt Ihr mir Eure Schwester zum Weibe geben, und nehmt dagegen meinen Schwur, daß ich sie wie lauteres Gold hüten und glücklich machen werde."

„Du sprichst offen und ehrlich, wie es dem freien Manne ziemt," erwiderte ihm nun Tuto, welcher seiner Erzählung aufmerksam gefolgt war. „Sei versichert daß von unserer Seite Dir kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, doch nur wenn unsere Schwester erklärt, freiwillig Dir zu folgen, können wir unsere Einwilligung geben. Einen Zwang auf dieselbe auszuüben, wäre gegen Sitte und Recht."

„Du bist mir als Blutsverwandter willkommen," versicherte

Aribert, und ich hege keinen Zweifel, daß Deine Versicherungen Wahrheit sind. Wir wollen deßhalb Sunhilde hören, sie allein kann hier entscheiden."

Das Mädchen wurde herbeigerufen. Sie mußte ahnen, um was es sich handle, denn mit hochgeröthetem Gesichte und niedergeschlagenen Augen trat sie ein.

„Sunhilde, Schwester," wandte sich Tuto an sie, „hier steht ein freier Mann, der Retter Deines Lebens, der um Deine Hand wirbt und gegen den wir keine Einwendung zu machen vermögen. Sprich ohne Scheu aus, ob Du ihm folgen willst oder nicht."

Sunhilde war ob dieser Mittheilung tief bewegt. Nur einen Augenblick schweifte ihr Auge über die Männer, dann legte sie die Hand auf das Herz und sprach in fast flüsterndem Tone: „Ich würde ohne Zögern ja sagen, denn schon die edle That, hat mein Herz gewonnen, und mir gezeigt, daß ich einem tapfern und hochsinnigen Manne mein zukünftiges Leben anvertrauen würde. Allein eine tiefe Kluft trennt uns für immer. Nur einem Manne kann ich angehören, der unseres Glaubens ist, nur dann fühle ich mich als Weib, wenn des Priesters Segen auf mir ruht."

Romanus erbleichte, als er diese Worte vernahm.

„Du liebst mich," rief er dann aus, „das sagt mir der Ton Deiner Stimme, der Blick aus Deinen Augen. Warum soll aber nun Dein Glaube ein Hinderniß unserer Vereinigung sein? Bete Du zu Deinem Gotte, ich werde Dich nicht daran hindern, und laß mich meinen Göttern opfern."

„Niemals," erwiderte fest das Mädchen, „und wenn das Herz mir auch brechen würde. Wüßtest Du, welche Ruhe in Dich einziehen würde, wenn Du den Christusglauben kennen würdest, heute noch würdest Du verlangen, seine Wahrheiten kennen zu lernen. Ich liebe Dich, ich gestehe es Dir, denn eine Lüge kam noch nie über meine Lippen. Aber eben so fest bleibe ich bei meiner Ueberzeugung. Meinem sterbenden Vater habe ich es in die erkaltende Hand gelobt, nur einem Christen anzugehören, und diesen Schwur werde ich heilig halten. Komme wieder, wenn Du Deine Götter verlassen und ich werde mit Freuden Dir in Dein Haus folgen."

Langsam verließ sie das Gemach. An der Brust der treuen Magd weinte sie ihren Schmerz aus, Glaube und Liebe kämpften in ihrem Innern einen schweren Kampf, der erstere aber siegte.

Längere Zeit stand Romanus sprachlos da, diesen Widerstand hatte er nicht erwartet. Er konnte nicht begreifen, daß Sunhilde an einem Gotte hange, der ihm gänzlich unbekannt war und um deßwillen sie ihn verschmähen konnte. Sein Stolz regte sich, er glaubte ebenso groß und mächtig zu sein, wie dieser Christengott und sprach dieses nun auch den Brüdern Sunhildens gegenüber aus. Diese sahen aber ein, daß eine Belehrung in dieser Stunde fruchtlos sein würde und gaben ihm beim Abschiede, den Wunsch zu erkennen, er möge bald wiederkehren und dann würde Sunhilde ihn in die neue Lehre einweihen und sicher werde er andern Sinnes werden.

Mißmuthig und enttäuscht verließ er die Burg. Didolf, der an seiner Seite ritt, gewahrte dieses.

„Warum blickst Du so trübe,“ fragte dieser seinen Herrn, „Deine Stirne runzelt sich und Deine Wimpern zucken. Sind Deine Wünsche nicht erfüllt worden?

„Ich glaubte mich nahe am Ziele,“ erwiderte Romanus dumpf, „ein Unbekannter steht mir im Wege, dem ich dienstbar werden soll.“

„So suche ihn kennen zu lernen und vernichte ihn,“ forderte Didolf.

„Sie nennt ihn einen Gott, der unerreichbar ist,“ versicherte Romanus.

„Ist er dem Jupiter gleich, den wir anrufen, wenn wir in Noth sind,“ wollte der Freigelassene wissen. „Sendet er Blitze, wenn er zürnt?“

„Ich weiß es nicht,“ war die Antwort, ich habe noch nie von ihm gehört, noch keine Thaten gesehen, die er verrichtet. Er soll mir beweisen, daß er vorhanden, dann könnte ich an seine Macht glauben.“

„So warst Du also vergebens auf der Burg?“ forschte Didolf weiter.

Romanus beantwortete diese Frage nicht mehr, sondern gab seinem Pferde die Sporen, das nun in rasender Eile dahinschoß, daß Didolf fast nicht mehr im Stande war, seinem Herrn zu folgen. Mehrere Tage war Romanus auf dem Landgute nicht sichtbar, allein schweifte er in den Wäldern umher und Stunden verträumte er in dem Schatten der Eichen, Sunhildens gedenkend, die ihn liebte und ihm doch nicht angehören wollte. Warum sollte er die alten Götter verlassen, dachte er sich, denen er von Kindheit auf diente, die ihm noch nie ein Leid zugefügt und einem neuen Gotte anhängen, den er nicht kannte. Hatten die Penaten seines Hauses dieses nicht immer beschützt, seinen Fleiß und seine Mühe gesegnet und seine Felder vor allem Mißgeschicke bewahrt? Was sie nur mit ihrem Gotte und dem Frieden wollte, der sich dann in seine Brust senken würde. Nie mehr sollte sein Fuß die Burg betreten, er glaubte sich stark genug, Sunhilde vergessen zu können.

Allein die Liebe war mächtiger als sein Wille. Sie zog ihn wieder hinauf, wo er mit der gleichen Freude begrüßt wurde, wie das Erstemal. Nur Sunhilde war stiller und ernster gegen ihn, und manchmal glaubte Romanus sogar an ihren gerötheten Augen zu erkennen, daß sie geweint habe. Allen Fragen wich sie aus und wenn er dringender wurde, so eilte sie davon und verschloß sich in ihr Gemach. Er fühlte, daß sein ganzes Sein an dem Mädchen hing und daß er ohne sie nicht leben könne, er mußte daher zu einer Entscheidung drängen.

„So erzähle mir von Deinem Gotte, der, Dir über alles, sogar über meine Liebe geht," verlangte er eines Tages von ihr. „Beweise mir, daß er mächtiger ist, als diejenigen die ich bisher verehrte und ich will ihn an die Stelle der alten setzen."

Ein Freudenstrahl überzog Sunhildens Antlitz, einen dankerfüllten Blick warf sie zum Himmel. Das höchste Glück erfüllte ihre Brust in diesem Augenblicke, denn nun wußte sie, daß sie ihm angehören und ihre Liebe die edelste Weihe empfangen werde.

In Gegenwart ihrer Brüder unterrichtete sie ihn in den Lehren des Christenthums, überzeugte ihn von der Nichtigkeit und Machtlosigkeit der Götter und daß nur Lug und Trug der heidnischen

Priester den Glauben an sie erhielten. In feurigen überzeugenden Worten schilderte sie ihm, warum Christus auf die Welt gekommen und die Schmach des Kreuzestodes erduldet habe und daß nur in dem Glauben an ihn das Heil der Welt und der Menschen zu finden sei.

Es bedurfte nicht langer Zeit, so war Romanus bekehrt, die Liebe ist ja die beste Lehrmeisterin, und nun herrschte großer Jubel auf der Burg der Huosier, denn der Verbindung der Beiden stand nichts mehr im Wege.

Romanus war nun selbst Lehrer geworden, seine Freigelassenen und Leibeigenen sollten mit ihm an einem Tage die Weihe der Taufe empfangen. Nur bei einem stieß er auf Widerstand; dieser war Didolf, welcher schwur eher sein Leben zu lassen, als den Christenglauben anzunehmen.

„Ich will Dich hiezu nicht zwingen," sprach Romanus zu ihm, „aber tief bedauere ich Dich, daß Du noch länger in finsterer Nacht lebest und dem Lichte fernbleibst, das allein unser Dasein mit heiligem Frieden und seliger Ruhe erfüllt. Deines Bleibens ist nicht länger bei mir. Nimm diesen Beutel mit Gold und ziehe hin in Frieden. Vielleicht kommt auch bei Dir einst der Tag der Erkenntniß, dann kehre zurück und ich werde Dich mit offenen Armen empfangen."

Als Sunhilde und ihre Brüder die Neubekehrten fest genug in dem neuen Glauben wußten, zogen sie hinab auf das Landgut und Tuto taufte sie alle im Namen des dreieinigen Gottes. Ein großes Freudenmahl beschloß die Feier, die Bildnisse der alten Götter wurden verbrannt und das Kreuz an deren Stelle gesetzt.

Vier Wochen später füllte sich die Burg mit den Edeln des Landes als Hochzeitgäste. In alle Gauen waren Boten gesandt worden, welche von den freudigen Erreignisse Kunde gaben. Herzog Garibald war mit seinen Söhnen und seiner Tochter Theodolinde erschienen, deren Schönheit aller Blicke fesselte. Aus der alten Römerstadt Augsburg, in welcher das Christenthum tiefe Wurzeln gefaßt hatte, war der Priester erschienen, der dem Wunsche Sunhildens gemäß ihrem Bunde die kirchliche Weihe gab. In jugendlichem Liebreize trat sie vor das einfache Bild des Gekreuzigten, das allein den kleinen

Raume schmückte, den sie dem Dienste des Herrn geweiht hatte und Romanus pries im Innern die Stunde, welche ihn zum Christen weihte und ihm Sunhilde als treues Weib zur Seite gab.

Mehrere Tage dauerten die Festlichkeiten, dann wurde es wieder stille auf der Burg. Seinen Leibeigenen hatte Romanus die Freiheit und so viel Land von seinem Eigenthum geschenkt, daß in alle Zukunft für sie gesorgt war.

Ein mächtiges und großes Geschlecht sollte aber aus dieser Verbindung erstehen.

---

3. Kapitel.

Der Longobarden Brautzug nach Bayern.

In dem Königsschlosse in Pavia ging ein Jüngling mit erregten Schritten auf und ab. Er war schön mit den glänzenden Augen, dem langen goldnen Haare, das in Locken seine Schultern berührte, dem feingezogenen Munde und dem schlanken Wuchse. Ein purpurner Mantel und ein einfacher Goldreif lagen auf einem Tische in dem glänzenden Gemache und bezeugten die hohe Abkunft desselben. Ein reichgeziertes Schwert trug er an der Seite.

Seine Unruhe stieg immer höher und machte sich endlich in einem Selbstgespräche Luft. „Adelwald läßt lange auf sich warten," sprach er, „er könnte seiner Nachricht gemäß wohl schon gestern Abend eingetroffen sein. Er weiß mit welcher Sehnsucht ich der Antwort des Frankenkönigs entgegensehe und daß ich ihm befohlen habe, ohne Aufenthalt die Rückreise zu vollenden. Wird er gute oder schlimme Botschaft bringen? Autharis, der Longobardenkönig wird sich darnach zu richten und zu beherrschen wissen."

Kaum hatte er aber ausgesprochen, als aus der Ferne Hörnerklang hörbar wurde und dazwischen war das Jauchzen des Volkes deutlich vernehmbar. Immer näher kam es dem Schlosse zu, es war für den König kein Zweifel mehr, daß der Erwartete nahe.

Autharis stand in der Mitte des Saales, als die Thüre sich öffnete und ein Greis mit langem weißen Barte und ehrfurchtgebietenden Mienen eintrat. Einige andere Edle des Staates folgten ihm, alle waren bestaubt, als Zeichen, daß sie schon einen weiten Weg zurückgelegt hatten. Als sie des Königs ansichtig wurden, beugten sie sich zum Gruße tief zur Erde, dieser aber eilte dem Greise entgegen und umarmte ihn.

„Deine finstere Miene läßt mich nichts Gutes ahnen," sprach der König dann zu ihm. „Sprich Fürst, und wenn es auch das Schlimmste sein sollte, ich weiß es zu ertragen."

„Dem ist auch so," erwiderte Adelwald, der weiseste der Fürsten der Longobarden, dem der König sein vollstes Vertrauen schenkte und ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. „Gib jede Hoffnung auf die fränkische Königstochter auf."

„Erzähle," forderte ungeduldig der König, indem er die Hand an den Knauf seines Schwertes legte.

„Als ich das Erstemal mit Deiner Brautwerbung am Hofe des Königs Childerich erschien," berichtete nun der Fürst, „wurde ich wie bekannt, mit allen Ehren aufgenommen. Viele Stunden weit wurde mir eine Gesandtschaft entgegengeschickt, um mich in die Stadt zu geleiten und als ich ankam, kam der König mir mit seiner Gemahlin entgegen und drückte seine Freude aus, den Abgesandten des mächtigen Longobardenkönigs begrüßen zu können. Und als ich dann um seine Tochter Kloteswinda für Dich warb, erhielt ich von Beiden ohne Bedenken das Jawort, denn durch verwandtschaftliche Bande mit Dir mein König und Herr vereinigt zu sein, rechne er zum Glücke für sich und sein Land. Als ich ihm Deine Geschenke vorlegte, äußerte er sich mit Entzücken darüber, und so glaubte ich Alles in bester Ordnung und konnte die Heimreise mit voller Befriedigung antreten. Daß aber seine Worte nur Lügen waren und sein Herz nicht daran dachte, Deine Wünsche zu erfüllen, mußte ich diesesmal erfahren."

„Er brach sein gegebenes Königswort?" fuhr Autharis wild erregt auf.

„Am Hofe dieses Königs herrscht Trug und List," erzählte

Adelwald weiter. Worte verwehen dort wie der Schall im Winde. Meine Ankunft erregte diesesmal Bestürzung und längerer Zeit und dringenden Forderns bedurfte es, bis ich endlich zu Childebert gelangen konnte. Als ich ihn Deinem Auftrage gemäß frug, wann er gedenke, seine Tochter an Dich zu senden und die Vermählung gefeiert werden solle, da wollte er sich fast nicht mehr erinnern, was er mir einst mit Freude zugesagt hatte und später erklärte er mir, daß seine Tochter bereits auf dem Wege nach Spanien sei, um dort dem Könige angetraut zu werden."

„Der Wortbrüchige soll meine Rache kennen lernen," betheuerte zornig Autharis. „Nur mit Blut kann dieser Schimpf getilgt werden."

„So war meines Bleibens nicht länger in Metz," schloß der Abgesandte, „schon andern Tages hatte ich die Thore hinter mir und ohne Säumen eilte ich hieher, damit Du nicht länger in Ungewißheit lebest."

„Kein Wort der Entschuldigung, gab er Dir mit?" fragte der König.

„Keines," war die Antwort, „kalt wie das Kommen, war auch das Gehen, man fand es nicht einmal nöthig, uns Gastfreundschaft zu gewähren."

„Das ist zuviel," rief nun Autharis im höchsten Zorne aus. „Ich will sie lehren, welche Ehren den Abgesandten des Königs Autharis gebühren und bei meiner Krone schwöre ich es, der treulose Frankenkönig soll furchtbar an sein Wort gemahnt werden. Dir edler Freund danke ich von Herzen für Deine Mühe, Du wirst mir auch in der Zukunft ein weiser Berather sein."

Dann sann er einige Minuten nach und trat darauf zu des Fürsten Begleiter.

„Verkündet meinem Volke, daß es zum Kriege gegen die Franken sich rüste," sprach er zu diesen „und daß ich es auf das Neue zu Ruhm und Sieg führen werde."

Ein Freudenruf ertönte aus ihrem Munde, sie zogen ihre Schwerter und versicherten ihm zu folgen, wohin er sie auch führen werde.

Mit der ihm eigenen Thatkraft rüstete nun Autharis und bald

stand ein gewaltiges Herr bereit, um die Schmach zu tilgen, die dem Longobardenkönig angethan wurde. Ehe die Franken es ahnten, war Autharis in ihrem Lande eingefallen und was sich ihm widersetzte, wurde niedergemacht. Große Bestürzung herrschte am fränkischen Hofe, denn Tag für Tag kam neue Kunde vou den Fortschritten, welche das feindliche Heer machte und daß das Land sich in eine Wüste verwandle, wenn nicht mit aller Macht dem Feinde entgegengetreten werde. Endlich ermannte sich König Childerich raffte sein Heer zusammen und zog Autharis entgegen. Allein das Glück war nicht auf seiner Seite, er verlor die Schlacht und mußte nun um Frieden bitten, den ihm Autharis aber nur unter harten Bedingungen gewährte. Unter dem Jubel seines Volkes hielt er seinen Einzug in Pavia, die Macht der Longobarden war erstarkt und Autharis durfte nun hoffen, bei einer neuen Werbung willigeres Gehör zu finden.

Ein Jahr war verflossen. Im gleichen Saale stand wieder Adelwald vor Autharis, an seiner Seite Tuto, welchen der Thatendurst an den Hof des Königs geführt hatte und der nun im Begriffe stand, wieder in die Heimath zurückzukehren.

„Du hast mir von dem schönen Herzogskinde so viel Gutes erzählt, das mein Herz seltsam bewegt," sprach der König freundlich zu Tuto. „Ich sende daher Adelwald an den Hof des Bayernfürsten, er möge sich dort selbst überzeugen, und, da ich in Deine Worte keinen Zweifel setze, um ihre Hand für mich werben. Geleite ihn dorthin und sei meines königlichen Dankes versichert. Die Bayern sind ein tapferes Volk und wer weiß, ob nicht eine Zeit kommt, wo wir vereinigt einem gemeinsamen, Feinde entgegentreten werden?"

Dann wandte er sich an den Fürsten. „Noch einmal edler Freund ziehe hinaus in das ferne Land, zu Deines Königs Glück und des Landes Wohl," bat er diesen dann, „wenn Du wiederkehrst mögen Deine Lebenstage in Ruhe dahinfließen. Deine Worte sind weise und klug, sie werden zu Herzen dringen und Du mir willkommene Antworten überbringen. Sage dem Bayernfürsten, daß ich sein Kind ehren und schätzen, und mit königlichem Glanze umgeben

werde, und daß ich ihm als treuer Freund in Noth und Gefahr zur Seite stehe. Gehe mit Gott und kehre glücklich wieder."

Er drückte Beiden zum Abschiede herzlich die Hand und lud Tuto ein, wenn seine Werbung von Erfolg, mit der Herzogstochter an seinen Hof zurückzukehren.

Am andern Tage zog ein glänzender Trupp Reiter aus den Mauern Pavia's, dem Norden zu. An der Spitze befand sich Adelwald, an seiner Seite Tuto, welcher seiner Freude, die Heimath wieder zu sehen unverholen Ausdruck gab.

„Ihr scheint freudig erregt zu sein," sprach der Fürst zu seinem Begleiter, als die letzten Thürme der Stadt verschwunden waren, „und sehnt euch wohl wieder nach der Heimath. Hat es Euch in dem schönen Lande nicht gefallen?"

„O, gewiß," war die Antwort. „Ich hatte so viel von seiner Schönheit und Pracht erzählen gehört, daß ich dem Triebe nicht widerstehen konnte, es zu sehen. Ja es sind herrliche Gefilde, reichgesegnete Fluren über welche sich ein ewig blauer Himmel spannt. Die Mannigfaltigkeit und der Glanz Eurer Blumen entzückte mein Auge, Eure Wälder hauchen süßen Duft, Eure Früchte sind kostbar und begehrenswerth. Doch auch die Heimath ist schön und wo wir in das Leben traten, zieht es Jeden wieder hin."

„Ihr habt Recht, junger Freund," stimmte der Greis bei. „Ich habe der Länder viele gesehen, allein nirgends mich so wohl gefühlt, wie auf meinem Schlosse an den Ufern des Po, dessen Fluthen die Mauern desselben bespülen. Kommen wir auf dem Wege an Eurer Heimstätte vorüber?"

„Die Straße führt in der Nähe vorbei und es wird mich und die Meinen erfreuen, Euch ein gastlich Obdach bieten zu können," war die Antwort. „Allerdings können wir das Euch nicht gewähren was Ihr hier gewohnt seid, allein es wird Euch an nichts fehlen, unsere Felder sind wohl angebaut und unsere Wälder reich an Wild."

„Begleitet Ihr mich zu dem Herzog Garibald?" verlangte der Fürst zu wissen, „und haben wir von Eurem Wohnsitz noch einen weiten Weg nach der Stadt zurückzulegen?"

„Den größten Theil der Reise habt Ihr vollendet,“ versicherte Tuto „und nach wenigen Tagen seit Ihr am Ziele angelangt. Ueberlaßt Euch meiner Führung, ruht auf meiner Burg aus und Ihr werdet neu gestärkt eure Sendung erfüllen.“

Der Fürst gab durch Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen und so wurde nun unter sinnigen Gesprächen die Reise fortgesetzt. Gar Vieles gab es zu fragen und zu erklären, als sie die alte Römerstraße durch die mit Schnee bedeckten Alpen hinzogen, auf welcher die Cohorten der Römer einst auf ihrem Siegeslaufe schritten und das Echo der Felsenwände weckten. Als sie die Berge verließen und in das ebene Land hinauskamen, staunte der Fürst über die unabsehbaren dunklen Wälder, aus welchen nur hin und wider, gleich Inseln, bebaute Landflächen sichtbar wurden. Da und dort zogen sie an Ruinen der einstigen römischen Niederlassungen vorüber, überall noch die Spuren erkennend, welche die gewaltige Völkerwanderung hinterlassen.

Auf der Burg der Huosier ertönte lauter Jubel, als Tuto wohlbehalten wiederkehrte. Sunhilde brachte ihren Erstgebornen zum Gruße, des Vaters Stolz und der Mutter Freude, welche ihm den Namen Luitpold gegeben hatte. Zwei Tage verweilte Adelwald an der gastlichen Stätte; ein Bote war vorausgesendet worden, um dem Herzoge die Ankunft der longobardischen Gesandtschaft zu verkünden. Tuto und Romanus begleiteten sie nach Regensburg.

Es herrschte ein reges Leben in den sonst so stillen Straßen der Stadt, als die Gesandten des Königs einzogen. Die dunkeln, sonnverbrannten Gesichter der Fremden erregten die Neugierde, die Pracht ihrer Kleidung, die Kostbarkeit ihrer Waffen das allgemeine Erstaunen. Ueberall jubelte man ihnen entgegen und der Greis mußte sich gestehen, daß dieses ein ganz anderer Empfang war, als der, den er einst in Metz gefunden. Die blauen Augen der Bayern blickten ihn offen und treuherzig an, der Ausdruck der Freude war unverfälscht. Die besten Hoffnungen erfüllten seine Brust, wie das Volk, so mußte auch dessen Herrscher sein.

Er sah sich nicht getäuscht. Zwar war jener Glanz beim Empfange der Gesandten durch Garibald nicht zu sehen, den sein König

entfaltete, desto größer war aber die Herzlichkeit, mit welcher sie aufgenommen wurden. Als Adelwald seine Werbung vollendet, sprach Garibald seine hohe Freude aus, seine Tochter auf einen Königsthron erhoben zu sehen, und versicherte, daß sein väterlicher Segen sie in die neue Heimath begleiten werde.

Mehrere Wochen verweilten die Longobarden am Hof Garibalds, Feste auf Feste wurden veranstaltet, endlich aber war die Stunde gekommen, mit welcher sie Abschied nehmen mußten. Reiche Geschenke wurden ihnen zu Theil und leichten Herzens trat der Fürst die Rückreise an, denn frohe Botschaft konnte er seinem König überbringen. Herzlich nahm er von Tuto Abschied, als dieser in der Nähe seiner heimathlichen Burg angekommen war, und ohne Hinderniß langten sie wieder in Italiens lachenden Gauen an.

Hocherfreut pries Autharis sein Geschick, als Adelwald alles erzählte und dieser weiter berichtete, daß die Herzogstochter in bezaubernder Schönheit und Jugendblüthe strahle, was aber als Höchstes an ihr zu preisen sei, eine Herzensgüte sondergleichen besäße. Sie werde eine Zierde seines Thrones werden und die Herzen des Volkes werden ihr jubelnd entgegenschlagen.

Mehrere Tage ging der König sinnend umher, er schien mit einem eigenen Entschlusse zu kämpfen. So stand er wieder am Fenster seines Wohngemaches, die Hände auf der Brust gekreuzt und blickte zu dem leuchtenden Sternenhimmel empor, des Mondes Silberschein, beleuchtete seine edlen Zügen und goß einen blendenden Schimmer auf sein wallendes Haar.

„Ja so sei es,“ sprach er dann entschlossen zu sich. „Ich will die Mühe der Reise nicht scheuen und sie selbst sehen, Gewißheit haben, ob der Ruf ihrer Schönheit und Güte auf Wahrheit beruhe. Unerkannt will ich ihr nahen. Falaris mein bewährter Freund soll ihr die Geschenke überreichen, ein bescheidenes Kleid soll den König nicht ahnen lassen, und habe ich selbst geprüft, dann wirl mein Glück um so größer sein.“

Diesem Entschluße folgte die rasche That. Zwölf der Edlen seines Landes wählte er aus, Falaris wurde zum Anführer des Zuges bestimmt. Erst als sie Bayerns Grenze erreichten, wurden

die Uebrigen in das Geheimniß eingeweiht und durch einen Schwur mußten sie geloben, dieses treulich zu bewahren. Autharis gönnte sich keine Rast und Ruhe, bis er das Ufer der Donau erreichte, am liebsten wäre er gleich an den Hof Garibalds geeilt, um die Erkorene zu sehen.

Der Herzog war erstaunt über die neue Gesandtschaft, welche bat, die Geschenke des Longobardenkönigs überbringen zu dürfen. Er bestimmte den kommenden Morgen, eine lange Zeit für das sehnsüchtige Verlangen des liebeglühenden Königs.

Die Stunde kam und umgeben von den Edeln der Bayern, an seiner Seite Walterada empfing er die Abgeordneten, welche die Geschenke ihm zu Füßen legten, deren Glanz die Augen blendeten.

„Euer König erdrückt mich mit seiner Großmuth,“ sprach Garibald gerührt zu ihnen, „mein Land ist zu arm, um solche Liebe und Freundschaft erwidern zu können. Sprecht ihm in meinem und meines Kindes Namen Dank aus, und versichert ihm, daß ich der Stunde mit Sehnsucht entgegensehe, die ihn für immer mit Theodolinde vereinigt.“

„Ich werde Deinen Dank unserm Herrn und König überbringen,“ erwiderte Falaris, „und ich kann Dir die Versicherung aussprechen, daß er hocherfreut darüber sein wird. Doch sage mir, warum verbirgst Du Deine Tochter vor unsern Augen? Mein Herr sandte mich namentlich deßwegen hieher, daß ich sie seine Braut, die unsre Herrin werden wird, wirklich sehen solle, damit ich meinem Herrn zuverlässig melden kann, wie ihre Gestalt sei.“

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen,“ versicherte Garibald. „Führt Theodolinde in den Saal.“

Mit gespannter Erwartung blickten Alle dem Eingange des Saales zu. Autharis war aus der Mitte der Seinen getreten, er konnte seine Ungeduld kaum mehr zügeln.

Das Mädchen erschien an der Hand ihrer Amme, langsam schritt sie die Stufen des Thrones hinan, neben welchem ihre Eltern standen. Ein beifälliges Gemurmel ging zuerst durch die Reihe der Longobarden, das aber dann in laute Rufe der Bewunderung überging. Trunken haftete das Auge Authari's an seiner Braut und

alle Ueberwindung mußte er zusammennehmen, um sich nicht zu verrathen.

Theodelinde hatte ihre Blicke zu Boden gesenkt, jungfräuliche Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Weil wir nun Deine Tochter gesehen," sprach dann Autharis selbst zu dem Herzoge, indem er einen Schritt vortrat, „die wir mit Recht zu unserer Königin wünschen, so bitte ich Dich, uns noch einen Wunsch zu erfüllen. Sie möge uns einen Becher mit Wein kredenzen, wie es später am Hofe des Königs noch öfter geschehen wird."

„Auch dieser Wunsch sei Euch gewährt," bestimmte der Herzog und auf seinen Wink eilte ein Diener fort, um das Verlangte zu holen.

Walterada goß den Wein in den goldenen Becher und reichte diesen ihrer Tochter. Schüchtern trat sie zu Falaris, nachdem sie zuerst davon genippt, und reichte ihn zum Trunke.

„Trinkt auf das Wohl Eures Königs, meines Bräutigams," flüsterte sie, „und sagt ihm, daß die Braut ihn mit Sehnsucht erwarte."

Dann reichte sie ihn Autharis. Als dieser getrunken und den Becher zurückgab, berührte er, ohne daß es einer der Umstehenden bemerkte, ihre Hand und glitt dann mit seiner Rechten ihr über die Stirn, die Nase und das Gesicht.

Erschrocken ob dieser Kühnheit und von Purpurröthe übergossen, trat das Mädchen einen Schritt zurück.

Als sie mit ihrer Amme in das Frauengemach zurückkehrte, erzählte sie dieser, daß der schöne Jüngling es gewagt habe sie zu berühren.

„Sei ohne Sorgen," erwiderte ihr diese mit einem fröhlichen Lächeln. „Wenn dieses nicht selbst der König und Dein Verlobter wäre, würde er solches nicht gewagt haben. Schweige aber darüber, damit es Dein Vater nicht erfährt, denn im Falle er wirklich Dein Bräutigam ist, so ist er werth, ein Königreich zu besitzen, und Dein Gemahl zu werden."

„Wie schön er ist," fügte Theodolinde bei.

„Welch herrliche Gestalt!" ergänzte die Amme.

„Welch Feuer sprüht aus seinen Augen," sprach des Herzogs Tochter, „wie in Erinnerung versunken zu sich.

„Du bist die Glücklichste der Sterblichen," versicherte die Amme, „ein edlerer König hat noch nie einen Thron geziert."

Noch am Abende des gleichen Tages verließen die Longobarden Regensburg, von einem Haufen Edler begleitet, welche sie bis zur Grenze beschützen sollten. Es war am dritten Tage, als sie das Gebirge erreichte und Falaris verlangte nun, daß sie wieder zum Herzoge zurückkehren sollten. Der Wald reichte bis an den Weg herab, eine mächtige Eiche beschatteten diesen.

Plötzlich erhob sich Autharis auf seinem Pferde und ritt dem Baume zu. Alle blickten ihm verwundert nach. Da sauste seine Streitaxt durch die Luft und bis an das Heft drang sie in den Stamm ein.

„Solche Hiebe führt Autharis!" rief er den Bayern zu. „Sagt dem Herzoge, was ihr gesehen!"

Dann winkte er den Seinen und ehe sich die Bayern von ihrem Erstaunen erholen konnten, waren die Longobarden ihren Blicken entschwunden.

Am Hofe des Frankenkönigs, wurde aber die Verlobung der Herzogstochter mit dem mächtigen Longobardenkönige mit großer Unruhe aufgenommen und die Feinde desselben unterließen nicht, diese bis zum Haße zu schüren. Childebert beschloß die Beiden zu züchtigen und rüstete sowohl im eigenen wie in dem Alemannenlande ein Heer aus, wovon das eine in Italien einfallen, das andere an die bayerische Grenze ziehen sollte. Der Frankenkönig fürchtete nicht mit Unrecht, wenn er länger zögern würde, könnten Bayern und Longobarden vereint über ihn herfallen und solcher Macht gegenüber mußte er unterliegen.

Als die Kunde von den gewaltigen Rüstungen der Franken den Hof Garibalds erreichte, erkanute man den Grund sogleich und der Herzog beschloß, vor allem Theodolinde in Sicherheit zu bringen. Er sandte einen Eilboten an Autharis mit der Nachricht, daß seine Tochter in Begleitung ihres Bruders Gundoald schon auf dem Wege

nach Italien sich befinde, da er sie in Regensburg nicht mehr sicher genug glaube.

Sofort bot Autharis Alles auf, seine Braut würdig zu empfangen. Mit allen Großen des Landes zog er nach Verona und schlug in den Gefilden von Sardis ein glänzendes Lager auf. In der Mitte desselben war sein weitläufiges Zelt sichtbar, das mit Allem ausgestattet war, was Glanz und Pracht damaliger Zeit zu leisten vermochte. Neben demselben war eines aus rother Seide errichtet, dessen Dach einen gewölbten Baldachin bildete und dessen Hintergrund ein Altar zierte, an welchem die Trauung vollzogen werden sollte. Die Wege waren mit feinem Kies bestreut und mit Blumen besetzt, in langen Windungen zogen sich Geflechte von einem Zelte zum andern, und am Eingange des Lagers flatterten buntfarbige Wimpel in der Luft.

Als die Ankunft seiner Braut gemeldet wurde, stieg er mit der Krone auf dem Haupte zu Pferd und mit allen seinen Edeln und Großen ritt er ihr entgegen. Kaum war er ihrer ansichtig, sprengte er auf sie zu und als er sie dann herzlich willkommen hieß erfüllte tausendstimmiger Jubel der Bayern und Longobarden die Luft, der sich durch das ganze Lager fortpflanzte, als sie dieses erreichten.

Am andern Tage wurde die Trauung feierlich vollzogen und mit freudetrunknen Blicken verließen die Neuvermählten das Zelt. Grimoald und Adelwald waren die Ersten, welche ihnen zu dem geschlossenen Bunde Glück und Segen wünschten, dann beugte Ewin der Fürst von Trient und Agidulf der Herzog von Turin das Knie vor ihnen.

Kaum aber waren sie am Nachmittage von dem Hochzeitsmahle aufgestanden, als sich drohende Wolken über dem Lager zusammenzogen und ehe man es sich versah, brach ein furchtbares Unwetter los. Ein Blitzstrahl durchsauste die Luft und fuhr in die Stange woran das königliche Zelt befestigt war. Die Trümmer derselben flogen Agilulf zu Füßen.

Als der erste Schrecken vorüber war, schlich sich der Leibknappe Agilulfs zu diesem heran und deutete auf die umherliegenden Splitter.

„Was soll das?“ forschte der Herzog.

„Ein Glückszeichen für Euch," erwiderte der Knappe mit überzeugender Miene.

„Du hast Recht, ein wirkliches Glück, daß der Blitz die Stange und nicht mich zerschmetterte," war die lachende Antwort.

„Dem ist nicht so," betheuerte der Knappe. „Ich habe aus dem Strahl des Blitzes zu weissagen gelernt und ich prophezeie Euch mein Herr, daß jenes Weib, das heute dem König angetraut wurde, nach nicht langer Zeit Eure Gattin werden wird."

„Schweig," befahl ihm der Herzog, „wenn Dir dein Leben ist! Wenn es der König erfahren würde, ich könnte Dich nicht schützen."

Allein der Knappe bestand auf seiner Behauptung. „Ihr könnt mir das Leben nehmen, deßwegen werden sich meine Worte doch erfüllen."

Nicht lange sollten die Neuvermählten das Glück ihrer Vereinigung genießen, der ausgebrochene Krieg erforderte die Anwesenheit des Königs bei dem Heer. Der kluge Feldherr sah ein, daß er in offenem Felde gegen die Uebermacht nichts auszurichten vermöge, er beschloß daher, die Kräfte der Feinde an dem Mauern der zahlreichen Städte sich brechen zu lassen, welche das Land besaß. Die Franken belagerten diese und jene Stadt umsonst, plünderten, raubten, sengten und verwüsteten das flache Land und so war in drei Monaten aller Vorrath aufgezehrt. Hunger und Krankheiten waren die Folgen davon und die Ausfälle der Longobarden dezimirten das fränkische Heer. Der Rest mußte sogar die Waffen und die Kleider vom Leibe hergeben, um das Leben zu fristen und den heimathlichen Boden wieder zu erreichen. Neuen Heerhaufen, die Childebert sandte, erging es nicht besser und so sah er sich genöthigt, endlich Frieden zn schließen.

Autharis sollte ihn aber nicht mehr erleben. Die Strapatzen des Krieges hatten seine Gesundheit erschüttert und nach kurzer Zeit warf ihn ein heftiges Fieber auf das Krankenlager. Von Tag zu Tag schwanden seine Kräfte und bald war alle Hoffnung verschwunden, ihn dem Leben zu erhalten. Theodelinde pflegte ihn mit rührender Sorgfalt, allein zuletzt mußte auch sie erkennen, daß das Leben des so innig Geliebten nur mehr nach Stunden zähle.

Als Autharis sein Ende nahen fühlte, berief er die Großen seines Reiches und seine Gemahlin an sein Sterbebette. Mit tiefer Trauer umstanden sie den sterbenden König, der sie so oft zum Siege geführt und ihre Macht auf eine so hohe Stufe gebracht hatte.

„Ich habe Euch um mich versammelt," sprach er mit immer noch klarer und fester Stimme, „damit Ihr meinen letzten Willen vernehmet. Ich fordere von Euch nur, was ich für das Beste des Landes halte, schwört mir daher, nach meinem Willen zu thun."

„Wir schwören es!" gelobten Alle.

„Wenn ich meine Augen geschlossen," fuhr dann der König weiter, „so sei meine Gemahlin Eure Herscherin mit all' den Rechten und Pflichten, wie ich über Euch regierte. Sie hat sich in allen Lagen meines Lebens nicht nur als liebendes Weib, sondern auch als weise Rathgeberin erwiesen, ihr hoher Verstand wird den schwierigsten Verhältnissen zu begegnen wissen. Dann aber wünsche ich auch, daß sie sich so bald wie möglich wieder verehelichen werde. Das Land bedarf eines thatkräftigen Königs, der die Zügel der Regierung in festen Händen hält, denn der Feinde sind Viele, die auf die Ohnmacht des Reiches bauen. Sie wird den Würdigsten zu wählen wissen und Ihr Alle werdet ihr Treue und Gehorsam bewahren, wie mir. Meinen Leib bringt nach Monza, dort mag er die Stunde der Auferstehung erwarten."

Weinend sank Theodelinde an das Lager und bedeckte seine erkaltenden Hände mit Küssen. Selbst den ältesten Männern perlten die Thränen über die Wangen bei dem Anblicke der Leichenblässe, welche nun Autharis' Gesicht überzog.

Nur wenige Stunden noch, dann hatte sein Herz aufgehört zu schlagen. Von einem Ende des Landes, bis zum andern ertönte das Weheklagen des Volkes und als seine Leiche dem kühlen Schooße der Erde übergeben wurde, zerrissen viele ihre Kleider und beraubten sich des Haares, als Zeichen, wie treu sie ihren König liebten.

Nachdem ein Jahr verflossen, drängten die Edeln Theodelinde, dem Willen Autharis gemäß einen Gatten zu wählen. Lange sträubte sie sich, allein als die Bitten und Ermahnungen immer dringender wurden, gab sie nach.

Agilulf, der Herzog der Trienter, verweilte damals an ihrem Hofe. Er war der Mächtigste und Tapferste von Allen.

Zu einem festlichen Mahle hatte sie Alle geladen, bei diesem wollte sie ihren Willen kund geben. Zum erstenmale erschien sie wieder in den königlichen Gewändern, mit einem Lächeln auf den Lippen.

Als das Ende des Mahles nahte, erhob sie sich von ihrem Sitze und reichte Agilulf den Becher mit Wein.

„Leere ihn bis zum Grunde," sprach sie zu dem Herzog, „auf mein und der edlen Longobarden Wohl, von heute ihr König und mein Gemahl!"

Ein Jubelsturm durchbrauste den Saal und aus aller Munde ertönte das Lob der Weisheit der schönen Königin.

Als Agilulf spät am Abend in seine Behausung zurückkehrte, erwartete ihn sein Knappe.

„Sind meine Worte nun nicht in Erfüllung gegangen, die ich damals in dem Lager zu Sardis zu Euch sprach?" begrüßte ihn dieser. „Heil und Ruhm dem Könige Agilulf!"

„Du sollst nicht mehr mein Diener sein," erwiderte Agilulf, „wem die Gabe der Weissagung verliehen, der soll im Rathe der Weisen sitzen."

Bald darauf erfolgte die Vermählung, welche wieder unter dem Jubel des Volkes gefeiert wurde.

Die Bayern waren in dem Kriege gegen die Franken nicht so glücklich wie die Longobarden. Zwar zogen sie, Garibald und sein Sohn Grimoald an ihrer Spitze, muthig dem Feinde entgegen und bewiesen in mancher Schlacht ihr altgewohnte Tapferkeit. Allein das Glück stand ihnen nicht zur Seite und zuletzt mußten sie der Uebermacht erliegen.

Mit dem letzten Rest seiner Treuen wagte Garibald den Verzweiflungskampf. Siegen oder Untergehen war ihr Schlachtruf an einem trüben Morgen, als sie den letzten Angriff unternahmen. Wie Löwen stürzten sie sich in die Reihen der Franken, überallhin Tod und Verderben bringend. Als aber ihre Gegner sich von der Ueberraschung erholten und das kleine Häufchen der Kühnen gewahrten,

war der Kampf nur mehr von kurzer Dauer. Sie wurden umzingelt und Einer nach dem Andern sank entseelt oder blutend vom Pferde.

Garibald, sein Sohn und Tuto, welcher an ihrer Seite kämpfte, wurden aufgefordert sich zu ergeben, man werde ihres Lebens schonen. Statt aller Antwort stieß der Herzog einen Frankenfürsten nieder, und nun war es um die Tapferen geschehen. In wenigen Minuten strömte ihr Blut aus vielen Wunden und lautlos sanken sie zur Erde, das Schwert noch krampfhaft umfassend. Die Franken ehrten die Tapferkeit des Herzogs und legten ihn mit seinem Sohne mit allen Waffen angethan in ein Grab.

Der erste Herzog der Bayern war auf dem Felde der Ehre gefallen, das Volk verwaist. Die Franken wußten den Sieg zu benützen und brachen nun in Bayern ein. Sie getrauten sich aber nicht, einen Fremden als Herrscher einzusetzen, sondern erhoben Thassilo, einen Verwandten Garibalds auf den Thron und zugleich gab der Frankenkönig die Versicherung, daß jeder folgende Herzog, es möge das Volk ihn wählen, oder der König ihn einsetzen, dem gleichen Stamme entsprossen sein müsse. Durch dieses wurden aber die Herzoge nicht abhängig oder gar tributpflichtig, im Gegentheil sie regierten unabhängig über Volk und Land. Sie waren die höchsten Fürsten, schlossen Bündnisse und Frieden ohne die fränkischen Könige zu fragen, oder deren Bestätigung einzuholen, sprachen nach den bayerischen Gesetzen Recht über Leben und Tod, wurden nicht zum Heerbann aufgeboten und leisteten keinen Eid der Treue. Das Einzige was sie zu erfüllen hatten, bestand darin, nie mehr gegen die Frankenkönige Krieg zu führen oder mit deren Feinden in ein Bündniß zu treten. Und treu wie immer, hielten die Bayern ihre Pflichten, niemals konnten die Könige eine Klage führen.

4. Kapitel.

Garibald II. und der Bulgaren-Mord.

Der Frankenkönig Childebert gab nun den Bayern einen neuen Herzog, Thassilo, dem aber keine ruhige Regierungszeit beschieden war; denn Avaren, ein Nomaden- und Reitervolk tatarischen Stammes, waren unter ihrem Chan über Böhmen nach Thüringen vorgerückt, die Slaven machten von Norikum aus einen Einfall in Bayern. Sie wurden von Thassilo in ihr eigenes Land zurückgeschlagen, ein ewiger Friede wurde nun mit den beiden Frankenkönigen Theodorich und Theodebert, des verstorbenen Childeberts Söhnen abgeschlossen. Bald darauf starb Thassilo.

Vor dem Könige Theodorich stand eine Gesandtschaft der Bayern, deren ernste Mienen darauf hindeutete, daß sie in einer wichtigen Angelegenheit erschienen war.

„Was führte Euch zu mir," sprach der König, nachdem er sich auf seinem Throne niedergelassen. „Sprecht, ich bin bereit, Euch zu hören."

Aus der Mitte der Bayern trat nun Romanus mit stolzem Anstande vor den Herrscher der Franken.

„Der Herzogstuhl der Bayern ist verwaist," begann er seine Rede, „die Ereignisse drängen, daß er so bald wie möglich wieder mit einem thatkräftigen und tapferen Fürsten besetzt werde. Wir vernahmen die Kunde, Du hättest im Sinne einen Fürsten der Franken, uns zum Herzoge zu geben. Wir wollen aus Deinem Munde hören ob man uns die Wahrheit berichtet?"

„Dem ist so," erwiderte Theodebert. „Ich habe mein Auge auf einen Mann geworfen, der sich mir und den Meinen als der Treuesten Einer bewiesen, der an Tapferkeit alle überragt, an Weisheit im Rathe unübertroffen ist. Ihr dürft Euch glücklich schätzen, von ihm regiert zu werden."

„Das mag wohl sein," erwiderte ihm Romanus, „allein wir sind nicht geneigt, einen Fremden anzuerkennen. Dein Vater Childe-

bert hat uns feierlich versprochen, daß nur ein Sprosse der Agilolfinger über die Bayern herrschen soll und diesem königlichen Worte kannst Du nicht untreu werden. Ich sage Dir es frei, wir sind nicht gewillt, Deinen Günstling anzunehmen, so lange noch Söhne des Herzogs Thassilo leben."

„Was würdet Ihr thun, wenn ich ihn Euch senden würde?" fragte der König mißmuthig.

„Er würde die Grenzen Bayerns nicht überschreiten!" war die bestimmte Antwort.

„Wenn ich ihm aber ein Heer zur Seite geben würde" fuhr der König erregt auf.

„Dieses vertreiben," antwortete Romanus ruhig. „Höre mich weiter an, und ich glaube, daß meine Worte Dich überzeugen werden. Garibald der Sohn Thassilo's, ist ein Held, der sich in all den Kämpfen gegen die Slaven getreulich erprobt hat und an dem wir mit aller Liebe hangen. Du würdest Dir das Herz der Bayern abwendig machen, wenn Du meinem Rathe nicht folgen würdest. Du hast der Feinde genug und unklug wäre es, die Zahl derselben zu vermehren. Was wollten wir mit einem Fürsten, den wir nicht kennen, der unsere Sitten und Rechte nicht versteht und den wir immer als einen Eindringling betrachten würden? Die Zeit ist nicht dazu angethan, Zwietracht zu säen; Du bedarfst des Bayernvolkes, als die Hüter Deiner östlichen Grenzen, willst Du ruhig in Deinem Reiche herrschen. Die Slaven sind nur für kurze Zeit gedemüthigt, sobald sie sich wieder kräftig genug fühlen, werden sie mit erneuter Macht widerkehren. Aus uns fast unbekannten Ländern kam die Kunde, daß ein wildes Volk auf flinken Pferden im Anzuge sei, die Völker aus ihren Wohnsitzen verdränge und so zahlreich sei, wie die Sterne am Himmel. Ihnen entgegenzutreten, wird Muth und Entschlossenheit verlangen, diese besitzen wir aber nur, wenn wir von Dem geführt werden, dem unser Vertrauen zu Theil geworden. Dann blicke nach Süden, die Longobarden sind jeder Zeit bereit, sich Deinen Feinden anzuschließen, wirst Du solcher Uebermacht gewachsen sein? An uns Bayern hast Du aber ein treuergebenes Volk, das Alles aufbieten

wird, das hereinbrechende Unheil von Dir abzuwenden. Nun entscheide!“

Sinnend saß der König da, diese Worte hatten einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, denn aus jedem sprach die Wahrheit. Die trotzigen Gestalten, die vor ihm standen, verliehen ihnen noch mehr Nachdruck, solches Volk mußte man sich gewinnen, es wäre Thorheit gewesen, es auf Seite der Feinde zu sehen.

„Ich will nur Euer Glück und Wohlergehen,“ sprach dann der König, „ferne sei es von mir, Euch einen Herrscher zu geben, der Euch mißliebig wäre. So setzt Garibald auf den Herzogsstuhl und huldigt ihm, ich verleihe ihm Recht und Gewalt über das Land, wie seinem Vater und ich erwarte von ihm und Euch, daß Ihr unsern Feinden die Spitze eurer Schwerter zeigen und sie vernichten werdet. Zieht in Frieden heimwärts, ich werde Euch Schutz und Geleite bis zu den Grenzen Eures Landes geben.“

„Der Ruf Deiner Weisheit, der zu uns gedrungen, hat sich in dieser Stunde bestätigt,“ dankte ihm Romanus „und Freude wird alle Gauen Bayerns durchdringen, wenn wir diese Nachricht verbreiten. Sei versichert, daß unsere Treue nie erkalten wird und so fest in unsern Herzen steht, wie die Berge unseres Landes.“

Mit Ungeduld erwartete Garibald, der jugendliche Bayernfürst, die Zurückkunft der Gesandten in Regensburg. Eilboten auf Eilboten waren erschienen, die um Hilfe gegen die Einfälle der Slaven baten, die wie Heuschreckenschwärme bald da, bald dort erschienen, das Land verwüsteten und mit der gewonnenen Beute, sich in die Berge zurückzogen. Er brannte vor Thatenlust und hatte deßwegen im Stillen ein kleines Heer gebildet, um für alle Fälle bereit zu sein, wenn die Bayern mit einer günstigen Antwort zurückkehrten.

„Heil Dir Garibald, Herzog der Bayern,“ begrüßte ihn Romanus bei seinem Eintreffen, die Weisheit des Königs hat entschieden, wir huldigen Dir und geloben Dir ewige Treue. Führe uns zu Kampf und Sieg, damit der König ersehe, daß meine Worte die Wahrheit sind.“

Tief gerührt umarmte ihn der Jüngling nach dieser Rede und reichte dann Jedem zum freundlichen Willkomm die Hand.

„Die Zeit der Thaten ist schon gekommen," berichtete er dann, „die Slaven sind in das Land eingedrungen, auf und laßt uns sie züchtigen!"

Zwei Wochen später waren die Bayern, an ihrer Spitze Garibald auf dem Wege an die Grenze. Es waren viele Schwierigkeiten zu überwinden, denn theilweise deckte noch tiefer Schnee die Alpen, durch deren Schlünde und Klüfte sie ziehen mußten, um die Räuber zu erreichen. Kampfesmuthig zogen sie von Thal zu Thal, überall als die Retter aus Noth und Gefahr begrüßt. So erreichten sie endlich die Ebene, welche die Drau durchfließt und stießen auf die Slaven. Sofort begann der Kampf, der mit furchtbarer Erbitterung geführt wurde und bis zum Abende währte. Die Bayern mußten sich zurückziehen, die Schlacht war für sie verloren.

Trauernd saß Garibald auf einem Steine, als die Nacht hereinbrach, er verschmähte jedes Obdach, der Tod so vieler tapferer Männer erfüllte sein Herz mit Wehmuth. Da trat Romanus zu ihm.

„Nicht verzagt edler Herzog," tröstete ihn dieser, „überwinde das erste Mißgeschick mit männlichen Sinne, noch ist nichts verloren, ein einziger Tag kann alles wieder zurückgeben."

„Ich wollte dem Könige zeigen, daß er keinem Unwürdigen sein Vertrauen geschenkt," klagte Garibald.

„Wir haben Deine Tapferkeit und Umsicht gesehen," versicherte Romanus, „Dir ist keine Schuld an dem unglücklichen Ausgange beizumessen. In wenig Wochen werden die Lücken Deines Heeres ausgefüllt sein, und Dein Schwert siegreich über ihnen schweben.

Er bedurfte aber noch vieler Worte, ehe mit neuen Hoffnungen erfüllt Garibald sich erhob und sein flammendes Auge den wiederkehrenden Muth verrieth.

„Ich will nicht verzweifeln, sondern handeln," sprach er zu seinem Tröster, „das Unglück soll meine Kraft nicht zu brechen vermögen, ich will ihm trotzig die Stirne bieten.

Bald hatte er wieder ein neues Heer zusammengebracht und nun rückte er voll Vertrauen gegen die Slaven vor. Dieses Mal war das Glück ihm günstig, er schlug sie vollständig und konnte ihnen die gewonnene Beute wieder abnehmen, die er unter seine Bayern

vertheilte. Dann verfolgte er sie nach allen Richtungen, so daß sie nirgends mehr festen Fuß fassen konnten und sich in die unzugänglichsten Schlupfwinkel ihres Landes zurückzogen.

Siegreich kehrte der Herzog nach Regensburg zurück, überall von dem Jubel seines Volkes begrüßt.

Den Sieg erfuhren Theodorich und Theodebert nicht mehr, sie waren bereits mit ihren Söhnen und Töchtern auf Anstiften ihrer lasterhaften Großmutter Brunnhilde ermordet worden. Zuletzt ereilte aber auch diese die rächende Nemesis und an dem Schweife eines Pferdes endete sie ihr verbrecherisches Leben.

Klotar war der einzige noch übrig gebliebene Merovinger, der Sohn der Fredegunde; erst ihres Gemahles Magd, wurde sie Königin, zuletzt Mörderin, ein durch Verbrechen allberüchtigtes Weib. Als sie den Thron innehatte, herrschte sie über alle drei fränkischen Königreiche. Es war eine schreckliche, mordlustige Zeit. Vergebens warnten die Weisen des Volkes und die französischen Bischöfe, umsonst warnten sie vor Unheil und Verderben, ihre Worte wurden nicht gehört, sie büßten dafür nur mit Tod oder Verbannung.

In Frankreich waren die Einwohner schon vollständig zum Christenthume bekehrt, in Bayern noch ein Theil Heiden oder Arianer, welche die Gottheit Christi nicht anerkannten. Da kamen zwei fränkische Priester in das Land gezogen, Eustasius und Agilus, edlem Geschlechte entsprossen, welche von dem schlechten Zustande der christlichen Religion in den Ländern vom Lech, der Isar und des Inns gehört hatten. Im heiligen Eifer durchzogen sie alle Wohnstätten und führten viele Irregeführte wieder auf die rechte Bahn und damit ihr Werk nicht untergehe, ließen sie vertraute und kluge Männer im Lande zurück, als sie wieder in die Heimath zurückkehrten.

König Klotar nahm seinen Sohn Dagobert zum Mitregenten an und übergab ihm die Verwaltung des Königreichs Anstrasien. Der kräftige Pipin wurde ihm als Begleiter und Berather beigegeben. Unterdessen hatten sich die Avaren und Slaven wieder gestärkt und beunruhigten die benachbarten Länder. Herzog Garibald verlangte nun von dem König Dagobert Schutz für sein Land und daß er die

Slaven mit Krieg überziehe. Ueber diese herrschte Samo, ein Kaufmann aus dem Frankenlande. Da er eben zur Zeit, wo sie mit ihren Unterdrückern, den Avaren Krieg führten, des Handels wegen sich in ihrem Lande aufhielt, wählten sie ihn zuerst zu ihrem Heerführer, dann zum Könige. Samo war nun bereit, die fränkische Hoheit anzuerkennen, allein das Volk wollte nicht. Drei Armeen rückten nun in das Land der Slaven ein, zwei, die longobardische und alemanische, waren siegreich, die dritte aber aus Austrasiern bestehend, wurde in einer dreitägigen mörderischen Schlacht überwunden und in wilde Flucht geschlagen.

Als Garibald aus diesem Kriege nach Regensburg zurückkam, erwartete ihn eine Gesandtschaft der Bulgaren, über die er hoch erstaunt war. Es waren wilde Männer, mit langen schwarzen in einander geflochtenen Haaren, gelben Gesichtern und unheimlichen Augen. Ihre Kleidung bestand aus rohem Leder, ihre Waffen waren Schild, Speer und Schwert. Kein Schmuck, kein Zierrath war an ihnen sichtbar, ihr ganzer Reichthum bestand in ihren leichten, aber schnellfüßigen Pferden.

„Wir kommen, um Dich um Zuflucht und Hilfe zu bitten," begann ihr Chan, als Garibald sie empfing. „Vor einem Jahre starb unser Anführer. Wir konnten uns mit den verbündeten Avaren über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen. Es kam zu einem Kriege zwischen uns, in dem wir überwunden und aus dem Lande vertrieben wurden. In großer Anzahl mit Weib und Kind lagern wir an der Grenze Deines Reiches, die wir ohne Deine Erlaubniß nicht zu überschreiten wagen. Der Winter naht, uns fehlt Alles, die Heimath, Nahrung und Obdach. Sei großmüthig und mildthätig und gewähre uns Unterkunft, bis wir im Stande sind, weiterzuziehen und eine neue Heimath zu suchen. Ein dankbares vom Unglück hart geprüftes Volk wird segnend Deinen Namen preisen und vom Untergange gerettet sein."

„Es sei ferne von mir, daß ich mich Dir und Deinem Volke gegenüber lieblos zeigen werde," erwiderte ihm der Herzog. „Allein in meiner Macht allein liegt es nicht, diese Bewilligung zu ertheilen, sie steht allein dem Frankenkönig Dagobert zu; an ihn wende Dich

und wenn er mir Botschaft sendet, so sei überzeugt, daß ich Euch Gastfreundschaft gewähren werde, so lange Du sie forderst. Mein Land ist groß und bietet hinlänglich der Nahrung, der Ihr bedürft. Du bürgst mir aber mit Deinem Leben, daß Ihr friedlich unter meinem Volke weilen werdet."

„Wie soll ich Dir für Deine Güte und Gnade danken," versicherte der Chan, „befehle über uns und wir alle opfern willig unser Leben für Dich. Vollende aber Dein Werk und gib mir einen zuverlässigen Begleiter an den Hof des Frankenkönigs mit, der meine Bitte unterstützt und Deine Bereitwilligkeit dem Könige versichert. Ich eile zuerst zu meinem Volke um ihm die frohe Nachricht zu überbringen, nach meiner Rückkehr möge sich Dein Erwählter mir anschließen."

„So sei es," bestätigte Garibald, „und ich werde den Befehl ertheilen, die Deinigen während Deiner Abwesenheit mit allem Nothwendigen zu unterstützen."

Der Chan wollte den Saum des Kleides Garibalds küssen, allein dieser verweigerte es.

„So möge Dein Name in unendlicher Ferne blühen und wachsen," sprach der Chan glückwünschend mit feierlicher Stimme, „möge alles, was Du unternimmst, Dir zum Heil und Segen gereichen und Dein Name nie untergehen, sondern als glänzende Sonne leuchten und kommende Geschlechter Deine Weisheit und Güte preisen!"

Bald darauf kehrte der Chan in Begleitung einiger tapferen Bulgarenjünglinge zurück und eilte dann an den fränkischen Hof, um die Erlaubniß der Niederlassung im Bayerlande zu erholen. Dagobert wich anfänglich der Bitte des Bulgarenchans unter verschiedenen Vorwänden aus, es könnte ihm daraus nur Nachtheil erstehen. Der eigentliche Grund aber war, daß er eine so große Stärkung der Macht der Bayern fürchtete, denn er wußte aus den geführten Kriegen, daß die Bulgaren nicht nur ein tapferes, sondern auch opfermüthiges Volk waren, daß die Wohlthat, welche ihnen erwiesen, nie vergessen werde. Als aber der Chan mit seinen Bitten nicht nachließ und diese mit reichen und seltenen Geschenken unterstützte, da gab er endlich nach unter der Bedingung, daß Herzog Garibald

sie im ganzen Lande vertheile, ihnen die Waffen bis zu ihrem Abzuge abnehme und sie im Frühlinge ihren Wanderzug wieder fortsetzen müßten.

Garibald kam getreulich dem erhaltenen Befehle nach. An den Ufern des Inns und der Isar, an dem Fuße der Alpen wies er ihnen ihre Heimstätten an und willig wurden sie von den Bewohnern aufgenommen. Das Unglück, das sie betroffen, hatte das Mitleid erweckt und obwohl die Bulgaren der Zukunft immer noch trübe entgegensahen, der angebrochene Winter hatte seine Schrecken verloren, sie hatten doch nun Unterkunft und Schutz gefunden.

Jahre waren dahin geschwunden auf der Burg der Huosier in Friede und Eintracht, nur ein Einzigesmal von traurigen Tagen unterbrochen, als die Kunde von Tuto's Heldentod und bald darauf die Leiche anlangte, die unter Thränen und Klagen neben den Vater gebettet wurde. Ein Kreis blühender Kinder umstand Romanus und Sunhilde, und so fehlte nichts mehr ihrem Glücke. Als aber nun auch Aribert sich ein Weib aus dem Schlosse der mit ihnen verwandten Faganer geholt hatte, wurde die Burg zu klein und Romanus erbaute sich eine neue, unfern der alten, nur noch höher gelegen.*) Den Vorstellungen Tuto's nachgebend, hatte er sich am öffentlichen Leben immer mehr und mehr betheiligt und die Kämpfe mitgemacht, die unter den Herzogen geführt wurden. In allen zeichnete er sich nicht nur durch seine Klugheit, sondern auch durch seine Tapferkeit aus, aber am liebsten verweilte er doch immer im Kreise der Seinen und lehrte die Knaben auf ihren Zügen durch die Wälder den Jagdspieß handhaben und das Schwert führen.

Nun aber war er alt geworden, die Knaben zu Jünglingen herangewachsen, die seiner väterlichen Leitung nicht mehr bedurften. Luitpold, sein Erstgeborner, war eine männlich schöne Erscheinung und wurde ganz des Vaters Ebenbild an Gesinnung und Thatkraft. Hezilo der jüngere war ruhiger Natur; ihm war es am liebsten unter dem Schatten der Bäume dem Gesange der Vögel zu lauschen oder die Blumen zu betrachten, die Wald und Flur schmückten. Hereswinda

*) An der Stelle der späteren Burg Wolfratshausen an der Isar.

und Clotilde, die beiden Mädchen, versprachen an Schönheit ihrer Mütter gleich zu werden, für die Ausbildung ihrer Geister sorgte Sunhilde mit mütterlicher Zärtlichkeit.

An einem kalten stürmischen Herbstabende, der die letzten kahlen Blätter von den Bäumen trieb, begehrte ein Wanderer mit silberweißen Haaren Einlaß in die Burg. Sogleich wurde er auf Romanu's Befehl zu ihm geführt und freundlich willkommen geheißen. Es war immer ein angenehmes Ereigniß, wenn ein Fremdling an der Pforte erschien und man verfehlte nie, demselben so lange Gastfreundschaft zu gewähren, als dieser es wünschte, denn er mußte meistentheils zum Danke die Zeit mit den Schilderungen der fernen Länder, die er gesehen, und seiner Erlebnisse ausfüllen.

Als der Fremde vor Romanus und Sunhilde stand, schlug er ein Oberkleid zurück und nun sahen sie, daß er ein priesterliches Gewand trug.

„Du kennst mich nicht mehr Romanus?“ fragte der Fremde „und doch bin ich Dir einst nahe gestanden.“

„Der Ton Deiner Stimme klingt meinem Ohre bekannt,“ erwiderte ihm der Burgherr, „jedenfalls hat sich Dein Aeußeres verändert und das Alter Deine Züge verwischt.“

„Didolf!“ rief nun plötzlich Sunhilde voll Erstaunen aus, nachdem sie den Priester schärfer in das Auge gefaßt hatte.

„Ihr habt mich erkannt,“ bestätigte nun dieser, „aber nicht mehr der Heide, sondern ein Diener und Verkünder der göttlichen Lehre, der im Auftrage des Oberhauptes der Kirche auf dem Wege nach dem Sachsenlande ist, die Ungläubigen zu bekehren.“

Große Freude herrschte nun auf der Burg; Romanus ließ ihn in das beste Gemach führen und bat ihn, zuerst von den Mühen der Reise auszuruhen und dann im Kreise der Familie seine weiteren Schicksale zu erzählen.

Nicht lange verweilte Didolf dort, dann kehrte er zurück. Der brennende Kienspahn erhellte nur düster das hohe Wohngemach. In der Mitte zwischen Romanus und Sunhilde wurde ihm der Ehrenplatz angewiesen und es hingen nun Aller Augen mit Spannung an ihm.

„Merkwürdig müssen die Schicksale gewesen sein," sprach nun Romanus, „die Dich bestimmten, den alten Glauben abzulegen und Dich so weit zu erheben, daß Dich selbst dieses Gewand schmückt."

„Du weißt, wie ich von Dir Abschied nahm," begann nun Didolf seine Erzählung, „als Du mir am Tage Deiner Vermählung die volle Freiheit gabst, hinziehen zu können, wohin ich wolle. Ich schwur Dir damals zu, eher mein Leben als die Götter zu lassen. Der ewige und alleinige Gott sagte es anders, er wollte nicht mein Verderben, sondern das ewige Leben. Ich zog zuerst nach Italien, in welchem Autharis, der Longobarden König mit den Franken in Kriege verwickelt war und ich besann mich nicht lange und trat in die Reihen seines Heeres. Obwohl ich manche Schlacht und viele Ausfälle mitmachte, so wurde mir doch kein Haar gekrümmt, als aber der Friede geschlossen wurde, konnte ich meinen Wanderstab wieder ergreifen. Ich hatte mir Rom als Ziel meiner Reise gesetzt, von dem ich so Vieles gehört, und so lenkte ich meine Schritte dorthin. Ehe ich aber die Stadt erreichte, fiel ich in die Hände der Räuber, welche mir alles nahmen, was ich bei mir trug und so betrat ich als Bettler die mir fremde Stadt. Das Schicksal wollte es, daß meine kräftige Gestalt nnd das Fremdartige meiner Kleidung am andern Tage einem Manne auffielen, der mich fragte, ob ich in seine Dienste treten wolle, was ich mit Freuden annahm. Er führte mich außerhalb Roms in einen großen Garten, den er mir zur Aufsicht übergab und so war weiter für mich gesorgt. Hier verlebte ich zufrieden ein Jahr und kam getreu meiner Pflicht nach, mein Herr war gütig gegen mich und fragte mich nie nach meiner Vergangenheit, er ließ mich auch sonst gewähren, wie ich wollte. Da nahte die Entscheidung meines Lebens. Plötzlich überfiel mich eine heftige Krankheit. Ein furchtbares Fieber wüthete in meinem Innern, es war als ob Feuer meine Knochen verzehren würde. Als mein Gebieter davon erfuhr, sandte er mir einen heilkundigen Mann, der Alles aufbot mich dem Leben zu erhalten. In der Fieberhitze, die mich besinnungslos machte, rief ich die Götter um Hilfe an und daraus erkannte mein Helfer, daß ich noch den heidnischen Lehren zugethan sei. Seine Bemühungen waren von Erfolg, es gelang ihm,

die Kraft des Fiebers zu brechen und ich genas wieder. Nun aber drang er ernstlich in mich, dem Heidenglauben zu entsagen und ein Christ zu werden. Anfangs wies ich ihn schroff und kalt zurück, allein dieses erkältete seinen Eifer nicht, er erzählte mir, daß gerade in dieser Stadt Hunderte von Christen muthig für die neue Lehre den Tod erlitten hätten, wären sie von der Wahrheit und Reinheit ihres Glaubens nicht überzeugt gewesen, würden sie ihn nicht erduldet haben. Dieses reizte meine Neugierde und öfter begleitete ich ihn zu jenen Stellen, an welchen die Urtheile der römischen Kaiser vollzogen worden waren. Eines Abends führte er mich in eine hellerleuchtete Kirche, in welcher das Volk andächtig den Worten eines Priesters lauschte. Der ehrfurchtgebietende Greis, der heilige Ort, die feierliche Ruhe und Stille, welche herrschte, machte auf mich einen ungewöhnlichen Eindruck. Es stiegen mir Zweifel über die Macht der Götter auf, um so mehr sah ich die Nichtigkeit derselben ein. Wollte ich in der ganzen Stadt der einzige Weise sein und die Uebrigen alle als Thoren betrachten? Ich besuchte nun auch ohne meinen Begleiter öfter die Kirche und wurde zuletzt von den erhabenen Lehren so durchdrungen, daß ich die Aufnahme in die Christengemeinde und die Taufe begehrte. Noch mehr, als mir dieses geworden, wollte ich werden, ein Verkündiger der Lehre in jenen Ländern, welche noch die Nacht des Heidenthums bedeckt und so bat ich den erhabenen Papst Gregor um seine Einwilligung und seinen Segen. Als er mich genug unterrichtet glaubte, weihte er mich zum Priester und sprach zu mir: Ziehe hinüber über die Alpen und weiter nach Norden, dort wirst Du ein segensreiches Feld für Deine Thätigkeit finden. Lehre sie den einzig wahren Gott erkennen, und wenn Dich auch Gefahren umgeben und der Tod Dir droht, sei standhaft und muthig und die Krone des ewigen Lebens wird Dir zu Theil werden. So zog ich fort von Rom. Als ich in diese Gegend kam, drängte es mich, Euch noch einmal zu sehen, denn ich weiß, daß ich aus jenem Lande nicht mehr zurückkehren werde."

„Gottes Wege sind wunderbar," versicherte Sunhilde, „gelobt sei sein Name."

„Eine größere Freude hätte mir nicht bereitet werden können,

als diese," versicherte Romanus. „Hättest Du aber nicht auch bei uns eine segensreiche Wirksamkeit entfalten können, warum stellst Du Dir denn eine so schwere Aufgabe? Noch viele sind unter uns, die nur dem Namen nach Christen sind, immer aber noch die alten Götter verehren. In jedem Blitze erkennen sie noch den gewaltigen Wuotan und wollen sie die Fruchtbarkeit ihrer Felder erhöhen so bringen sie der Bertha Opfer. Der Wahrsager können sie nicht entbehren, ehe sie etwas unternehmen, befragen sie die Sterne. Aus den Eingeweiden der geschlachteten Thiere prophezeien sie Glück oder Unglück, mit einem Worte gesagt, sie sind immer noch mehr Heiden denn Christen. Bleibe bei uns und lehre die Unwissenden, ich werde Dich getreulich unterstützen und Du wirst Dein Mühen hier so reichlich belohnt sehen, wie bei jenen unbekannten Völkern."

„Deine Worte sind Wahrheit," entgegnete ihm Didolf, und „ich werde meiner Absicht nicht untreu, wenn ich einige Zeit in dieser Gegend verweile. Es steht ein strenger Winter in Aussicht, der mir weiter nach Norden vorzudringen, fast unmöglich macht. Ich will die Ankunft des Frühlings bei Dir erwarten und Deinen Wunsch erfüllen. dann aber wird mich nichts mehr abhalten, meiner Pflicht nachzukommen."

Alle waren über diesen Entschluß hoch erfreut und Sunhilde ertheilte nun sofort den Befehl, ihm das Gastgemach so bequem wie möglich herzurichten.

„Laßt das," bat aber Didolf. „Ich bin nicht mehr gewöhnt, auf weichem Pfühle zu ruhen und der Bedürfnisse die ich habe, sind nur wenige. Ich werde Tage, vielleicht Wochen nicht zurückkehren, darum macht Euch meinetwegen keine Sorgen. Der Reichthum der Welt ist für mich nicht mehr vorhanden, Armuth und Entbehrung sind meine Begleiter, so lange ich noch auf dieser Erde wandle."

Freilich drang Sunhilde in ihn, während der Zeit seines Aufenthaltes sich diesen so angenehm wie möglich zu gestalten, er blieb fest bei seinem Entschlusse und so mußte man ihn denn gewähren lassen.

Nun zog er Thal auf und ab, hinein in die Berge, belehrte die Bewohner und suchte den Aberglauben und die Ueberbleibsel der heid-

nischen Lehre auszurotten. Seine überzeugenden Worte drangen auch in die Herzen und mit Freude verkündete er Romanus, so oft er auf die Burg zurückkehrte seine Erfolge.

Ungeahnt bot sich ihm auf einmal neue Gelegenheit für seinen Bekehrungseifer. Die in dem Lande aufgenommenen Bulgaren waren sämmtlich noch Heiden, und als Didolf dieses erkannte, suchte er deren so viel als möglich zum Christenthume zu bekehren. Romanus hatte mit dem Chan Alticeus einen größeren Haufen zur Ueberwinterung von Garibald erhalten, diesen am Fuße des Berges hölzerne Hütten errichtet, und versah sie mit reichlicher Nahrung. Er hatte bald Wohlgefallen an Alticeus gefunden, welcher ihm schlicht und recht die bisherigen Schicksale seines Volkes schilderte, wie es aus dem fernen Asien verdrängt, nirgends eine Heimstätte gefunden, wie es um seine Freiheit gestritten und gekämpft, aber nun zerstreut in einem fremden Lande leben mußte.

„Ich sehe das Ende voraus," beschloß er seine Erzählung traurig, „wir werden wohl nie mehr vereinigt werden und dann der Name eines tapfern Volkes untergehen."

Er ahnte wohl nicht, daß schon der Bote unterwegs war, der den grausamsten aller Befehle mit sich führte. —

Die Avaren, ihre Gegner noch immer fürchtend, hatten eine Botschaft an Dagobert gesandt, als sie die Aufnahme der Gehaßten im Bayernlande erfuhren.

„Willst Du eine Natter an Deinem Busen nähren," sprach ihr Sprecher Boleslav, zu dem Könige. „Fürchtest Du nicht, daß die Macht der Bayern dadurch erstarke und sie Deine Herrschaft abschütteln, den Gehorsam künden und Deine Befehle mit Hohn empfangen werden?"

„Sie sind im ganzen Lande vertheilt, wie können sie also schaden?" fragte Dagobert.

„Du kennst sie nicht," fuhr der Sprecher fort, „nicht ihre Hartnäckigkeit und Zähigkeit in der Ausführung ihrer Beschlüsse. Ein einziger vertrauter Bote vermittelt die Befehle ihres Chans, vom ersten bis zum letzten und jetzt gerade, wo sie der Verzweiflung anheimgegeben, sind sie zu Allem fähig. Traue ihnen und dem Bayern-

herzog nicht, denn in letzter Zeit zeigen sich schon die ersten Spuren des Ungehorsams gegen Dich."

„Wie meinst Du das?" fuhr der König auf, „bist Du im Stande Beweise zu bringen."

„Hast Du dem Herzog nicht geboten," fuhr Boleslav ohne Zögern fort, „die Schiffahrt auf der Donau freizugeben, damit die weiter unten gelegenen Völker auf leichtere Weise mit Nahrung versorgt werden können?"

„Geschieht das nicht?" wollte der König wissen.

„Alle Schiffe müssen in Regensburg landen," berichtete der Chan weiter, „und schweren Zoll bezahlen und dort einen Theil der Ladung abtreten. Das wird nicht Dein Wille sein. Fragt man nach dem Grunde, so erhält man die Antwort, die Bulgaren müßten ernährt werden, das eigene Land müßte sonst Mangel leiden und die Nothwendigkeit erfordere dieses. Ist dies nicht Mißachtung Deines Gebotes? Diesem ersten Ungehorsam wird bald der zweite folgen und mit Deiner Macht es vorbei sein."

Der König, der schon mit Widerstreben die Niederlassung des fremden Volkes gewährt hatte, wurde unruhig. Boleslav verstand es, neue Zweifel in ihm zu erwecken.

„Sie sollen im Frühjahre das Land verlassen," meinte nun der König.

„Wohin?" fragte der Avare höhnisch. „Wenden sie sich nach Osten, haben sie uns zu Gegnern, im Süden werden die Longobarden ihren Durchzug verweigern, die Alemannen würden Dich mit Beschwerden überhäufen und die Thüringer und Sachsen sie von ihren Grenzen abhalten. Es giebt also nur ein Mittel sie für immer unschädlich zu machen."

„Nenne es mir?" befahl der König.

„Ertheile dem Bayernherzog den Befehl, sie alle, Männer, Weiber und Kinder in einer Nacht tödten zu lassen," forderte kalt und mit lauerndem Blicke der Avare, „so bist Du von dieser Plage befreit und zugleich wirst Du sehen, ob der Herzog den Muth besitzt, Deine Befehle unausgeführt zu lassen."

Dem Könige schauderte vor diesem Verlangen, wie abwehrend streckte er seine Hände von sich.

„Das wäre grausam und würde meinen Namen für immer beflecken," sprach er dann für sich.

Boleslav, hörte die leise gesprochenen Worte, er fürchtete zu offen gesprochen und dadurch seinen Plan vereitelt zu haben.

„Du folgst nur einem Gebote der Nothwendigkeit," ermahnte er dann mit erhöhter Stimme. „Du bist es Dir, Deinen Kindern und Deinem Reiche schuldig. Was würden Deine Nachkommen von Dir sagen, wenn Du ihnen nur die Hälfte Deiner Länder hinterlassen würdest. Du bist der Erste Deines Volkes, das von Dir verlangt, Alles zu thun, was zu seinem Wohle nothwendig ist. Wahrlich, lasse sie am Leben, Du wirst bitter bereuen, meinen Rath nicht befolgt zu haben."

„Ich werde Dir morgen meinen Entschluß verkünden," erwiderte ihm Dagobert, „Deine Worte erfordern reifliche Ueberlegung, sie sind wie Pfeile, welche tief verwunden."

Der Avare aber benützte die Zeit vortrefflich, um zum Ziele zu gelangen. Er wußte, daß der König nun mit seinem Kanzler Rath pflegen werde und bestimmte er, diesen durch einschmeichelnde Worte und werthvolle Geschenke seinen Wünschen nachzukommen. Als er daher am andern Tage vor dem Könige erschien, trug er ein stolzes Bewußtsein zur Schau und seine Begleiter blickten siegesbewußt auf ihn.

„Ich habe," begann Dagobert, „mit meinen Räthen Deine Angelegenheit geprüft und finde, daß die Klugheit aus Dir sprach. Es sei so, ich will mich von einem unruhigen und gefährlichen Volke befreien und zugleich damit den Gehorsam Herzog Garibalds prüfen. Ziehe hin zu Deinem Volke, ist ein Monat vorüber, wird keiner der Bulgaren mehr am Leben sein."

Hocherfreut trat Boleslav den Heimweg an, ihm folgte bald ein Bote, der den unmenschlichen Befehl an den Hof des Herzogs nach Regensburg brachte.

Garibald erschrack, als er die Nachricht vernahm und eilig

berief er die Edeln des Landes zu sich, um sich mit ihnen zu berathen.

„Was muthet uns der König zu," rief Romanus voller Entrüstung aus, „will er uns zu gemeinen Mördern machen, sollen wir Unbewaffnete im Schlafe überfallen und niedermetzeln, die Gastfreundschaft auf niederträchtige Weise verletzen?"

„Das kann uns der König nicht befehlen," behauptete der Gaugraf der Fagonner, „so weit reicht seine Macht nicht. Er möge seine Henker senden und die blutige Gewaltthat vollziehen lassen, ich beflecke mich nicht mit dem Blute der Wehrlosen und Unschuldigen."

„Wir würden gebrandmarkt sein, für ewige Zeiten," sprach zornig Aribert, „sie haben uns nichts gethan und weilen friedlich unter uns."

„Lasse dem Könige wissen," verlangte der Graf des Sundergaus, „daß wir wohl gegen den Feind zu kämpfen wissen, unsere Schwerter aber nie mit dem Blute der Weiber und Kinder beflecken."

So äußerten sich alle Versammelten und mit stolzen Blicke sah Garibald in dem Kreise umher.

„Ich wußte, daß Ihr so sprechen werdet," begann er dann „und wahrlich es thut meinem Herzen wohl, mich in Uebereinstimmung mit Euch zu wissen. Ich werde noch heute einen Boten an den König mit meinem und Eurem Entschlusse senden und ich hoffe, daß er von dem blutigen Unternehmen abstehen und seinen Befehl zurückziehen werde."

Alle stimmten ihm begeistert bei und hofften, daß die Sache damit nun erledigt sein werde. Wie fühlte sich aber Garibald schmerzlich berührt, als der Bote zurückkehrte und bei der königlichen Ungnade und Verlust des Herzogthums den gemessensten Auftrag zurückbrachte, den Befehl in einer Nacht nun sofort auszuführen.

Garibald theilte allen Gaugrafen den königlichen Willen mit, mit dem Zusatze, es möge jeder nach seinem Gutdünken handeln. Die wenigen Bulgaren, die sich in Regensburg befanden, mußten sich eilig auf ein Schiff flüchten, das er unter sicherer Bedeckung über die Grenze führen ließ.

Romanus stampfte mit dem Fuße, als er die neue Kunde erhielt. Aribert erschien mit zorngerötheten Gesichte bei ihm und verfluchte den König, der so grausam zu handeln vermochte.

„Kein Haar ihres Hauptes soll denen gekrümmt werden," rief Romanus aus, „die auf meinem Gebiete leben und mir anvertraut wurden. Ich will solchen Fluch nicht auf mein und meiner Kinder Haupt laden, in Ehren ist mein Haupt grau geworden, in Ehre soll es in die Grube kommen."

„Was können wir thun?" fragte Aribert.

„Rufe Alticeus und Didolf herbei," befahl nun Romanus, „wir werden suchen, sie zu retten."

Als der Chan das Todesurtheil vernahm, fiel er todtenbleich und am ganzen Körper zitternd den Männern zu Füßen.

„Rettet uns vor dem schmachvollen Tode," bat er flehend, „was haben unsere Weiber und Kinder verschuldet, daß ein solches Ende ihrer harren soll."

„Erhebe Dich," befahl Romanus, „und zweifle keinen Augenblick, daß wir diesen Befehl nicht befolgen. Wir wollen vereint auf Mittel sinnen, wie wir Euch aus dieser schrecklichen Lage befreien können."

„An den Händen der Christen klebt kein Mörderblut," versicherte Didolf, „Milde und Schonung ist das erste Gebot unserer Lehre."

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sprach nun Aribert, „denn wer weiß, ob nicht schon gedungene Mörder des Weges ziehen, die vollbringen, was wir verweigern."

„Sende Eilboten an die Deinen," befahl nun Romanus an Alticeus gewendet, „die bis zum kommenden Tage alle hieher bescheiden, die sie zu erreichen vermögen. Auf meiner Burg sollt Ihr Schutz und Sicherheit finden und wehe demjenigen, der es wagen würde, seinen Fuß hieherzusetzen, lebend würde er die Burg nicht mehr verlassen. Aber nun eilt Alticeus, nur eine kurze Spanne Zeit ist Euch mehr gegönnt, rettet was noch zu retten ist."

Nach allen Richtungen eilten die Bulgaren und haufenweise kamen sie jammernd und händeringend mit ihren Habseligkeiten auf die Burg gezogen, der einzigen Stätte, die ihnen in dem weiten

Lande noch Sicherheit bot. Den Männern brach bei dem Anblicke all dieses Elend und der Verzweiflung fast das Herz, Sunhilde stand unter ihnen wie ein Engel, sie tröstete die Verzagten und goß neue Hoffnung in der Zweifler Herz.

Unterdessen war auch Romanus zu einem festen Entschlusse gekommen die Geretteten sollten in die Berge und dann nach Italien fliehen, wohin Königs Dagoberts Macht nicht reichte. Sein Sohn Luitpold sollte sie begleiten und freundliche Fürsprache für sie am Hofe Agilulfs erheben. Es waren ungefähr hundert Bulgaren, Alticeus an ihrer Spitze, die nach stürmischen Danksagungen den Berg hinabzogen, einem ungewissen Schicksale entgegen. Sie blieben aber am Leben erhalten, denn zwei Nächte später wurde der grause Befehl an den Zurückgebliebenen vollzogen.

Im Schlafe erreichte die Ahnungslosen der Tod, von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte eilten die Mörder, nicht der Greis, noch der Säugling an der Mutter Brust wurde verschont, ein ganzes Volk war in einer Nacht vernichtet und als die Wintersonne durch die Schneewolken sich Bahn brach, beschien sie neuntausend Leichen.

Die Geretteten fanden gastfreundliche Aufnahme in der Lombardei, später zogen sie nach Unteritalien, wo sie sich niederließen und mit den Einwohnern vermischten.

Von diesem Tage an war die Gesundheit Garibalds erschüttert. Sein Frohmuth war von ihm gewichen, seine Thatkraft geschwunden. Es nagte der Gram an seinem Herzen, daß er die schauerliche That nicht verhindern konnte. Wohl sang ihm Gaila, seine Gemahlin ihre schönsten Lieder, sie waren nur im Stande auf wenige Augenblicke sein Gemüth zu erheitern. Seine Söhne mühten sich, ihn zu zerstreuen, allein die Jagd hatte ihre Reize für ihn verloren, in den dunkeln Wäldern glaubte er die Gestalten der Ermordeten zu erblicken und finsterer denn je, kehrte er zurück. Eines Morgens fanden sie ihn todt auf seinem Lager, er war von seinem Kummer erlöst.

Wieder war der Frühling in das Land gezogen, die Vögel jubelten, die Blumen erhoben ihre Kelche, die Wälder kleideten sich in frisches Grün, die Bäume beugten sich unter der Last der Blüthen

Alles athmete wieder froher und begrüßte das neu erwachte Leben der Natur. Nur auf der Burg an dem Strande der Isar, wo bisher Glück und Zufriedenheit wohnte, herrschte Trauer und Kummer.

Romanus fühlte seine Kräfte täglich mehr schwinden und er sah, daß die Zeit gekommen, wo er der Natur ihren Tribut bezahlen mußte. Mit gläubigem Gottvertrauen sah er der Stunde entgegen, keine einzige Klage kam über seine Lippen, sein Haus war wohlbestellt, sein Leben tadellos dahin geflossen, seinen Stamm sah er blühen, warum sollte der Tod für ihn schrecklich sein?

Eines Tages war Didolf zu ihm getreten.

„Die Zeit ist gekommen, die mich von hinnen ruft," sprach er schmerzlich bewegt. „Die Pflicht ruft mich, ihr muß ich gehorchen. Habe Dank für alle Deine Liebe und Güte und sei versichert, daß ich Deiner und der Deinen täglich in meinem Gebete gedenken werde."

„Ich habe diesem Augenblicke schon lange mit Bangen entgegengesehen," erwiderte ihm Romanus, „Du bist zu einem Gliede unseres Hauses geworden und Dein Gehen wird eine große Lücke hinterlassen. Du wirst aber mir eine Bitte nicht versagen. Ich fühle, daß mein Ende naht, und ehe die Blüthen von den Bäumen fallen, wird meine Seele sich aufschwingen zu jenen lichten Höhen, wo wir im Glanze der Verklärung uns einst wiederfinden werden. Bleibe so lange bei mir, bis dieser schwere Augenblick vorüber, drücke mir unter frommen Gebeten die Augen zu und sei ein Tröster dann meinem Weibe und Kindern in ihrem Schmerze um den Gatten und Vater. Wenn dann unter Deinen Segnungen mein irdisch Theil der Erde übergeben ist, dann soll Dich nichts mehr hindern dahin zu ziehen, wohin Dein Herz begehrt."

„Möge die Stunde noch fern sein, die Deine Ahnung verwirklicht," antwortete ihm der Priester tief bewegt.

„Ich täusche mich nicht," betheuerte Romanus, „mein Herzschlag wird matter, die Wärme meines Blutes schwindet immer mehr. Ich danke dem Allerbarmer für die lange Lebenszeit, die er mir vergönnt und für all das Gute das er mir erwiesen. Mein Sterben wird ein leichtes sein, denn ich habe nichts zu bereuen."

„Ich werde Deine Bitte erfüllen,“ versicherte Didolf, „Dir zur Seite stehen, wenn Dein letzter Blick auf das Bild des Gekreuzigten fällt. Mit doppeltem Eifer will ich dann im Weinberge des Herrn arbeiten, und möge sein Segen auf mir ruhen.“

Nicht lange brauchte er mehr zu warten. Als die weißen und rothen Blüthen sich zur Erde senkten, erlosch auch das Lebenslicht des edlen Greises, wie er verkündet hatte. Keinen schmerzlichen Todeskampf hatte er zu überwinden, leise nahm ihn der Todesengel und drückte ihm die müden Augen für immer zu. Verklärung und seliger Frieden war über seine Züge ausgegossen, als die Abendsonne zum letztenmale ihre Strahlen auf ihn senkte.

Sunhilde und die Kinder umstanden weinend sein Todteslager; ihnen hatte ja der Tod alles genommen, was sie auf der Erde als Liebstes besaßen.

„Er ist nicht gestorben, er lebt fort dort oben,“ tröstete der selbst tief erschütterte Priester, „unser Glaube lehrt uns ja, daß wir ihn wiedersehen. Drum trocknet Eure Thränen und bittet für seine Seelenruhe!“

Von Nah und Fern strömten seine Dienstmannen herbei, als sie ihn dem Schooß der Erde übergaben, denn sie hatten ihn alle wie einen Vater geliebt und zahllose Thränen flossen um ihn.

Luitpold schwur am Grabe seines Vaters, so gut und edel zu werden, wie er und daß er dieses Versprechen auch hielt, bewies er in der Folgezeit.

Einige Tage später verließ Didolf die Burg, er hatte den letzten Willen des Entschlafenen erfüllt. Noch einmal segnete er Alle, und ermahute sie auszuharren im Glauben, dann werde ihr Ende ein so seliges sein, wie dessen, der nun aus Himmelshöhen auf sie herabblicke.

Er sah sie nie mehr wieder, keine Kunde kam auf die Burg wo er sein mühevolles Leben endete.

5. Kapitel.

Emmerans Verläumdung und Tod.

König Dagobert machte sich keine Gewissensbisse aus dem Morde der Bulgaren. Er war im Gegentheil bemüht, die Macht seines Hauses immer mehr zu vermehren, und zu sichern. Die Verwaltung Austrasiens übergab er seinem Sohne Siegebert, um seine ganze Thätigkeit den übrigen Ländern zuwenden zu können. Der Krieg mit den Slaven dauerte fort. Radulf, der Sohn des Thüringer Herzogs, war der Anführer der Franken, in ihren Reihen kämpften auch die Sachsen, denen man zur Belohnung ihrer Hilfe den Tribut erließ. Nun aber starb der grausame Dagobert und es nahmen neue Zwistigkeiten wieder ihren Anfang. Neustrien wurde vor Austrasien abgerissen und dem Kinde Clodewig übergeben. Der Majordomus Pipin begab sich an dessen Hoflager nach Metz, und ernannte hier eigenmächtig seinen Sohn Grimoald zum Nachfolger. Die Folge dieses gewaltsamen Schrittes war eine Empörung der diesseits des Rheines wohnenden Franken und Thüringer. Schon Pipin war ihnen ein Dorn im Auge gewesen. Roduald aus dem edlen Geschlechte der Agilolfinger, einer der Großen Austrasiens, war schon bei König Dagobert in Ungnade gefallen, weil er sich gegen Pipin erklärt hatte und wurde deßhalb später ermordet. Farus sein Sohn, verband sich mit Radulf dem Herzog der Thüringer, als dieser aus dem gleichen Grunde die Waffen ergriff. Ein großes Frankenheer ging über den Rhein und drangen verwüstend im Lande des Farus vor, dieser fiel in offener Schlacht und mit ihm der größte Theil seines Volkes, der Rest wurde gefangen. Als aber der fränkische Heerführer Siegebert durch den Spessart nach Thüringen weiter vorrückte, wurde er an der Unstrutt von Radulf überwunden und erreichte nur mittelst eines abgeschlossenen Vergleiches wieder den Rhein. Der Thüringer Herzog herrschte seit dieser Zeit mit königlicher Gewalt über seine Länder und schloß mit den benachbarten Völkern Frieden.

Die Bayern waren um diese Zeit in einen heftigen und lang=

wierigen Krieg mit den Avaren verwickelt. An ihrer Spitze kämpfte Herzog Theodo, ein Sohn Garibalds. Der Kampf fiel für die Bayern günstig aus und als Sieger kehrte der Herzog, empfangen von dem jubelnden Volke nach Regensburg zurück.

Am Abende jenes Tages, als die rauschenden Freudenbezeugungen verstummt waren, saß Theodo an der Seite seiner Gemahlin, rechts von ihm stand ein blühender Jüngling, links ein reizendes Mädchen, deren Augen voll Liebe und Bewunderung an dem Vater hingen.

„Ein schwerer Kummer ist von meiner Brust genommen," sprach Hiltrude, des Herzogs Gemahlin, zu diesem, weil ich Dich wieder gesund und froh vor mir sehe. Wie oft habe ich in bangen Stunden zu Gott gebetet, er möge Dich uns erhalten und glücklich wiederkehren lassen. Gottlob, daß nun der schreckliche Krieg zu Ende und der Friede wiedergekehrt ist."

„Ich werde trachten, ihn auch zu erhalten," erwiderte Theodo. „Die Avaren sind geschlagen und werden sich so schnell nicht wieder erholen, mit unsern übrigen Nachbarn gibt es keinen Grund zu Streitigkeiten. Der Frankenkönig hat in seinem eigenen Lande genug zu thun, um alle die Unzufriedenen niederzuhalten und kann sich um uns nicht kümmern. Ich kann daher meine ganze Sorgfalt den Werken des Friedens zuwenden und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Wunden meines Volkes zu heilen, die der Krieg geschlagen. Ein heiliges Gelübde zu erfüllen, wird aber meine erste Pflicht sein."

„Das wäre?" fragte neugierig seine Gemahlin.

„Ich will Dir Alles genau erzählen," war die Antwort. „Es war in der letzten Schlacht an den Ufern der Enns, die ich den Avaren lieferte und welche die Entscheidung bedingte, als ich mich in meinem Feuereifer gefolgt nur von wenigen meiner tapfern Bayern zu weit vorwagte. Der Chan der Avaren gewahrte dieses und unter ihrem gräßlichen Siegesrufe stürzte dieser mit einem Haufen Reiter auf mich zu und ehe ich es mich versah, war ich von einer Uebermacht umringt. Ich sah entweder den Tod oder die Gefangen-

schaft vor mir, an eine Rettung war nicht mehr zu denken. Wir kämpften wie die Löwen, allein aus der Mitte der Feinde uns zu befreien, gelang nicht. Da in der höchsten Noth gelobte ich dem heiligen Georg eine Kapelle an den Ufern der Donau zu erbauen, wenn uns Rettung und Hilfe käme. Und siehe da, kaum hatte ich es gedacht, stürmten meine Bayern heran, die mich vermißt hatten und nun hatte der Kampf ein schnelles Ende. Die Avaren wurden niedergemacht und der Chan wurde verwundet mein Gefangener."

Mit bleichen Mienen hatte Hiltrude dieser Erzählung gelauscht, als er geendet, fiel sie in seine Arme und drückte ihn weinend an ihr Herz.

„Wie nahe war die Gefahr, Dich zu verlieren und nie mehr zu sehen," sprach sie dann bewegt. „Der Heilige hat Dein Flehen erhört, ihm zu Lob und Preis wollen wir das Heiligthum bauen und täglich werde ich dort mein Gebet zum Himmel senden."

Sie schritten auch sogleich zur Ausführung und bald erhob sich außerhalb der Mauern der Stadt die Kapelle und als sie eingeweiht wurde, knieten Theodo, seine Gemahlin und ihre Kinder lange vor dem Altare und dankten für die Erhaltung des Lebens des Theuern.

Bald kam eine Kunde an den Hof des Herzogs, welche ihn hoch erfreute. Ein fremder Bischof sei auf dem Wege nach Regensburg, der im Sinne habe nach dem Avarenland zu ziehen, um die Heiden zu bekehren.

Dem war auch so, es war Emmeran, der Bischof von Aquitanien, der voll heiligen Eifers glühte, Christi Lehre zu befestigen und zu verbreiten. Seine Wiege stand in Poitiers im Frankenreiche, wo er von christlichen Eltern geboren war. Sie gaben ihrem Kinde die beste Erziehung, hielten ihn zur Frömmigkeit und Tugend an und als er zum Jüngling heranwuchs, ließen sie ihn in allem unterrichten, was ihm nothwendig war. So reifte er zum Manne und entsprach den Hoffnungen seiner frommen Eltern vollkommen. Als es sich darum handelte, einen Beruf zu ergreifen, vernahmen sie aus seinem Munde, daß er gewillt sei, ein Diener Gottes zu werden. Zu jener Zeit war die Prüfung für diejenigen, welche

Priester werden wollten, eine sehr strenge und nur langsam konnten sie im Dienste der Kirche vorrücken.

Emmeran unterwarf sich all den langen und strengen Prüfungen und bestand sie zu besonderer Zufriedenheit seiner Kirchenvorstände. Von Stufe zu Stufe stieg er immer höher und wurde zuletzt Bischof, als der Stuhl von Aquitanien sich erledigte. Wie er schon als Priester seine Pflicht ganz und voll erfüllte, so war dieses noch um so mehr der Fall, als er die Infel trug.

Eines Tages stand sein Diakon Vitalis vor ihm und bat ihn, seinen Worten ein geneigtes Gehör zu schenken.

„Sprich, mein Sohn," ermahnte Emmeran wohlwollend, „und sei überzeugt, wenn es mir möglich, sollst Du Deine Wünsche erfüllt sehen."

„Ich habe von jenen unglücklichen Völkern gehört," begann Vitalis, „welche weit entfernt von uns an den Ufern der Donau, in Pannonien noch der Lehre des Heils entbehren und in tiefer Rohheit und Unwissenheit schmachten. Sie bringen noch blutige Opfer ihren Götzen, berauben und tödten auf ihren Zügen, was ihnen in den Weg kommt, und sind deßhalb von ihren Nachbarn nicht nur gefürchtet, sondern auch gehaßt. Tiefer Schmerz hat mein Inneres erfüllt, als ich davon vernahm und in mir den festen Entschluß hervorgerufen, zu ihnen zu ziehen und ein Lehrer ihres Heils zu werden."

„Dein Entschluß setzt mich in Erstaunen," antwortete der Bischof, „Dein frommer und heiliger Eifer rührt mich tief. Ferne sei es von mir, Deine Bitte Dir abzuschlagen, denn es betrübt mich bis in mein Innerstes, daß so viele Seelen zu Grunde gehen. Warum aber sollst Du allein ziehen, nimm mich mit als einen treuen Mitarbeiter und mit vereinter Kraft wollen wir den Ungläubigen die Pfade zum ewigen Leben weisen."

„Du willst mit mir ziehen?" rief der Diakon verwundert aus. „Du willst von Deiner Höhe herabsteigen und Deine Heerde verlassen. Du willst alle die Gefahren mit mir theilen, die uns in jenem Lande bedrohen?"

„Ja ich will das," erwiderte ihm Emmeran fest, „warum sollte

ich nicht das vollbringen, wozu Du in Dir die Kraft fühlst. Wir gehen ja mit Gott, der unsere Schritte lenken und uns seinen Beistand verleihen wird. Auch mein Herz schlägt so warm wie das Deine für das Wohl der Ungläubigen und so will ich Theil nehmen an dem großen Werke, das Du vor Augen hast."

Vitalis kniete vor dem Bischofe nieder und küßte ihm die Hände, dieser aber zog ihn an seine Brust und drückte ihm den Friedenskuß auf die Stirne.

„Ich danke Dir mein Sohn," sprach Emmeran dann, „für diese selige Stunde, in der ich die volle Weihe zu meinem Berufe empfangen habe. Nun aber laß uns alle Vorbereitungen treffen, damit wir bald unsere Thätigkeit beginnen können."

Der Entschluß, den Emmeran gefaßt, erregte bei Allen, die davon hörten, Bestürzung. Von allen Seiten drang man in ihn, davon abzustehen, allein vergebens, es sei Gottes Wille, und diesem müsse er gehorchen. So war die Stunde des Abschiedes gekommen. Noch einmal hatte er seinen Gläubigen Worte des Friedens und der Ermahnung an das Herz gelegt, dann verließ er die Stadt mit Vitalis, sie dem Schutze des Höchsten empfehlend.

Als sie nach einer beschwerlichen Reise die Donau erreichten, bestiegen sie ein Schiff, welches sie nach kurzer Fahrt gen Regensburg trug, wo sie zum erstenmale landeten.

Kaum hatte Herzog Theodo von ihrer Ankunft gehört, so lud er sie an seinen Hof ein und zog ihnen mit allen seinen Dienern entgegen. Bei der Kapelle, die er erbaut, begegnete Theodo dem Glaubenshelden. Er stieg vom Pferde und bat den Bischof nach dem ersten Gruße um seinen Segen. Als er sie in seine Residenz geleitete, zog alles Volk mit ihnen und gab seiner Freude Ausdruck, den ersten Bischof in seinen Mauern zu sehen. Es war ein schöner Mann dieser Fremdling, schlanken Wuchses, offenenen aufrichtigen Blickes und mit gewinnenden freundlichen Zügen, die ihm sogleich die Herzen der Bayern gewannen.

„Sei mir gegrüßt edler Mann," sprach der Herzog zu Emmeran vor den Seinen, als sie in dem Empfangsgemache angelangt waren, „und gesegnet die Stunde, die Dich in mein Land führte."

„Dein Land ist schön und prächtig,“ erwiderte ihm der Bischof „und bringt Alles hervor, was zu des Leibes Nothdurft und Bequemlichkeit gehört. Ich sah silberhelle Quellen und rauschende Bäche von den Höhen stürzen, Haine, Wälder und Gesträuche durchziehen die üppigen Gefilde, der Weinstock grünt auf den Bergen, herrliche Heerden weiden auf den Triften und soweit mein Auge reichte, gewahrte ich Wohlhabenheit und Zufriedenheit. Du bist ein glücklicher Herrscher, denn Dein Volk liebt Dich, die frohen Mienen, die mich hieher begleiteten, beweisen mir, daß es sich unter Deinem Scepter wohl fühlt.“

„Deine Beobachtungen zeugen von Deinem Geiste,“ war des Herzogs lächelnde Antwort. „Ja, das Bayerland ist reich und fruchtbar und mein Volk edel und tapfer und hält fest an der Treue, die es geschworen. Ich bin stolz darauf und würde mit keinem andern Herrscher tauschen und wenn mir auch eine Königskrone zu Theil würde.“

„Mögest Du noch lange Jahre regieren zum Heile Aller, die Dir zu gehorchen berufen sind,“ erwiderte Emmeran. „Laß mich einige Tage bei Dir von den Mühen der Reise ruhen, dann will ich mit meinem Begleiter weiterziehen, denn lang ist der Weg, den wir noch zurückzulegen haben.“

„Du willst nicht für immer bei uns weilen,“ fragte Hiltrude, „und uns schon sobald wieder verlassen?“

„Unseres Bleibens ist nicht hier,“ versicherte der Bischof, „wir ziehen hinab zu jenen ungläubigen Völkern, die noch des Lichtes des Christenthums entbehren, ihnen wollen wir Lehrer sein, ihre Sitten bessern und sie zu gottgefälligen Menschen erziehen.“

„Ich will Deinen heiligen Eifer nicht hindern,“ suchte Theodo ihn von seinem Vorhaben abzubringen, „aber in das Land der Avaren wirst Du unmöglich kommen können, denn von jeher ist dieses Volk grausam und eben jetzt hat der Krieg zwischen den Franken und ihnen wieder begonnen. Die Grenzen sind verheert, an der Ens, wo ehemals schöne Städte und blühende Dörfer lagen, hausen jetzt wilde Thiere, so daß schon deßwegen schwer durchzukommen ist. Bleibe daher bei uns, es ist in der That unrecht, daß

Du uns verlassen willst, da wir unerfahren und im Glauben schwach sind."

„Ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen," erwiderte ihm der Bischof, „Ihr seid schon Christen, jene sollen es werden. Vielleicht ist es mir vergönnt, auf dem Rückwege einige Zeit bei Dir zu verweilen, dann will ich wirken, wie ich kann.

„Bleibe bei uns," bat nun auch Hiltrude, „werde unser Bischof oder wenn Deiner Demuth die Würde zu hoch, Vorsteher eines Klosters."

„Nimm mein Wort zum Pfande," betheuerte der Herzog, „Deine Reise ist vergebens und in ein paar Monden wirst Du unverichteter Sache wieder zurückkehren. Die Avaren sind ein Volk, das nicht lange an einem Wohnsitze bleibt und wenn sie Krieg führen, wie jetzt, so sind sie heute da, und morgen dort. Warte wenigstens ruhigere Zeiten bei ihnen ab, dann wird auch Deine Reise nicht vergebens sein."

Emmeran, dem diese Gründe zu denken gaben, besprach sich nun mit Vitalis und auch dieser war dafür, zuzuwarten, da unter den vorhandenen Umständen all ihr Eifer und alle Mühe doch des Erfolges entbehren würde.

Darauf wandte sich Emmeran wieder zu dem Herzoge.

„Wenn Du mir die Versicherung gibst," sprach er dann zu ihm, „in jenen Ländern Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen, so will ich auf unbestimmte Zeit Deinem Verlangen nachkommen."

Dieser Entschluß rief unter den Anwesenden allgemeine Freude hervor.

„Bestimme, mein ganzes Haus und Alles was ich habe, soll Dein Eigenthum sein," betheuerte Theodo.

„Das bedarf es nicht," entgegnete der Bischof. „Ich bin nicht gewohnt, in Palästen zu schlafen, noch an reichbesetzter Tafel zu sitzen. Draußen vor den Thoren der Stadt steht eine Kapelle, diese soll, so lange ich hier weile mein Wohnsitz sein, und ich zweifle nicht, daß Du mir Deine Genehmigung hiezu geben werdest."

„Alles was Du verlangst, sei Dir zu Theil," versicherte Theodo

und Niemand wird Dich hindern, ganz nach Deinem Willen zu leben."

So blieb Emmeran nun im Lande. Er entfaltete nun zuerst in der Stadt seine segensreiche Thätigkeit und kehrte dann Abends in die Kapelle zurück, um Gott für die Erfolge des Tages mit Inbrunst zu danken. Dann suchte er die Bewohner des Landes auf und unverdrossen zog er durch die Thäler im Norden und Süden, um den zerstreuten Bewohnern des Landes das Evangelium zu verkünden. Nur im Sommer war dieses möglich, der kalte Winter, zwang ihn wieder, in die Stadt zurückzukehren.

Aber sobald die stärkeren Strahlen der Sonne im Frühlinge den Schnee geschmolzen, das Eis aufgethaut und die Wege wandelbar gemacht hatten, war er wieder aus der Stadt verschwunden. Er wurde nicht müde, wenn er nur die Herzen gewinnen konnte. Er wurde auch nicht unwillig, wenn er bemerkte, daß die Leute in seiner Abwesenheit wieder zum vorigen Aberglauben und der alten Abgötterei zurückgekehrt waren. Mit unverdrossenem Eifer fing er seine Bekehrung wieder von Neuem an und ruhte nicht, bis er die innere Ueberzeugung in den Herzen begründet und die falschen Ueberzeugungen und Gewohnheiten in ihrer Wurzel zerstört hatte. In der Stadt selbst war er der Vater der Gläubigen, die er mit seinem Beispiele erbaute und in ihren Leiden tröstete. Daher sammelten sich so oft und so gerne die Leute um ihn, nahmen in allen ihren Anliegen ihre Zuflucht zu ihm und suchten bei ihm Rath, Trost und Hilfe. Theodo, welcher die guten Folgen der Anwesenheit des Bischofes erkannte, kam ihm mit besonderer Verehrung entgegen, alle Bitten aber, in seinem Hofe zu wohnen und an seinem Mahle Theil zu nehmen, waren vergebens.

Luitpold war öfter nach Regensburg gekommen und wurde jedesmal von dem Herzoge mit besonderer Freundlichkeit und Liebe aufgenommen. Es war diesem schon lange kein Geheimniß mehr, daß seine schöne Tochter Uta Eindruck auf den Huosier gemacht hatte und im Stillen wünschte er auch, daß Luitpold sich bald erklären möchte, denn eine Verbindung mit dem mächtigen Gaugrafen stärkte seine Macht im Lande und gab ihm eine feste Stütze. Er hatte

nichts Geringeres im Sinne, als sich ganz von der fränkischen Oberhoheit zu befreien, dazu aber bedurfte er der Einwilligung und Hilfe der Edeln des Landes. Bis jetzt jedoch hatte sich noch keine Gelegenheit für Luitpold ergeben, der Herzogstochter seine Gefühle zu gestehen, nun aber war dieser fest entschlossen, sich die Entscheidung zu holen

So ritt er wieder zwischen Bangen und Hoffen Regensburg zu, nur begleitet von seinem vertrauten Knechte, der ihn überall hin begleiten mußte. Sie waren noch mehrere Stunden von der Stadt entfernt, ein dichter Wald breitete sich zu beiden Seiten des Weges aus, als sie plötzlich dem Klang eines Hornes vernahmen und gleich darauf ein starker Hirsch aus dem Dickicht brach und quer über den Weg seine Flucht fortsetzte. Nach wenigen Sekunden erblickte Luitpold eine Reiterin, die in wilder Hast dem Thier nachsetzte, plötzlich aber von der Verfolgung abstand und das Pferd in eine ruhigere Gangart brachte.

Es war Uta die Herzogstochter, welche dem Vergnügen der Jagd oblag, jedoch einzusehen schien, daß sie das gehetzte Wild in dem hohen Wald nicht mehr zu erreichen vermochte. Sie setzte wieder das Hüfthorn an den Mund und ein langgezogener Ton verkündete ihren Begleitern, wo sie zu finden war. Bald erschienen diese auch von verschiedenen Seiten, und zuletzt ein schlanker Mann mit feurigen Blicken, der sich Uta mit auffallender Zärtlichkeit näherte.

Jetzt erst gewahrte des Herzogs Tochter die beiden Reiter, welche ihre Pferde anhielten, um den Zug an sich vorübergehen zu lassen. Als aber Uta den Huosier erkannte, winkte sie diesen zu sich heran und lud ihn ein, an ihrer Seite den Weg zurückzulegen.

Das war Luitpold hochwillkommen und er wußte es bald so anzurichten, daß sie ein großer Zwischenraum von den folgenden Begleitern trennte und daher ihre Worte von diesen nicht vernommen werden konnten.

„Du willst an den Hof meines Vaters," fragte Uta die Unterhaltung beginnend, „oder ist Bischof Emmeran derjenige, den Du besuchen willst?"

„Ich könnte „ja“ sagen und würde die Wahrheit doch nicht verletzen,“ erwiderte Luitpold mit einem eigenen Blicke. „Doch noch eine dritte Person ist es, die mich nach Regensburg zieht.“

„Du wirst wohl nicht eine Braut holen wollen?“ lachte des Herzogs Tochter schelmisch und zeigte dabei zwei Reihen Perlenzähne. „Ist es Dir auf Deiner Burg auf einmal zu einsam geworden?“

„Du könntest es errathen haben,“ bestätigte Luitpold. „Meine Mutter ist zur Greisin geworden und wünscht nichts sehnlicher, als daß ich, ehe sie die Augen schließt, mir ein Weib erwählen möchte. Sieh, sagte sie dieser Tage zu mir, auf Dir mein Sohn beruht allein die Hoffnung, daß unser Name nicht untergehe. Du bist der Erstgeborne, der mächtigsten Edeln einer des ganzen Landes, Deine Besitzungen reichen von einem Ende desselben zum andern, an Ruhm stehst Du keinem nach und das Alter unseres Geschlechtes kann sich mit jedem andern messen. Wo Du anklopfest wird Dir aufgethan und so ziehe denn hinaus und bringe mir eine Tochter zurück, die ich liebend in meine Arme schließen werde. Diesen Wunsch meiner Mutter zu erfüllen, bin ich auf dem Wege.“

„Du willst sie in Regensburg finden?“ fragte das Mädchen mit unsicherer Stimme.

„Ich hoffe es,“ war die zuversichtliche Antwort.

„Doch nicht im Hause meines Vaters?“

„Ich glaube dort kein unwillkommener Gast zu sein,“ versicherte er, „wenn ich anders die Worte Deines Vaters, des Herzogs Theodo günstig deuten darf.“

„Die Worte meines Vaters?“ rief nun das Mädchen bestürzt aus, in welcher eine Ahnung aufzudämmern begann, daß es sich dabei um ihre Person handle.

„Laß mich offen zu Dir reden,“ bat Luitpold, „nachdem das Geschick oder der Zufall mich heute so unvermuthet an Deine Seite führte. Ich bin nicht gewohnt, in meine Worte dunkeln Sinn zu legen, sondern offen und frei zu reden, wie es dem Manne geziemt. Ja, Uta, Dir gilt meine Werbung, denn schon lange liebe ich Dich mit aller Gluth der Jugend und wenn Du einwilligst, mein Weib zu werden, so werde ich mich glücklich preisen und Dir ein Heim

bereiten, wo Friede und Seligkeit wohnen wird. Nichts soll die Herzogstochter entbehren, und alle Deine Wünsche sollen Dir erfüllt werden."

Uta's Brust entrang sich ein tiefer Seufzer, sie wurde bleich und zitterte, fast krampfhaft zog sie die Zügel ihres Pferdes an, das sich nun hoch aufbäumte; dadurch wurde sie aber auch einer Antwort enthoben. Ihre Begleiter hatten die gefährliche Bewegung des Pferdes gesehen und waren rasch herbeigesprengt, um wenn nöthig Hilfe zu leisten. Ein finsterer Blick traf Luitpold aus den Augen des jungen Mannes, der nun an der Seite des Mädchens blieb.

„Trägst Du selbst die Schuld an der Unruhe des Thieres?" fragte er mißmuthig.

„Gewiß Sigwart," war ihre Antwort, „ich ritt in Gedanken dahin und reizte es so unbewußt."

So blieb Luitpold in Ungewißheit, denn in Gegenwart des ihm völlig Fremden, konnte er auf keine bestimmte Antwort dringen. Einsilbig wurde die Strecke nach der Stadt zurückgelegt und als sie am Thore der herzoglichen Residenz ankamen, war der Abschied kalt und nur ein leises Kopfnicken wurde Luitpold von Uta zu Theil.

Er hatte nicht gehört, daß Sigwart seiner Begleiterin die Worte zugeflüstert: „Heute Nacht um die neunte Stunde im Garten," noch den haßerfüllten Blick gesehen, der dabei auf ihn fiel.

Theodo empfing den Angekommenen mit dem alten Wohlwollen und als Luitpold ihn um eine vertrauliche Unterredung bat, gab er nicht nur gleich seine Zustimmung, sondern auch ein Händedruck bewies Luitpold, daß sie gerne gewährt wurde.

So saßen der Herzog und der Huosier in dem Wohngemache am Nachmittage beisammen. Ein großer Krug mit Wein gefüllt, neben dem zwei silberne Becher standen, waren wohl dazu bestimmt, wenn die Rede stockte, diese wieder in Fluß zu bringen.

„Nun bin ich bereit Dich zu hören," begann Theodo nach dem sich die Beiden an dem Tische niedergelassen. „Es muß etwas Geheimnißvolles sein, weil Du es mir nur allein anvertrauen willst."

„Geheimnißvolles wohl nicht," erwiderte ihm Luitpold lächelnd, „wohl aber Wichtiges und Entscheidendes für mein ganzes Leben. Ich kann mich kurz fassen, der langen Umschweife bedarf es nicht. Die Zeit ist gekommen, eine Burgfrau heimzuführen, und ich habe wie ich glaube auch eine glückliche Wahl getroffen."

„Die Edeln meines Landes sind reich an blühenden Töchtern," entgegnete ihm der Herzog.

„Nicht dorthin ist mein Auge gefallen," fuhr der Huosier fort, „mein Sinn strebte höher, eines Herzogs Tochter will ich auf das Reis meines alten Stammes pflanzen, auf daß er auf das Neue blühe. Ich liebe Deine Tochter Uta und ich frage Dich, darf ich der Hoffnung Raum geben, daß Du sie mir zum Weibe gibst?"

Des Herzogs Mienen drückten keine Ueberraschung aus, sondern nur väterliches Wohlwollen und Güte.

„Ich habe schon lange geahnt, daß Du einst als Brautwerber bei mir erscheinen würdest," war des Herzogs Antwort, „Deine Augen verriethen ja, wenn Du Uta erblicktest, was in Deinem Innern vorging. So sage ich mit Freuden ja, wenn anders mein Kind einwilligt, was ich nicht bezweifle, denn sie wird den Willen ihrer Eltern ehren. Ich sehe sie lieber einem thatkräftigen Manne meines Landes angetraut, als in der Ferne einem ungewissen Schicksale preisgegeben. Doch sage mir, hat sie von Deiner Liebe Kenntniß?"

Luitpold erzählte nun die Begnung am Morgen, sein Geständniß, und den Unfall, der sie verhinderte ihm Antwort zu geben.

„So wollen wir hören, wie sie Deine Werbung aufgenommen," sprach dann Theodo und befahl nun seine Gemahlin und Uta zu rufen.

Als Uta bei ihrem Eintritte ihren Vater und Luitpold gewahrte, erschrack sie, eine tiefe Röthe wechselte schnell mit einer fahlen Bläße und sie mußte sich auf den Arm der Mutter stützen, sonst wäre sie umgesunken. Die beiden Männer gewahrten dieses wohl, schrieben es aber jungfräulicher Züchtigkeit zu.

„Mein Kind," sprach dann der Herzog in väterlichem Tone zu ihr, „ein Wendepunkt Deines Lebens ist gekommen, wie er uns allen einmal zu Theil geworden. Hier steht ein edler und mächtiger

Fürst meines Landes, ein treuer Freund meines Hauses, der um Deine Hand wirbt, die ich ihm nicht versage. Sprich, willst Du ihm als treues und liebendes Weib folgen, so werde ich und Deine Mutter mit Freuden Euern Bund segnen."

Die Herzogin drückte gerührt ihr Kind an die Brust. „Ich willige aus vollem Herzen ein," sprach sie dann, „einem glücklichen Loose wirst Du entgegen gehen."

Statt der Antwort, die Luitpold gehofft, stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen. Dann preßte sie die Hände auf das Herz, als wühle dort ein unnennbarer Schmerz.

Theodo erneute sein Verlangen und nun lispelte sie: „Laßt mir Zeit dazu, nur eine kurze Woche, dann werde ich Euch bestimmte Antwort geben. Solch wichtiger Schritt bedarf reichlicher Ueberlegung."

Des Herzogs Stirn hatte sich in Falten gezogen, eine solche Antwort genügte ihm nicht und schon wollte er seine Stimme erheben, als Luitpold ihn bat, ihr die verlangte Frist zu gewähren, denn er müsse es als gerecht anerkennen, daß ihr Zeit gelassen werde. Auch Hiltrude bat für sie, sie fühlte wie das Herz ihres Kindes pochte und das Mitleid erwachte. Luitpold ahnte, daß er hier keine Gegenliebe finden werde, während der Herzog aus der Ueberraschung des Augenblicks ihr Weigern folgerte.

Luitpold hatte recht geahnt, das Herz des Mädchens war nicht mehr frei. Sigwart war es, welcher die unerfahrene Jungfrau an sich zu fesseln verstanden hatte und ihr mit tausend Schwüren versicherte, wie treu und innig er sie liebe. Zuerst gab ihm Uta kein Gehör und schon war sie im Begriffe ihrer Mutter alles zu entdecken, um den Zudringlichen von sich zu entfernen. Allein sie schwieg wieder, ihre Eitelkeit fand sich geschmeichelt, daß der schönste Mann am Hofe ihres Vaters ihr zu Füßen lag und so kam es, daß sie seinen Liebesschwüren Gehör schenkte und seine Gefühle erwiderte. Kein Mensch ahnte von diesem sträflichen Verhältnisse das Geringste, denn sie wußten geschickt alles zu vermeiden, was zu einer Entdeckung hätte führen können. Wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel war daher Uta die Werbung Luitpold's gekommen, denn bereits

hatte sie ihre Würde vergessen und war zu den Gefallenen zu zählen. Die Entdeckung ihrer Schande brachte ihr aber sicher den Tod. —

Eine herrliche Sommernacht breitete sich über die Stadt aus. Klar und hell leuchteten die Sterne am Himmel hernieder, kein Lüftchen regte sich, balsamischer hauchten die Blumen ihre Düfte aus, Glüh-Käferchen schwirrten umher, nur das ferne Rauschen des Stromes, der unablässig seine Wogen an den Mauern der Stadt vorüberwälzte, und das Plätschern der Brunnen in dem weitgedehnten Garten, welcher auf zwei Seiten die Residenz des Herzogs umgab, war hörbar.

Fast ganz am Ende desselben war eine dichtbewachsene Laube, der Ort der geheimen Zusammenkünfte der Liebenden. Sigwart war vor einem Jahre von seinem Vater, dem Gaurichter an der östlichen Grenze des Landes, an den Hof des Herzogs gesendet worden, um sich dort den ritterlichen Uebungen zu widmen und seinen Geist auszubilden. Aber gleich nach seiner Ankunft war er in heftiger Liebe zu der schönen Herzogstochter entbrannt und seine sinnliche Lust hatte über ihn die Oberhand gewonnen. Dazu war er von heftigem Charakter, aber auch unbeugsamem Willen, was er einmal im Sinne hatte, mußte durchgeführt werden, wenn er dazu auch schlechte Mittel anwenden mußte.

Es war ihm am Morgen im Walde nicht entgangen, daß Luitpold eine unangenehme Nachricht Uta mitgetheilt hatte. Schon lange war ihm bange, daß einmal ein Freier kommen und dann das Mädchen immer für ihn verloren sei. Offen vor den Herzog hinzutreten und ihm seine Schuld bekennen und sie zum Weibe zu begehren, hatte er den Muth nicht. Vielleicht wäre Theodo, um die Schande seiner Tochter zu verbergen, dennoch bereit gewesen, einzuwilligen. Uta drängte ihn auch öfter dazu, allein er hatte immer ausweichende Antworten und hielt den geeigneten Zeitpunkt noch nicht gekommen. Ein anderer Entschluß stand schon lange in ihm fest, wollte das Mädchen ihm nicht freiwillig folgen, so konnte er ja immer sich flüchten und sie ihrem Schicksale überlassen.

Dieses überlegte er auch wieder, als er Uta in der Laube er-

wartete. Sie kam nicht so genau zu der erwünschten Stunde, wie sonst und schon fing er an ungeduldig zu werden, als endlich leise Schritte hörbar wurden und dann das Mädchen in seinen Armen lag. Er hatte wohl im Sinne gehabt, sie mit Vorwürfen zu überhäufen, allein ihre Thränen machten doch Eindruck auf ihn und entwaffneten seinen Zorn.

„Alles ist verloren," flüsterte Uta, „ich habe heute schwere Stunden erlebt."

„Was ist geschehen?" fragte Sigwart, dem nun doch auch das Herz zu klopfen begann.

„Luitpold, den wir heute früh im Walde trafen, hat mir seine Liebe gestanden und will mich zum Weibe haben," berichtete sie.

„Alle Teufel!" fluchte der Erschrockene.

„Er hat bereits bei meinem Vater geworben und es ist kein Grund vorhanden, ihn abzuweisen," fuhr sie fort. „Helfe, rette mich! mein Vater tödtet mich."

„Du hast ihn abgewiesen?" fragte er rasch.

„Am Morgen, als er mir seine Liebe gestand, und ich ihm antworten sollte, war ich so verwirrt, daß ich unbewußt die Zügel des Pferdes anzog, wodurch dieses sich bäumte," berichtete sie, „was weiter geschehen, weißt Du, bei seiner Werbung erbat ich mir eine Frist von einer Woche."

„Uta liebst Du mich?" fragte sie der Verführer.

„Wie kannst Du zweifeln," war ihre Antwort, „indem sie ihn zärtlich umschlang, alles, alles habe ich Dir geopfert."

„Es bleibt uns jetzt nur mehr ein Ausweg, wir müssen fliehen so rasch wie möglich," verlangte er.

„Mein Vater wird uns nacheilen und seine Rache dann eine schreckliche sein," behauptete Uta.

„Mit aller Vorsicht müssen wir handeln," erklärte nun Sigwart, „ich baue dabei auf Deine Liebe und Treue. In der vierten kommenden Nacht um die gleiche Zeit harre ich an der Gartenmauer, bei der kleinen Pforte mit zwei Pferden Deiner, die uns schnelle dann in die Ferne tragen werden. Was Du an Kostbarkeiten besitzest, nehme mit, der Weg ist weit, den wir zurückzulegen

haben, wir könnten ihrer bedürfen. In den undurchdringlichen Wäldern an der Grenze, die seit hunderten von Jahren kein menschlicher Fuß mehr betrat, stehen die Trümmer eines alten Thurmes, unbekannt und vergessen. Einstmals entdeckte ich sie auf der Jagd und da ich oft wochenlang in den Wäldern schweifte, richtete ich ihn ein wenig wohnlich ein, um gegen die Unbill der Witterung Schutz zu finden. Dort wollen wir die erste Zeit verweilen, bis der Zorn der Deinen sich gelegt und wieder freundlichere Tage für uns anbrechen. Dort sind wir sicher, willst Du mir folgen?"

„Was bleibt mir zu thun übrig," jammerte sie, „ich bin ein willenloses Werkzeug in Deiner Hand, Du hast über mich zu befehlen, ich nur zu gehorchen. So sei es, mit blutendem Herzen folge ich Dir, ich lasse Alles zurück, Glanz, Ehre und den Frieden meiner Seele."

Hätte Uta die Züge des Geliebten sehen können, so würde sie ein höhnisches Lächeln gewahrt und sie erkannt haben, daß seine Worte nur Falschheit und Heuchelei enthielten. Ihm war es ja nicht darum zu thun, dies entehrte Mädchen zu retten, sondern nur sich in Sicherheit zu bringen, was dann weiter mit ihr geschah, kümmerte ihn nicht.

Noch einmal ermahnte er sie, seinen Wünschen nachzukommen und standhaft zu sein, es erfordere dieses seine und ihre Zukunft. Sie werde ihn bis zum bestimmten Abende nicht mehr sehen, dann trennten sie sich unter erneuten Liebesschwüren und Küssen.

Der Falsche aber ritt am zweiten Tage mit seinem Knechte aus den Thoren der Stadt, um nie mehr wiederzukehren. Als er weit genug entfernt war, ging es in stürmischer Eile dahin, sein schlechtes Gewissen trieb ihn dazu an, und erst als er sich wieder in der Heimath befand, fühlte er sich sicher, denn wenn auch des Herzogs Gewalt noch bis hieher reichte, bei den ersten Anzeichen von Gefahr konnte er über die nahe Grenzen flüchten und seine Verfolger ihn nimmer erreichen.

Die vierte Nacht war angebrochen, die Stunde der beabsichtigten Flucht gekommen. Sie hatte ihre Dienerinnen früher wie gewöhnlich entlassen, dann hatte sie zusammengerafft, was sie für nothwendig

zu der langen Reise hielt. Tiefe Wehmuth hatte sie erfüllt; auf solche Weise mußte sie das väterliche Haus, die Stätte ihrer Geburt, ihrer glücklichen Kindheit verlassen. Mehrmals hemmte sie ihre Schritte, als ob die Reue sie erfassen würde, dann aber warf sie noch einmal einen Blick durch die geliebten Räume und trat hinaus in die finstere Nacht.

Alles war ruhig, kein Blättchen regte sich, fast erschrack sie vor dem knisternden Geräusche, das ihre Schritte in dem Sande hervorbrachten. In Schweiß gebadet, erreichte sie die Laube, sie war leer, dann eilte sie der Pforte zu, sie war verschlossen, kein Geräusch, kein Hufschlag der Pferde ließ sich hören. In immer mehr sich steigernder Angst lehnte sie sich an die kalte Mauer, ihr Herz klopfte stürmisch, ihre Nerven bebten. Minute um Minute verrann, sie wurden zu Stunden, der Geliebte kam nicht. War ihm ein Unglück zugestoßen, oder, sie schauderte bei dem Gedanken, hatte er sie verlassen? Dem Wahnsinne nahe, kehrte sie zurück, aber sie fand weder Rast noch Ruhe, der anbrechende Morgen fand sie in Thränen gebadet.

Noch am nämlichen Tage erfuhr sie, daß Sigwart plötzlich, ohne eine Entschuldigung, ohne ein Wort des Abschiedes den Hof ihres Vaters und die Stadt verlassen habe, und daß Niemand wisse, wohin er gezogen. Das Verhängniß, das erkannte sie, brach nun über sie herein, sie hatte ihre Liebe an einen Treulosen, Unwürdigen verschwendet und sah sich nun dem tiefsten Elende Preis gegeben. An wen konnte sie sich wenden, wer half ihr in dieser schweren Noth?

Da erinnerte sie sich Emmerans, des heilgen Mannes, ihm wollte sie sich anvertrauen, von ihm durfte sie hoffen, daß er Mitleid mit ihrer traurigen Lage heben werde, ihr Trost spenden und vielleicht auch Hilfe bieten könne.

Sie wankte mehr als sie ging hinaus zu der Kapelle und als sie des Bischofs ansichtig wurde, fiel sie weinend zu seinen Füßen. Dieser wollte sie erheben, sie duldete es aber nicht, sie müsse zuerst ein reumüthiges Bekenntniß ihrer schweren Schuld ablegen, dann erst sei sie würdig die Augen zu ihm zu erheben.

„So sprich meine Tochter,“ ermahnte nun Emmeran und

blicke auf zu dem, der nicht den Tode des Sünders, sondern dessen Leben will."

Nun bekannte Uta ihre Schuld und verheimlichte nicht das Geringste. Der Bischof erschrak: denn er sah die traurigen Folgen voraus, die er nicht abzuwenden vermochte. Dann verwies er ihr ernstlich und väterlich ihr Vergehen, befahl ihr Buße zu thun, sich mit Gott und dem Himmel auszusöhnen.

„Vertraue Dich Deiner Mutter an," ermahnte er zum Schlusse, „das allzeit liebende Herz wird das Rechte finden, und Deinen Vater zu versöhnen wissen. Dann warte ruhig die Folgen Deiner schweren Sünde ab und ertrage sie mit Geduld. Hilfe und Gnade kommt allein von oben, der auch den Sünder nicht verläßt und sich seiner erbarmt, wenn er Buße thut und sich bekehrt. Die Tage meines Aufenthaltes dahier sind gezählt, heute noch werde ich Deinem Vater meinen Entschluß kundgeben, nach Rom zu ziehen. Dein Geheimniß bleibt in meiner Brust verwahrt; so ziehe hin in Frieden."

Er segnete sie und weinend verließ sie die Kapelle, um an der Mutter Brust Hilfe zu suchen, allein die Scham hielt sie zurück, sie wollte einen günstigen Augenblick erwarten, jetzt in dieser Stimmung brachte sie es nicht über das Herz.

Um die Mittagsstunde erschien Emmeran vor dem Herzoge, der an dem Ernste der Züge des Bischofs sogleich erkannte, daß eine wichtige Angelegenheit sein Kommen bedinge.

„Der Tag ist gekommen," begann Emmeran, „an dem ich Dich und Dein Volk verlassen muß. Drei Jahre habe ich in Deinem Lande gewirkt, Deine Unterthanen im Glauben belehrt und gestärkt und so das Versprechen erfüllt, das ich Dir bei meiner Ankunft gegeben."

„Du willst uns verlassen," rief Theodo bestürzt aus, „nenne mir den Grund, ist Dir zu wehe geschehen, nenne mir den Frevler und er soll seiner Strafe nicht entgehen."

„Niemand hat mich beleidigt," war die Antwort, „nur Liebe und Anhänglichkeit sind mir zu Theil geworden und dieses allein bereitet mir Schmerz, daß ich die Heerde verlassen muß, die so treu zu mir gestanden. Allein die Pflicht ruft mich jetzt, nach Rom ziehe

ich, um von dem Oberhaupte der Kirche mir die Vollmacht und den Segen zu erbitten, meine Sehnsucht, die Heiden zu bekehren, erfüllen zu können. Mein Entschluß steht unwandelbar fest. Morgen schon werde ich mit Vitalis die Stadt verlassen. Laß mich ungehindert ziehen."

„Mein Herz erfüllt tiefe Trauer!" erwiderte Theodo, „wer wird mein Volk nun lehren und es im Guten erhalten? Ich glaubte Dich für immer an uns gefesselt und nun muß ich den Schmerz des Abschiedes erleben."

„Ich werde Vorsorge treffen, daß ein anderer würdiger Priester an meine Stelle tritt, damit die Gläubigen nicht verwaist bleiben," versicherte der Bischof. „Es soll meine erste Bitte sein, die ich an das Oberhaupt der Kirche richte. Nun lebe wohl, täglich werde ich Deiner im Gebete am Altare gedenken und deswegen des Himmels Segen über Dich, die Deinen und Dein Volk erflehen."

„Wann willst Du die Reise antreten?" fragte Theodo.

„Morgen mit Sonnenaufgang," war die Antwort.

„So werde ich Dich noch eine Strecke begleiten." erwiderte ihm der Herzog, „und erst dann von Dir Abschied nehmen. Ich will Dir zu Schutz und Schirm eine Anzahl meiner edelsten Jünglinge mitgeben, welche Du zurücksenden kannst, wie es Dir beliebt."

„Ich danke Dir, edler Herzog, für Deine Vorsorge," lehnte Emmeran ab, „aber ich bedarf ihrer nicht. Ich bin im Bayernlande zu wohl bekannt, um fürchten zu müssen, daß mir Unangenehmes begegnet. Vitalis und Wolfletis begleiten mich und der Schutz des Höchsten wird mir nicht fehlen. Ich schlage den geraden Weg ein, in wenigen Tagen werde ich die Grenze Deines Landes erreicht haben."

„So ziehe in Frieden," sprach der Herzog traurig, „und ist es Dir möglich, so kehre wieder zurück, ich werde Dich stets mit offenen Armen empfangen."

Als sich die Kunde von der nahen Abreise des geliebten Lehrers und Freundes in der Stadt verbreitete, erscholl lautes Schluchzen und Weheklagen. Die Kapelle war förmlich umringt von Männern und Weibern, welche den Bischof baten, sein Vorhaben aufzugeben

und bei ihnen zu bleiben, den sie über alles liebten und verehrten. So viele Beweise der Liebe und Ergebenheit rührten Emmeran tief, allein er wies zum Himmel und zeigte dadurch an, daß es Gottes Wille sei, welcher ihn von ihnen rief.

Schon beim Tagesgrauen war ganz Regensburg bereit, dem scheidenden Bischof und seinen Diakonen, das letzte Geleite zu geben. Als die Sonne emporgestiegen, erschien Herzog Theodo mit seinem Sohne Lampert und seinem Gefolge, dem Volke zu zeigen, daß er den edlen Priester ebenso ehre, wie dieses. Drei milchweiße Zelter hatte die Herzogin gesendet, einige Diener beigegeben, damit es an nichts fehle und er auf dem langen Wege keine Bequemlichkeit vermisse.

Unter Gesang und Gebet verließen alle die Stadt und erst mehrere Stunden außerhalb derselben, machte Emmeran Rast und bat dann den Herzog, er möge nun wieder zurückkehren.

„Einmal müssen wir uns trennen," forderte er bewegt, „darum laß uns diese schwere Stunde verkürzen."

Dann wandte er sich zu dem Volke, ermahnte es fest auszuharren in dem Glauben, treu die Pflichten zu erfüllen, die ihnen dieser auferlege und den Pfad der Tugend nie mehr zu verlassen. Dann ertheilte er dem Herzog und Allen seinen Segen. Eine lange Umarmung Theodo's und Emmeran's, dann setzte dieser mit Thränen in den Augen seinen Weg fort.

Zwei Tage später hatte Uta unter Jammern und Klagen ihrer Mutter ein Bekenntniß ihrer Schuld abgelegt. Kaum hatte das Mädchen geendet, als die Herzogin die Augen schloß, eine Ohnmacht nahm ihr für einige Zeit das Bewußtsein. Lange bedurfte es, sie wieder in das Leben zurückzurufen, dann warf sie einen traurigen Blick auf ihre Tochter und eilte zu ihrem Gemahle, ihm schonend die traurige Kunde mittheilend.

Anfangs glaubte der Herzog nicht recht gehört zu haben, denn noch einmal mußte Hiltrude ihre Worte wiederholen. Der starke Mann wurde bleich und sank wie vernichtet in einen Stuhl. Doch nicht lange, dann trat der Zorn an die Stelle und furchtbar rollten seine Augen.

„Mein Haus entehrt durch einen feilen Buben,“ rief er aus, „o ich werde furchtbare Rache an ihm und ihr nehmen.“

„Handle nicht im Zorne und ohne Ueberlegung,“ bat Hiltrude, „lasse Dein Blut ruhiger werden, dann erst sollst Du Gerechtigkeit üben.“

„Das Schwert bohre ich ihr in die Brust,“ rief er aber aus, „tödten will ich sie mit eigener Hand, die ihre Würde und Ehre mit Füßen trat.“

Hiltrude mußte alle ihre Beredsamkeit aufbieten, um den Wüthenden nur in etwas zu besänftigen und ihn von einer übereilten That abzuhalten, was ihr erst nach längerer Zeit gelang.

„Führe sie zu mir,“ befahl er dann, „ich will aus ihrem Munde vernehmen, wer ihr Verführer war. Schreckliche Rache soll ihn treffen.“

Unter dem Schutze ihres Bruders wurde die Unglückliche gebracht, die fast von Sinnen ihrem Vater zu Füssen fiel.

„Bekenne Deine Schuld laut und offen,“ donnerte er ihr zu, „wer war Dein Verführer? Sprich die Wahrheit, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

Uta vermochte aber nicht zu sprechen, die Furcht und Angst schnürte ihr die Kehle zu. Das reizte aber den Zorn ihres Vaters noch mehr. Er zog das Schwert und stürzte auf das Mädchen zu. Ein Angstschrei entrang sich der Brust Hiltruden's. Lambert hatte diese Bewegung bemerkt und sich dem Vater entgegengeworfen.

„Nicht an ihr räche Dich, an jenem der dieses Unheil über unser Haus gebracht!“ forderte er.

„Rede,“ befahl der Herzog wieder zu seiner Tochter gewandt, „reize mich nicht weiter!“

Uta, welche das Schreckliche ihrer Lage einsah, wollte den Geliebten nicht in das Verderben stürzen. Da fiel ihr der Bischof Emmeran ein, der schon mehrere Tage abgereist und wohl schon jenseits der Grenzen des Landes angekommen sein werde, daher von der Rache ihres Vaters nichts mehr zu befürchten hatte. Als daher die letzte Aufforderung wieder an sie erging, nannte sie in unseliger Verblendung diesen als ihren Verführer.

„Das ist nicht möglich, nicht denkbar!“ rief der Herzog aus.

„Ich kann es nicht fassen,“ rief Hiltrude, „der Gottesmann ein Lüstling, nein niemals.“

„Es ist so,“ behauptete aber Uta, „ich konnte seinen Schmeicheleien nicht länger widerstehen.“

„Ha, darum hat der Elende so schnell Regensburg verlassen,“ versicherte Lambert, „um der Strafe zu entgehen, die ihm bei der Endeckung drohte. Und wenn er sich schon im Mittelpunkt der Erde befindet, ich werde ihn zu finden wissen.“

„Ich bin starr vor Schrecken,“ sprach Theodo mehr zu sich, wie zu den Andern, „es ist ein Trug, der meine Sinne verwirrt. Weich' aus meinem Angesichte, Unglückselige, wandte er sich dann an seine Tochter, nie mehr will ich Dich erblicken. Ueber Dein Loos werde ich später entscheiden.“

Die Kunde von diesen Vorgängen in der herzoglichen Residenz verbreitete sich rasch in der ganzen Stadt. Allein kein Mensch glaubte an das Verbrechen des Bischofs. Jeder behauptete, es sei nur Lüge und Verläumdung, das ganze Leben während seines Aufenthalts sei klar und offen zu Tage gelegen, und seine Unschuld werde bald an den Tag kommen.

Lambert war der Einzige, in welchem kein Zweifel aufstieg und in dem der Zorn immer mehr erwachte. Rasch entschlossen rief er mehrere seiner Knechte zu sich und eilte nun dem Bischofe ohne Wissen seiner Eltern nach. Emmeran konnte noch nicht zu weit entfernt sein und erreichte er ihn, dann war es um ihn geschehen.

Ruhig waren die Priester ihres Weges weiter gezogen. Es war die alte Römerstraße, die von Regensburg nach Italien führte und jene von Augsburg nach Salzburg kreuzte. Es war am vierten Tage, als sie gegen Abend ein einzelnes Haus erreichten, das unweit des Dorfes Helfingdorf lag, nahe am Fuße einer Römerschanze*). Ein sprudelnder Quell erfrischte sie und als sie sich gelabt und gestärkt, fingen sie zu beten an.

Da hörten sie aus dem nahen Walde den Hufschlag mehrerer

*) Heute noch sichtbar.

Pferde und sahen kurz darauf einen Trupp Reiter, an dessen Spitze Lambert sich befand.

Kaum erblickte dieser den lagernden Bischof mit den Seinen, als er in ein höllisches Gelächter ausbrach und den Knechten zurief: „Seht ihr dort den Schänder der Ehre meines Hauses, er gehört Euch, beginnt mit ihm, was ihr wollt, aber tödtet ihn langsam, damit ich mich länger an seinen Qualen weiden kann!"

Als sie den Bischof erreichten, sprangen sie von den Pferden. Lambert trat auf Emmeran zu.

„Sei gegrüßt mein Bischof, ja mein Schwager!" lautete sein höhnischer Gruß.

„Was willst Du damit sagen, warum kommst Du hieher?" fragte der erstaunte Bischof. „Ich kenne auf Erden keinen Schwager!"

„Elender Verführer meiner Schwester," rief ihm wuthentbrannt Lambert zu, „Du willst es noch leugnen? Damit setzest Du Deiner Schandthat die Krone auf. Bekenne, oder mein Schwert durchbohrt Dich."

„Ich habe nichts zu gestehen," war die ruhige Antwort. „Ich schwöre es bei dem allmächtigen Gotte, daß ich rein und schuldlos bin. Deine Schwester hat mir vor meiner Abreise ihre Sünde gebeichtet und ich sie kraft meines bischöflichen Amtes losgesprochen und sie ermahnt die Folgen geduldig und gottergeben zu ertragen, das ist alles, was ich Dir zu sagen habe. Wenn Du meinen Worten nicht glaubst, fordere ich Dich vor den Richterstuhl Gottes."

„Du willst Die Schuld von Dir abwälzen, heuchlerischer Lügner allein es wird Dir nicht gelingen," schrie Lambert. „Uta hat in meiner Gegenwart Dich als den Uebelthäter genannt und das genügt mir. Kommt her ihr Knechte. Holet dort aus jenem Hause eine Leiter, bindet ihn darauf und reißt ihm die Glieder vom Leibe."

„Du bist mein Richter nicht," erwiderte ihm Emmeran ohne Furcht, „der heilige Vater allein kann hier entscheiden. Folge mir nach Rom, seinem Urtheile unterwerfe ich mich."

Höhnisch lachte ihm der Herzogsohn in das Gesicht. „Ich bin froh, Dich noch auf meines Vaters Boden erreicht zu haben," er-

widerte er. „Was kümmert mich Rom, hier befehle ich. Vollzieht meinen Befehl unverweilt!“

„Ich fürchte den Tod nicht,“ sprach nun Emmeran, „meine Unschuld wird an den Tag kommen, ehe die Sonne dreimal untergeht. Mein Blut komme über Dich, auf Erden wirst Du keine Ruhe mehr finden.“

Nun warfen sich die Begleiter des Bischofs dem Wüthenden zu Füßen und baten weinend und mit erhobenen Händen um das Leben ihres Vaters.

„Du tödtest einen Heiligen!“ rief ihm Vitalis warnend zu. „Laß ab von Deinem gräßlichen Beginnen, die Rache des Himmels wird Dich ereilen, Dein ganzes Leben die Reue Dich verfolgen.“

Allein keine Ermahnungen, keine Bitten halfen, Lambert war wie mit Blindheit geschlagen.

Unterdessen hatten die Knechte die Leiter gebracht, auf einen Wink Lamberts hatten sie den Bischof ergriffen, rissen ihm die Kleider vom Leibe, banden ihn an die Sprossen und schleppten ihn zu einem Steine, der hart an der Straße lag.

„Herr verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie thun,“ betete Emmeran, „und nimm mich auf in Dein Reich, das Du allen denen verheißen, die an Dich glauben und in Deinem Namen sterben.“

Die unmenschliche That begann, Vitalis und seine Begleiter flohen in den Wald um das Entsetzliche nicht sehen zu müssen.

Gräßlich wurde er verstümmelt, blutend und zuckend lagen seine Glieder umher, stromweise floß das Blut zur Erde. Aber noch immer entfloh das Leben nicht.

Als Lambert sah, daß seine Rache vollendet, schwang er sich auf sein Roß und eilte Regensburg zu.

Vitalis sammelte nun unter Thränen und Klagen die Glieder seines geliebten Führers und sandte dann in das Dorf um Hilfe herbeizuholen. Als der Verstümmelte bedeckt war, wurde er auf einen Wagen gelegt und langsam führten sie ihn deu Weg zurück, den sie mehrere Stunden vorher gemacht hatten; schrecklich litt der Gemarterte, aber keine Klage kam über seine Lippen, mit übermenschlicher Geduld ertrug er seine Leiden. Als sie nahe dem Dorfe

Aschheim waren, entfloh seine Seele in die himmlischen Gefilde. Auf der gleichen Stelle, wo er vollendet, begruben ihn seine Begleiter.*)

Als Lambert mit seinen Reisigen in der Stadt angekommen, verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Kunde von der Ermordung Emmerans. Ein allgemeiner Aufruhr entstand, man fluchte dem Mörder und pries laut die Unschuld des frommen Mannes. Theodo und seine Gemahlin hatten keine ruhige Stunde mehr. Lambert durfte vor ihnen nicht mehr erscheinen. Als auch Uta Kenntniß hievon erhielt, legte sie ein reumüthiges Geständniß ab und bekannte nun offen, wer ihr Verführer war. So enthüllte sich die Unschuld Emmerans, wie er verkündet hatte.

Dieses Bekenntniß machte einen erschreckenden Eindruck auf Theodo und seine Gemahlin. Von dem Unglücke seiner Kinder stand der alte Herzog niedergebeugt da. Die Frevler aber sollten ihrer Strafe nicht entgehen. Uta verstieß er, sie mußte Land und Heimath verlassen. So durchwanderte sie das Gebirg und nach langem Umherirren kam sie endlich nach Italien, wo sie arm und verlassen starb. Auch Lambert mußte vor dem Unwillen seines Vaters und des Volkes fliehen. Er zog zu den Avaren und lebte in kümmerlichen Verhältnissen, sein Vaterland sah er niemals wieder. Sigwart sollte der Rache des Herzogs zum Opfer fallen. Er sandte Reisige aus, welche ihn todt oder lebendig an seinen Hof bringen sollten. Allein der Schlaue hatte längst seines Vaters Haus verlassen, keine Kunde wurde mehr von ihm.

Noch hatte man sich vom Staunen und Unwillen über die schreckliche That, welche Uta veranlaßte und Lambert verübte, nicht erholt, als schon der Wunsch laut wurde, daß der fromme Bischof nicht dort einsam und unbekannt ruhen solle, das es Dankbarkeit und seine verletzte Ehre erfordere, daß er wie im Leben, so auch im Tode in Mitte seiner Heerde verbleibe, die er zum Theil selbst geschaffen, oder in dem angenommenen Christenthum befestigt hatte. Man mußte dem unschuldig Gemordeten eine Genugthuung geben. Der Herzog

*) Später wurde an dieser Stelle eine Kirche erbaut, der Neuzeit ist sie aber zum Opfer gefallen.

befahl daher, daß sein Leichnam in Aschheim erhoben und nach Regensburg verbracht werde. Er wurde auf ein Schiff verladen und auf der Isar und Donau hinabgeführt. Als er angekommen, wurde er vom Herzoge, den Seinen und allem Volke feierlich empfangen und unter Thränen und Jammer an die Stätte seines früheren Wirkens, die Georgskapelle gebracht und dort der ewigen Ruhe übergeben.*)

Zur Sühne beschloß Theodo neben der Kapelle ein Kloster zu erbauen, das noch im nämlichen Jahre 652 begonnen wurde und in welchen nach seiner Vollendung Benediktiner am Grabe des Heiligen beteten.

6. Kapitel.

Die zweite Gründung Salzburgs.

Die großen Umwälzungen, welche in jener Zeit vorgingen, besonders nach Siegeberts Tode beschäftigte die Franken im eigenen Lande so sehr, daß sie den entfernten Provinzen und verbündeten Reichen wenig Aufmerksamkeit schenken konnten. Nicht nur die Longobarden und Bayern, sondern auch die Sachsen, Friesen, selbst das Nachbarvolk der Allemanen und dießseitige Franken von den vorigen Königen mit so großen Anstrengungen bezwungen, entzogen sich bei diesen Verwirrungen der fränkischen Oberherrschaft. Der Sieg bei Testri, im Jahre 687, verschaffte dem Hause Pipins die Oberherrschaft und dem seiner Auflösung nahen Reiche wieder Bestand. Nach diesem Siege konnte Pipin nun wieder an die auswärtigen Provinzen denken, mit deren Völkern er nun heftige Kriege führte,

*) Der Stein, womit das Grab bedeckt wurde und der noch vorhanden ist, trägt in lateinischer Inschrift die Worte: „Emmeranus, Bischof von Poitiers, kam das Wort Gottes predigend ins Land der Bayern, wo er zu Helfendorf um Christi-Willen gelitten, anno 652 den 20. September und wurde hier in Regensburg begraben.

einige derselben wieder nach blutigen Siegen zur Anerkennung der Oberherrschaft zwang, andere dagegen in ihrer Unabhängigkeit vorerst belassen mußte.

Zu den letztern gehörten die Bayern, mit denen sich Pipin durch die Bande des Blutes verbunden hatte. Seine Gemahlin war die Tochter Hugoberts, eines edlen Agilolfingers und wohl diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß nach dem Tode Herzogs Theodo, ein Vetter oder Verwandter desselben gleichen Namens auf den bayerischen Herzogsstuhl erhoben wurde. Wahrscheinlich war er ein Sprößling der ältern von Garibald I. herstammenden Linie. Er stand, so lange Pipin lebte, mit demselben in den besten Verhältnissen und erlitt in der Beherrschung Bayerns nicht die mindeste Einschränkung noch Einrede. Seine Gemahlin Reginotende war eine Tochter König Dagoberts, einer seiner Söhne Theodoald, war mit Pilitrude, einer Tochter Pipins, vermählt, was zur Erhaltung des Friedens wesentlich beitrug.

Bisher hatten die Bayern und Longobarden immer mit einander in friedlichen Verhältnissen gelebt. Im Jahre 655 hatte Aribert, der Sohn des Herzogs Gundoald, Neffe der Königin Theodelinde, den longobardischen Thron bestiegen. Nach seinem Tode ermordete Grimoald, der Herzog von Benevent, den einen seiner Söhne, zwang den andern zur Flucht und setzte sich an der Seite ihrer Schwester selbst auf den Longobardenthron. Als er aber bald starb, kehrte Authari in sein Reich zurück und regierte sieben Jahre gerecht und weise. Da erhob sich Alachis, der Herzog von Trident und wurde die Ursache vieler Unruhen und Blutvergießens. Zuerst fing er mit den Bayern der Grenze wegen Streit an. Unvermuthet überfiel er den bayerischen Grafen, welcher zu Botzen und in den benachbarten festen Schlössern*) die Grenze gegen Italien hin bewachte und überwältigte ihn. Dieser Sieg machte ihn so stolz und übermüthig, daß er seinen König bekriegte und dessen Truppen schlug. Er wurde zwar später geschlagen und ihm Gnade gewährt, allein wieder ergriff er die Waffen und erst nach harten Anstrengungen verlor er in einer Schlacht sein Leben. Kunibert bestieg nun den

*) Damals gehörte das ganze Tirol zu Bayern.

Thron. Luitpert, sein unmündiger Sohn, sollte nach seinem Tode unter Vormundschaft des Ansprand, eines weisen Fürsten in der Regierung folgen. Allein Ragumbert, der Herzog von Turin widersetzte sich gegen diese Anordnung und setzte seinen Sohn Aribert auf den Thron. Dieser ließ das Kind im Bade ersticken, schlug Ansprand aus dem Felde und zwang ihn nach Bayern zu fliehen, wo er am Hofe des Herzogs neun Jahre lebte. Dann zog er mit einem bayerischen Heere, an dessen Spitze Herzog Theodebert stand, nach Italien und besiegte bei Pavia Aribert und rief nun Ansprand zum Könige aus. Aber nur drei Monate regierte er, ein schneller Tod raffte ihn hinweg und es herrschte sein Sohn über dreißig Jahre, als einer der weisesten und größten aller longobardischen Könige.

Luitpold, als er von der Verstoßung Utas und dem Tode Emmerans vernahm, verfiel längere Zeit in tiefe Schwermuth. Seine Mutter jedoch, deren Haare von der Last des Alters längst weiß wie Schnee geworden, richtete ihn durch ihre Ermahnungen wieder auf und veranlaßte ihn, sein Glück weiter zu suchen.

„Soll der Stamm der Huosier aussterben,“ sprach sie zu ihm, „der Ruhm desselben erlöschen, unsere Burg verfallen und den wilden Thieren des Waldes zum Obdach dienen? Dein Bruder Hezilo hat erklärt, kein Weib zu nehmen, daher beruht meine Hoffnung auf Dir allein. Führe die gewünschte Tochter auf unsere Burg, daß sie noch meinen mütterlichen Segen empfange, ehe ich die Augen für immer schließe.“

„Ich werde thun wie Du verlangst,“ erwiderte ihr der Sohn, „und nun von Burg zu Burg ziehen nun unter den edeln Töchtern des Landes mir eine Gefährtin auszusuchen. In wenigen Tagen werde ich Deinen Willen erfüllen.“

Allein statt dessen traf der Befehl des Herzogs ein, ihm mit den Reisigen der Huosier Kriegsdienste in Italien zu leisten und unverzüglich zu dem gesammelten Heere zu stoßen.

Luitpold beeilte sich, diesem Verlangen nachzukommen, der ausgebrochene Krieg kam ihm erwünscht, er zerstreute ihn und gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Es war aber auch möglich, daß

er den so dringend ausgesprochenen Wunsch seiner Mutter für lange Zeit verzögerte.

So erreichte er das Heer, das sich in Innthale versammelt hatte, da wo die Straße zum Brenner hinansteigt, um den treulosen Aribert zu züchtigen. Siegesbewußt zogen die Tapfern zwischen den schneebedeckten Gipfeln der Alpen dahin und als sie hinabstiegen in die reichgesegneten Gefilde Italiens, brach ein heller Jubel aus, denn fast Alle sahen zum erstenmale dies schöne Land und wurden nicht müde, dasselbe zu bewundern. Sie erreichten glücklich ohne auf den Feind zu stoßen, die Ebene des Po, aber hier sollte die Entscheidung stattfinden.

Aribert hatte Alles aufgeboten, seine Angreifer zu vernichten, er wußte daß es sich um seine Krone und wohl auch um das Leben handle. Ein mächtiges Heer lagerte in der Nähe von Pavia, und als er mit den Seinen die schwerfälligen Bayern heranrücken sah, lachten sie über diese und meinten, mit solchen Barbaren würden sie bald fertig werden.

Theodebert, der Anführer der Bayern, theilte nach dem Rathe Ansprands, des Todfeindes Ariberts, welcher die Kampfesweise der Longobarden kannte, das Heer in vier Häufchen, wovon drei den Angriff beginnen, der vierte aber aus einem Hinterhalte zu gelegener Zeit hervorbrechen und den Feinde in den Rücken fallen sollte. Ueber den letzteren hatte Luitpold den Befehl erhalten, zu dessen Tapferkeit und Einsicht der Herzog ein besonderes Zutrauen hatte.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft waren die Bayern schlachtbereit. Kaum hatte die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Erde gesendet, als es in der weiten Ebene lebendig wurde. Da und dort tauchten einzelne Reiterschwärme auf, welche oft nahe an die Bayern kamen, von diesen aber nicht beachtet wurden. Die Truppen Ariberts hatten den Po und die Stadt im Rücken, über ersteren führten mehrere Brücken, die Stadt selbst war befestigt worden, um im Falle eines Rückzuges einen festen Stützpunkt zu haben. Ruhig und gemessen hatte sich die Schlachtlinie der Bayern entfaltet, in einer tiefen Thalmulde an dem Höhenabhange lagerte der Huosier.

Mit ihrem eigenartigen Schlachtgeschrei stürmten die Longobarden

an, allein gegen die Speere der Bayern waren sie machtlos und schon der erste Angriff kostete vielen das Leben. Wuthentbrannt trieb Aribert neue Schaaren vorwärts, allein nicht mit besseren Erfolge. Nun stellte sich Aribert selbst an die Spitze einer auserlesenen Truppe Reiter, um mit ihnen den Mittelpunkt der Feinde zu durchbrechen. Theodeberts scharfes Auge hatte dieses sogleich erkannt und rasch seine Heerhaufen vereinigt, welche dann den Anprall der Feinde muthig aushielten. Es war ein heißer Kampf, der sich durch mehrere Stunden fortsetzte und mancher tapfere Krieger sank todt in den Sand. Da brach plötzlich Luitpold aus seinem Verstecke hervor und drang von der Seite her in die Reihen der Longobarden. Das enschied den Sieg. Die Longobarden flüchteten, Luitpold ihnen nach. In seinem Eifer gewahrte er aber nicht, daß er sich mitten unter den Feinden befand, und von den Seinen völlig getrennt war. Die Longobarden rissen ihn mit über die Brücke hinüber, welche sie nun so schnell wie möglich zerstörten, um das weitere Vordringen der Bayern zu verhindern. Jetzt erst sah Luitpold, daß er sich in den Händen der Feinde befand und ein weiterer Widerstand nutzlos sei.

Aribert, welcher dieses gewahrte, ritt auf ihn zu.

„Gib mir, dem Könige der Longobarden, Dein Schwert," rief er ihm zu. „Du bist mein Gefangener."

Allein in Luitpold hatte der Zorn über sein Mißgeschick die Oberhand gewonnen. Er warf es weit von sich.

„Hole es, wenn Du es willst," war die trotzige Antwort.

„Fesselt ihn," befahl nun Aribert, „ich habe der Mittel viele, um solche Köpfe willfähriger zu machen, wenn ich sie überhaupt auf ihren Schultern sitzen lasse."

Der Huosier wehrte sich mit verzweifelter Macht gegen diesen entehrenden Befehl, allein er mußte der Uebermacht unterliegen, gefesselt an Händen und Füßen wurde er auf ein Pferd gelegt und nun ging es in die Stadt hinein, wo er in einen tiefen Kerker geworfen wurde. Er sah ein, daß er verloren war, und so sank er ermüdet und fast bewußtlos auf die kalte Erde, welche sein Lager bildete. Nicht lange sollte er aber der Ruhe genießen. Nach wenigen Stunden rasselte wieder die Thüre und wurde ihm bedeutet, den

Angekommenen zu folgen. Im Hofe stand ein Pferd bereit, das er besteigen mußte, und nun ging es unter starker Bedeckung in tollem Galopp durch die Strassen Pavia's und dann immer weiter dem Süden zu.

Die Bayern hatten rastlos ihren Sieg verfolgt, den Fluß übersetzt und waren vor den Mauern erschienen. Heribert sah ein, daß Land und Krone für ihn verloren war und floh nun mit einer kleinen Anzahl Getreuer; seinen Gefangenen hatte er befohlen, auf ein festes Schloß am Meere zu verbringen und dort seine weiteren Befehle zu erwarten.

Zwei Tage und zwei Nächte währte der Ritt, denn nur auf Umwegen konnten sie ihrer Sicherheit wegen ihr Ziel erreichen. Die Kunde von der Niederlage Ariberts war ihnen vorausgeeilt. Gar viele Große des Reiches hatten diese Herrschaft nur mit Widerwillen ertragen und waren nun auf Seite Ansprands getreten. Es war daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie von diesen angegriffen und der Gefangene befreit würde.

Auf dem einsamen Schlosse angekommen, wurde der Gefangene der Obhut eines alten Schloßwartes übergeben und diesem bedeutet, daß er für diesen mit seinem Leben haften werde. Mit finsterer Miene führte dieser Luitpold in ein kleines Gemach des Thurmes, der sich hart am Ufer auf einem steilen Felsen erhob. Nichts hörte man dort oben, als das heisere Gekrächze der Raben und das Brausen der Meereswellen, nichts sah man als ein kleines Stückchen blauen Himmel und die brandenden Wogen.

Jetzt erst überkam Luitpold das Gefühl des gänzlichen Verlassenseins, denn wie sollte er Hilfe finden in dem fremden Lande? Er gedachte der greisen Mutter, welche die Kunde von dem Verluste des Sohnes tödten würde, seines Bruders und der Schwestern, welche um ihn als einen Verlorenen trauerten. Ein unendlich wehmüthiges Gefühl beschlich ihn und er wünschte den Tod herbei, der ihm nun als lieber Freund erschienen wäre.

In dumpfem Hinbrüten vergingen mehrere Wochen, die Ungewißheit seines Schicksals lastete schwer auf ihm. Bis jetzt hatte der alte mürrische Mann ihm die spärliche Kost gebracht und so sehr er

sich auch Mühe gab mit demselben ein Gespräch anzuknüpfen, es scheiterte an der Hartnäckigkeit des Alten. Seit einigen Tagen nun erschien aber ein schönes Mädchen, das zwar auch nur auf seine Fragen mit einem kurzen Ja und Nein antwortete, ihn aber doch manchmal mit ihren schwarzen Augen so eigenthümlich betrachtete, daß Luitpold einsah, wenn die erste Scheu überwunden, werde sie zutraulicher ihm nahen. Einen Beweis ihres Wohlwollens konnte er schon darin erblicken, daß sie ihm einen Becher Wein brachte, was sonst nie geschah.

„Bist Du die Tochter des alten Mannes?" fragte er sie, als sie wieder hereingehüpft kam und ihn mit einem freundlichen Lächeln grüßte.

„Nein," erwiderte sie, „seine Nichte."

„Warum kommt er nicht mehr zu mir?" fragte Luitpold weiter.

„Er liegt krank darnieder," war die Antwort, welche von einer Thräne begleitet war. „Er wird wohl nicht mehr gesund werden."

„Bist Du ihm mit so warmen Gefühlen ergeben," führte nun der Gefangene das Gespräch weiter, „daß sein Hinscheiden Dich so betrübt."

„Dann stehe ich allein in der Welt," erwiderte sie schmerzerfüllt, „ich habe Niemand, der sich meiner annehmen würde."

„Sind noch viele Gefangene hier verwahrt?" fuhr er fort.

„Du bist der einzige," versicherte sie, „früher schmachteten viele hier."

„Dein Name mein gutes Kind, da Du nun doch öfter zu mir zu kommen hast?"

„Claudia," erwiderte sie lächelnd.

„Wie lange weilst Du schon auf diesem einsamen Schlosse?"

„So lange ich denke," entgegnete sie. „Doch ich plaudere da mit Dir, obwohl es mir strenge verboten wurde und vergesse dabei meines armen Onkels, der jede Minute zählt, bis ich wieder zurückkomme."

Mit den letzten Worten huschte sie wieder zu der Thüre hinaus, die sie fest verriegelte.

Wie sehr erstaunt war er nun, als es dunkelte und Claudia zu

ungewohnter Zeit erschien. Das Mädchen, mit ihrer natürlichen Ungebundenheit, ihrem offenen Blicke und gewinnenden Zügen, hatte einen eigenen Eindruck auf ihn gemacht. Den ganzen Tag hatte er an sie gedacht, ja in seiner Phantasie war er so weit gegangen, sie auf seiner Burg an seiner Seite als liebende Hausfrau walten zu sehen. Die kalte Wirklichkeit verscheuchte diese Schwärmereien und ein wehmüthiger Seufzer entrang sich einer Brust.

„Folge mir, ein Sterbender wünscht Dich zu sprechen," sprach sie zu ihm. Ihre gerötheten Augen und die Blässe ihres Gesichtes verkündeten, daß ein heftiger Schmerz in ihrem Inneren wühlte.

Das Mädchen führte ihn schweigend die Stufen des Thurmes hinab. Völlige Ruhe herrschte, nicht ein Mensch begegnete ihnen, er erkannte daher, daß das Schloß völlig unbewacht war.

Claudia führte ihn durch mehrere Gemächer und öffnete dann eine Thüre, ihm bedeutend einzutreten. Fast blieb er auf der Schwelle stehen, ein solcher Anblick bot sich ihm dar. In einer Ecke des Saales, denn ein solcher dürfte das Gemach genannt werden, lag der Alte, bleich und eingefallen, dem man es ansah, es seien seine Tage gezählt. Die kostbarsten Schränke und Kästen standen an den Wänden, die mit Waffen aller Art geschmückt waren. Ein kleiner Altar war im Hintergrunde befindlich, goldene und silberne Geräthe zu gottesdienstlichen Handlungen prangten in allen Formen. Das einfallende Tageslicht war durch einen schweren seidenen Vorhang abgehalten und herrschte deshalb jenes Halbdunkel, das in einem Krankengemache nothwendig ist.

„Trete näher," sprach der Alte mit matter Stimme zu Luitpold, der noch immer zögerte, „und Du Claudia rücke den Stuhl näher zu mir heran, was ich dem Fremdling anzuvertrauen habe, wird längere Zeit bedürfen. Da es sich um Dein Wohl und Wehe handelt, so magst Du bleiben und hören, mancher Zweifel wird nun gelöst werden, der Dich bisher erfüllte."

Luitpold that wie ihm geheißen und ließ sich auf dem Stuhl nieder, das Mädchen setzte sich zu Füßen des Lagers.

„Verzeihe edler Fremdling, daß ich Dich mit einer Bitte beästige und in meine Verhältnisse einweihe, fuhr nun der Kranke fort,

allein ich fühle es, der Stunden sind nur wenige, die ich zu leben habe und sonst ist kein Mensch mehr im Schlosse, denn gestern verließen mich alle, denen die Bewachung anvertraut war. Du bist daher frei und kannst ungehindert Deiner Wege ziehen, Niemand wird Dich mehr davon abhalten."

Des Huosiers Auge strahlte freudetrunken bei dieser Nachricht, es schien mit einem Schlage die alte Kraft und der starke Wille in ihm zurückzukehren.

„Schon um dieser einen freudigen Nachricht willen," versicherte nun Luitpold, „werde ich thun, was Du verlangst."

„Gott segne Dich dafür," entgegnete der Alte. „Dein Versprechen gießt neues Leben in meine Adern, denn ich weiß nun, daß meine Claudia unter dem Schutze eines edeln Mannes steht. Doch höre weiter. Die Lage der Dinge im Lande muß sich schnell verändert haben. König Aribert soll geschlagen und auf der Flucht umgekommen sein. Es scheint diese Nachricht auch auf Wahrheit zu beruhen, denn ich versichere Dich, Fremdling, hätte der König noch die Macht, Du wärest schon längst nicht mehr am Leben. Er liebte es, an den Gefangenen seine Rache schnell zu kühlen und gar viele wurden von dem Thurme aus in das Meer gestürzt, ohne daß man je ihren Namen erfuhr. Als gestern die Nachricht von seinem Sturze hieher gelangte, waren Alle froh, des traurigen Dienstes entledigt zu sein und zogen von dannen."

„Wenn Du wieder genesen, wirst Du wohl das Gleiche thun!" meinte Luitpold, der in dem Kranken eine frohe Hoffnung erwecken wollte.

„Auch wenn dieser Fall eintreten sollte, müßte ich hier verweilen," war die Antwort, „denn mich bindet ein Eid, der erst mit meinem Leben erlischt. Einst war ich einer der reichsten und mächtigsten Fürsten des Landes. Am Fuße der Alpen stand mein Schloß und um dasselbe, soweit das Auge zu reichen vermochte, nannte ich Alles mein Eigen. Ich war ein treuer Anhänger des edlen Königs Kunibert und als nun Ragunibert sich gegen dessen Anordnungen empörte und der Krieg die schönen Auen des Landes verwüstete, kämpften ich und meine Brüder an der Seite desselben. Allein das Glück war

gegen uns, wir wurden geschlagen, meine Brüder in einer Schlacht getödtet, ich gefangen genommen, meine Güter verwüstet. Der Grausame wollte mich tödten lassen; auf meine Bitten, mir das Leben zu schenken, verbannte er mich hieher auf dieses traurige Schloß; ich mußte aber einen furchtbaren Eid schwören, dieses bis an mein Lebensende nicht mehr zu verlassen. Ich hielt ihn bis zu dieser Stunde und werde nun bald befreit von ihm sein."

Der Kranke hielt inne, das Sprechen hatte ihn sichtlich ermüdet. Nachdenkend saß Luitpold da, Claudia's Thränen floßen wieder.

Nach einer Pause fuhr der Alte weiter: „Ich sandte getreue Kundschafter aus, welche sich um das Schicksal der Meinigen erkundigen sollten. So erfuhr ich nun, daß Claudia's Mutter der Gram getödtet und das Kind von mitleidigen Unterthanen aufgenommen worden sei. Ich ließ sie hieher bringen und erzog sie, wie es die Verhältnisse erlaubten. Sie war mein Stolz, meine Freude und meine Hoffnung. Nun auch für uns bessere Zeiten anbrechen würden, ist es mit mir zu Ende und Claudia ist zum zweiten Male eine Waise. Du bist nun der Einzige, der meine Schicksale kennt. Gelobe mir, sie an den Hof des jetzigen Königs zu führen und dort ihre Rechte zu vertheidigen und die Hälfte meines Vermögens sei Dein. Wenn ich die Augen geschlossen, führt meinen Leichnam hinaus auf das Schloß meiner Ahnen, in der Kapelle neben meinem Vater möchte ich für immer ruhen. Wenn dann einst ein braver edler Mann Dir naht, dann reiche ihm Deine Hand, Claudia; für Dich wird es noch Tage des Glückes und der Zufriedenheit geben."

„Ich gelobe Dir bei meiner Ehre," versicherte nun der Huosier, „Deinen Willen zu erfüllen. Du hast Dein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt, ich werde Claudia ein treuer Beschützer sein."

„So kann ich ruhig dem Tode in das Antlitz sehen; habe Dank," sprach er mit leiser Stimme, „und Du Claudia, sei standhaft und trockne Deine Thränen, Du hast in Liebe und Güte meiner gepflegt, es wird Dir noch wohl ergehen."

Luitpold, als er das Gemach verließ, drückte dem Kranken leise die Hand, ein dankbarer Blick fiel auf ihn.

Am andern Morgen hatte der Arme geendet. Weinend und

jammernd stand das Mädchen an dem Sterbebette ihres zweiten Vaters und Luitpold hatte alle Mühe, die Arme zu trösten. Bis sie seinen letzten Wunsch erfüllen konnten, begruben sie ihn in dem kleinen Garten des Schlosses, dann verließen sie dasselbe.

Es war eine müheselige Wanderung, bis sie das erste Dorf erreichten und Luitpold nun im Stande war, für ein besseres Fortkommen zu sorgen. Am Abende des zweiten Tages erreichten sie Pavia und Luitpold eilte sogleich nach seiner Ankunft zu Ansprand, der seinen Augen nicht traute, ihn wiederzusehen, denn seit dem Tage der Schlacht hatte man ihn zu den Todten gerechnet. Nachdem er seine Schicksale erzählt, war es sein Erstes, einen Eilboten in die Heimat abzusenden, der seine baldige Ankunft verkünden sollte.

Es kostete wenig Mühe, bei dem gerechten Fürsten die Ansprüche Claudias zu beweisen und so wurde sie in alle ihre Rechte und Güter wieder eingesetzt. Nachdem die Leiche des Dulders ihre letzte Ruhestätte gefunden, kehrte Claudia nach Pavia zurück. Allein statt über ihr Glück erfreut zu sein, wurde sie jeden Tag trauriger und tiefsinniger, und so oft sie auch Luitpold bat, ihm den Grund ihres geheimen Leidens zu gestehen, hatte sie nur ein trübes Lächeln und manchmal brach sie in ein heftiges Schluchzen aus. Auch Luitpold sah dem Tage seiner Abreise, der immer näher kam, mit Kummer entgegen. Er liebte Claudia, das fühlte er, doch besaß er nicht die Kraft, ihr dieses zu gestehen. Wie konnte er auch verlangen, daß sie seinetwegen ihre schöne Heimat verlassen und in ein rauhes, ihr unbekanntes Land ziehen solle, jetzt, nachdem ihr Alles zu Gebote stand, womit sie sich das Leben verschönern und erheitern konnte? Aber auch Claudia trug die gleichen Gefühle in ihrem Busen, und die Sorge, ihn nun für immer zu verlieren, feuchtete ihr Auge und schuf die Blässe auf ihren Wangen.

Ansprands scharfem Blicke war aber nicht entgangen, was in dem Innern der Beiden vorging. Er hielt es für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Luitpold, sie zu vereinigen und dadurch an ihm für immer einen treuen Freund zu gewinnen. Als nun sein Gast wieder bei ihm erschienen war, von seiner nahen Abreise und seiner Sehnsucht nach der Heimath sprach, trug er ein eigenes Lächeln zur

Schau und meinte, er könne doch noch enger an dieses Land geknüpft werden und es würde dann nicht das Letztemal sein, daß er hier verweilen werde.

„Ich verstehe Deiner Worte Sinn nicht," erwiderte ihm Luitpold.

„Ich will Dir nur einen Namen nennen, dann wird Dir Alles klar werden," sprach der König heiter, „ich weiß daß er tief in Dein Herz eingegraben ist."

Der Huosier erröthete, er ahnte was der König damit sagen wollte.

„Claudia," fuhr Ansprand fort. „hat Dich gefesselt, ich habe das schon lange erkannt. Soll ich Dein Brautwerber sein. Ich weiß bestimmt, daß ich mit glücklicher Botschaft wiederkehren werde."

Die scheidende Abendsonne sah Hand in Hand zwei glücklich Vereinigte durch die Gärten des Königspalastes wandeln. Das Roth war bei Claudia auf ihre Wangen wieder zurückgekehrt, aus ihren Augen glänzte beseligende Liebe, sie hatte nun den besten Halt für ihr Leben gefunden und die Frage, ob sie gerne mit ihm in die neue Heimath ziehe, mit einem freudigen Ja beantwortet.

Der König hatte den Wunsch geäußert, die glückliche Braut zum Altare zu führen und so fand mit aller Pracht ihre Trauung einen Tag vor ihrer Abreise statt. Mit reichen Geschenken des Königs verließen sie nun dessen Hof und zogen der fernen Burg zu, die nun in Zukunft ein Sitz des höchsten Glückes werden sollte.

So hatte sich das Unglück, das Luitpold betroffen, zu einer Quelle der Freude erschlossen, die er nie gehofft hätte.

Mit Jubel wurde er empfangen, als er die väterliche Burg wieder betrat, immer und immer schloß seine Mutter die neugewonnene Tochter an ihre Brust, nun war ja ihr sehnlichster Wunsch erfüllt, und getrost konnte sie die Stunde erwarten, die sie von hinnen rief.

Nicht lange sollte Luitpold das jungen Glück genießen. Ein Befehl des Herzogs Theodo rief ihn an dessen Hof. Dieser hatte den Entschluß gefaßt, das Land in vier Theile zu theilen, wovon der größere von ihm regiert, über die drei kleineren aber seine

Söhne Grimoald, Theodebert und Theodoald gesetzt werden sollten. Um aber dieser Handlung die rechte Weihe zu geben, sollte es in Gegenwart aller Großen und Edeln des Landes geschehen.

Noch nie hatte die Herzogstadt so viele Menschen in ihren Mauern gesehen, als in diesen Tagen. Aus allen Gauen kamen die Geladenen mit ihren Reisigen herbeigeströmt und nur mit Mühe gelang es, allen ein Unterkommen zu verschaffen.

Am Morgen des Tages, an welchem die Verleihung stattfand, ertönten in allen Straßen schmetternde Hörnerklänge und bald darauf eilten die Mannen mit Schild und Schwert bewehrt in die Residenz des Herzogs. In dem großen Saale derselben stand in der Mitte ein erhöhter Thron, über welchem erbeutete Kriegstrophäen hingen. Die Wände schmückten zwischen frischem Grün die Schilde der herzoglichen Ahnen und ihre Helme, etwas abwärts an der rechten Seite des Thrones war ein Altar errichtet, neben dem Kloster von Emmeran der Abt und seine Mönche standen. Nachdem Alle versammelt waren, schritten sie in feierlichem Zuge in den Saal, wobei Luitpold das Panier des Herzogs trug und stellten sich rechts und links des Thrones auf.

Als der Herzog mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen eintrat, ertönte brausender Jubelruf, der sich erst legte, als Theodo auf dem Throne sich niederließ. Nun sprach der Abt laut ein Gebet und flehte um Segen und Erleuchtung von Oben, damit Alles, was heute geschehe, zum Wohle und Segen des Landes gereichen möge.

Nun erhob sich der Herzog und mit weithin vernehmbarer Stimme wandte er sich an die Versammelten.

„Ich habe Euch Tapfere und Edle meines Landes," sprach er, „hieher beschieden, daß Ihr Zeuge einer Handlung seid, welche ich für die Wohlfahrt des Landes gedeihlich und ersprieslich erachte. Meine Haare sind vom Alter gebleicht und meine Thatkraft beginnt nachzulassen. Die Pflichten, die ich zu erfüllen habe, mehren sich und die Größe des Herzogthums erlaubt mir nicht, mein Ansehen überall hin fühlbar zu machen. Drei kräftige Söhne stehen mir zur Seite, auf deren Schultern ich einen Theil der Sorgen und Lasten der Regierung legen will, da ich weiß, daß sie nach alter

Sitte und Herkommen unter meiner Oberhoheit jene Provinzen regieren werden, die ich ihnen zu übergeben Willens bin. Sie werden mir den Eid der Treue auf das Neue schwören und mir geloben, treue Diener der Kirche, gerechte Richter und weise Berather aller derjenigen zu sein, welche Schutz und Hilfe bei ihnen suchen. Euch aber frage ich, seid Ihr einverstanden mit meinem Willen, wollt Ihr die Gewalt anerkennen, die ich meinen Söhnen übertrage und ihnen jederzeit zur Seite stehen, wie bisher mir?"

Freudige Zurufe bekundeten die Uebereinstimmung und laut priesen Alle die Weisheit des Herzogs.

Theodo wandte sich nun an seine Söhne.

„Dir, dem Aeltesten, Theodebert," sprach er, „übergebe ich den Süden des Landes, bis zu der Grenze der Longobarden. In den Bergen wohnt ein treues, starkes Volk, das schon oft in blutigem Kampfe sich bewährt hat. Achte und schätze es, es wird jederzeit gerne Deinem Rufe folgen, wenn Gefahr Dir droht. Dir Grimoald übergebe ich das Gebiet an der Isar bis zur westlichen Grenze und hinab an die Donau. Es sind reich gesegnete Fluren, die Einwohner sind zahlreich und thätig, mehre ihren Wohlstand durch weise Gesetze, dann wird Zufriedenheit in Deinem Lande wohnen. Dir Theodoald werde der Nordgau zu Theil. Er erfordert einen tapfern Herrscher, denn an seinen Grenzen wohnen noch wilde Völker, die jederzeit bereit sind, zum Schwerte zu greifen. Schütze ihn, trete muthig den Feinden entgegen und der Ruhm der Tapferkeit wird Deine Stirne krönen. Ich behalte den übrigbleibenden Theil des Landes, Alle aber werden wir vereint zu seinem Wohle und Ruhm handeln."

Der Herzog überreichte nun jedem seiner Söhne ein Scepter als Zeichen seiner Würde und ermahnte sie noch einmal aller Regententugenden eingedenk zu sein.

Ein großes Festmahl in dem Garten schloß die Feier. Wenige Tage darnach, hatte die Stadt wieder ihr gewohntes Aussehen. Theodebert schlug seinen Wohnsitz in Botzen, Grimoald in Freising auf, während Theodoald von Burg zu Burg zog, um überall sein persönliches Ansehen geltend zu machen und Recht zu sprechen.

Mit dem Christenthume wollte es aber in dem Lande noch immer nicht recht vorwärts. Eine, den Bayern vorzugsweise eigene Neigung zum Alten und der Mangel an tüchtigen Geistlichen hatten die vorübergehenden Bemühungen der fränkischen Glaubenslehrer bald wieder vereitelt und den Rückgang zur alten Irrlehre und zu den heidnischen Gebräuchen bewirkt. Die kriegslustigen bayerischen Fürsten und Ritter mochten eine Religion verachten, deren erste Tugend die Demuth, und das Volk sträubte sich gegen ein Gesetz, welches der Sinnlichkeit so vielen Abbruch gebietet. Der herzogliche Hof, die Großen und die Städter bekannten sich wohl zum Christenthum. Da aber keine in der christlichen Religion wohl unterrichtete Priester im Lande waren, da es ganz an Vorstehern und Bischöfen gebrach, welche für die Erhaltung der richtigen Lehre und deren Einheit gewacht oder nur Priester eingesetzt hätten, so starben viele im hohen Alter, ohne die Taufe empfangen zu haben.

Herzog Theodo ging dieser Zustand sehr zu Herzen, allein er wußte lange nicht, wie er abhelfen konnte. Da erfuhr er von einem Manne, der zu Worms am Rheine als Bischof lebe, der ein besonderer Anhänger des katholischen Glaubens und der reinen evangelischen Lehre sei. Sein Name war Rupert. Er stammte aus altem römischen Geblüte, war einfach in seinen Sitten und von besonderm Glaubenseifer beseelt. Von diesem nun erhielt der Herzog Kenntniß und sogleich stieg der Wunsch in ihm auf, ihn in sein Land kommen und es durch ihn mit der wahren Lehre erleuchten zu lassen.

Eine glänzende Gesandschaft zog nun an den Rhein hinab und wurde von dem Bischofe freundlich empfangen. Als er nun hörte, wie es in Bayern aussah und welch' großes Feld dort noch zu bebauen sei, willigte er mit Freuden ein und gab den Abgesandten bei ihrer Abreise einige Prediger mit, bis er selbst nachfolgen konnte. Als Herzog Theodo diesen Entschluß vernahm, war er hocherfreut und ordnete Alles zum Empfange des Bischofs an. Als er zwei Monate später nun eintraf, ging ihm der Herzog mit einer großen Schaar seines Volkes entgegen und führte in feierlich in die Stadt Regensburg ein.

Mit vollem Eifer ging nun Rupert an das Werk, denn er sah,

daß es nicht nur am Hofe des Herzogs, sondern beim ganzen Volke noch weit fehle. Zuerst unterrichtete er Theodo und die Seinen im wahren christlichen Glauben und taufte sie dann auf das Neue. Der Herzog sprach den Wunsch aus, er möchte für immer nun im Lande bleiben, Kirchen erbauen, wo es ihm nothwendig dünke und Alles anordnen, was zum Seelenheile seines Volkes nothwendig sei. Rupert versprach es.

Eines Tages trat dieser in Reisekleidern vor den Herzog.

„Du willst uns verlassen?“ sprach der Herzog erschrocken zu ihm.

„Nur für kurze Zeit,“ erwiderte ihm Rupert, „dann werde ich wiederkehren. Es drängt mich, Dein Land kennen zu lernen, und jene Stätten aufzusuchen, welche geeignet sind, feste Wohnsitze meiner Priester zu werden.“

„Dein Eifer rührt mich tief,“ erwiderte Theodo, „so ziehe denn, wohin Du willst und Gottes Beistand wird Dich überall begleiten.“

„Ich habe einstens von einer Stadt gehört,“ sprach der Bischof, „welche von den Römern erbaut in großem Glanze und Blüthe gestanden sein soll. Von den wilden Völkern, welche dieses Land durchzogen, soll sie zerstört worden sein und nun in Trümmern liegen. Kennst Du sie und in welcher Richtung kann ich sie finden?“

„Ich habe keine Kenntniß davon,“ erwiderte Theodo. „Gar oft findet man altes Gemäuer, mitten in den Wäldern, aber kein Mensch vermag anzugeben, von woher sie stammen, noch wer sie zerstört hat. Sollst Du jene vergessene Stadt finden und entspricht sie Deinen Wünschen, so schenke ich sie Dir, wenn sie noch zu meinem Lande gehört.“

Nach einem herzlichen Abschiede verließ Rupert die Stadt mit seinen Begleitern, bestieg ein Schiff und fuhr nun die Donau hinab bis an die Grenze des untern Pannoniens, wo er dasselbe verließ. Langsam durchzog er nun das Land, überall lehrend und stärkend und erst als er Lorch erreichte, gönnte er sich einige Zeit Ruhe. Dann zog er weiter herauf und nach vielen Tagereisen erreichte er einen

stillen Waldsee*), in dessen Nähe menschliche Wohnungen lagen. Hier verweilte er einige Zeit und erbaute zu Ehren der Apostelfürsten eine Kapelle. Von den Einwohnern erfuhr er nun, daß an den Ufern eines wild dahinziehenden Bergflusses, am Fuße eines steil ansteigenden Felsens die Trümmer einer alten Stadt lägen, deren Name aber Niemand zu erforschen im Stande sei. Mächtige Säulen stünden zwischen hohen Tannen und Buchen, starkes Gemäuer trete überall hervor und sei mit Moos bedeckt, eingefallene Häuser eigener Bauart seien noch zu erkennen, alles aber von Rauch geschwärzt und mit Moder überzogen, was den sichern Schluß erlaube, daß die Stadt einst durch Feuer zerstört wurde. Kein Mensch könne sich mehr an den Untergang erinnern, es müßten seit ihrem Bestehen Hunderte von Jahren vergangen sein. Kein menschlicher Fuß betrete sie, denn unheimliches Geräusch und Getöse sei Tag und Nacht hörbar und nur wilde Thiere hausten in den Ruinen.

Sogleich brach Rupert mit seinen Begleitern auf und zog der angegebenen Richtung zu. Viele Tage irrten sie umher, manchmal versperrten ihnen schäumende Bäche, oder himmelanstrebende Felsen den Weg. Allein sie achteten aller Hindernisse nicht und furchtlos überwanden sie die Schwierigkeiten, welche die wilde Natur ihnen bereitete. Endlich hörten sie das Brausen des Flusses und traten nun in ein Thal heraus, das von drei Seiten von Bergen umgeben, nur die Aussicht gegen Norden gestattete. Alles stimmte überein und bald sah Rupert seinen Eifer auch belohnt. Zuerst stieß er auf einzelne verbröckelte Mauern, die ihm die Kunde gaben, daß er die vergessene Stadt wiedergefunden. Allerdings bedeckte dichter Wald die ganze Gegend und eine fast unheimliche Stille herrschte. Die Bäume hatten sich zwischen das Mauerwerk eingezwängt und so dasselbe geborsten, nichtsdestoweniger erkannte man noch ziemlich die Anlage der Stadt und deren Ausdehnung. Sie hatte sich an die Felsen zweier emporragender Berge angelehnt und war der Fluß mitten durch sie geströmt, denn gerade am Ufer desselben befanden sich noch gut erhaltene Ruinen und in dem Flußbette desselben lagen Säulen und Kapitäler, die offenbar von einem zerstörten Tempel

*) Der Wallersee, unweit Salzburg.

herrührten. Rupert staunte über die Großartigkeit und den Umfang derselben, es war kein Zweifel mehr, daß sein Fuß die Gesuchte betreten habe und nun beschloß er, die Arbeit zu beginnen, den Wald auszuroden und aus den vorhandenen Trümmern eine neue Stadt erstehen zu lassen. Zugleich sollte ein größerer Tempel des Herrn erstehen, an dem er selbst seinen Wohnsitz zu nehmen gewillt war, um von hier aus das Christenthum weiter zu verbreiten.

Er sandte einen Boten an Herzog Theodo mit der Bitte, er solle selbst Augenschein nehmen, es werde ihm Freude bereiten. Sogleich brach dieser auf und als er ankam, war er entzückt von der wildromantischen Gegend und der eigenthümlichen Lage zwischen den Bergen.

„Was die Römer einst hier erbaut," sprach Rupert zu dem Herzoge, „und für Jahrtausende gegründet hielten, was ist es nun? Nichts, als ein Haufen Ruinen. Wo sind sie hingekommen ihre Tempel und Paläste, wo die Standbilder ihrer Götter, wo ihr Reichthum und ihre Kostbarkeiten? Fremde Völker sind gekommen, mächtiger und stärker als sie, haben alles vernichtet, ihre Tempel gebrochen, ihre Reichthümer geraubt, die Einwohner getödtet und vertrieben und sind dann ebenso untergegangen, wie die Besiegten. So ist alles eitel und vergänglich auf dieser Welt und darum sollen wir nicht am Irdischen hangen. Nur das was uns Christus gelehrt, wird ewig fortbestehen und hier will ich einen Hort seiner Lehre erbauen, der alle Zeiten überdauern soll."

„Ich werde Dich in Deinem frommen Unternehmen getreulich unterstützen," erwiderte ihm Theodo. „Sieh, Alles soweit Dein Auge reicht, schenke ich Dir und der Kirche, das ganze Thal auf und abwärts, wie der Mensch es in drei Stunden begehen kann, dazu noch was darinnen lebt, alle Höfe mit ihrem Zubehör, den Knechten und Mägden. Damit Dir aber die Mittel nicht fehlen, die Stadt neu erstehen zu lassen, so sollst Du auch den dritten Theil der Salzquellen und den zehnten meines Zolles erhalten; dafür wirst Du mich täglich in Dein frommes Gebet schließen und den Segen des Himmels auf mich und die Meinen erflehen."

„Wie soll ich Deiner Gnade danken," war die erfreute Antwort

des Bischofs, „die Nachwelt wird Deinen Namen preisen und Dir einst die Krone der Seligkeit zu Theil werden. Ich ziehe nun hinab in mein Heimathland, um mir neue Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu holen und dann mit frischen Kräften das begonnene Werk weiter zu führen."

„Thue, was Du glaubst es könnte uns allen heilsam und förderlich sein," genehmigte der Herzog auch diesen Wunsch. „Wenn Du dann zurückgekehrt, werde ich mein Gelübde erfüllen und nach Rom zu dem Papste pilgern, um mit ihm Alles zu besprechen, was meinem Volke frommen wird."

Bis Regensburg geleitete Rupert den Herzog zurück, dann eilte er nach Worms, sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnend. Dann zog er weit im Lande umher, um sich eifrige und tüchtige Priester auszusuchen und als er sie gefunden, kehrte er mit ihnen auf die alte Römerstätte zurück. Nun begann dort ein reges Leben sich zu entfalten. Aus den gewaltigen Ueberresten erbaute Rupert eine Kirche und oberhalb derselben auf einem Vorsprunge des Felsens, ein Kloster. Als alles fertig, berief er seine Nichte Ehrentrude in dasselbe und weihte sie zur ersten Aebtissin.

So wurde die alte glänzende Stadt der Römer wieder neugeboren, statt Juvavium nannte sie sich nun Salzburg.

Rupert mit seinen Helfern predigte allenthalben in dem neuen Vaterlande. Kirchen erhoben sich in dem Gebirge, welchen nun ständige Geistliche beigegeben werden konnten und Theodo's Söhne säumten nicht, zu Wohlthätern an ihnen zu werden.

Während so Rupert seine segensreiche Thätigkeit entfaltete, herrschten die Söhne Theodo's zur Zufriedenheit ihres Vaters viele Jahre. Der erste, welcher vom Schauplatze des Lebens abtrat, war Theodoald. Er hatte eine Tochter des Frankenherrschers Pipin von Heristal zum Weibe genommen und wohl auf diese mächtige Verwandtschaft hin mit den Thüringern Krieg geführt. Siegreich ging er aus denselben hervor und verleibte eines schönes Stück Land dem alten Heimathlande bei. Bald darauf aber starb er.

Dieses bedingte eine neue Eintheilung des Landes. Theodebert trat an Grimoald Rhätien ab und erhielt dafür die sämmtlichen

übrigen Theile des Landes, welche bisher der Vater besessen. Dieser hatte sich fast gänzlich von der Regierung zurückgezogen und lebte nur mehr guten Werken. Er war nun auch im Stande, seinen längst gehegten Wunsch zu erfüllen, nach Rom zu pilgern, um am Grabe der Apostel seine Andacht zu verrichten und mit dem Papste über die Ordnung der religiösen Angelegenheiten seines Volkes das Nöthige zu vereinbaren. Er hatte die Absicht mehrere Bisthümer in seinem Lande zu errichten und zu diesem Zwecke gab ihm Past Gregor drei Legaten mit. Sie sollten den Herzog in sein Land begleiten und seinem Willen gemäß die nöthigen Einrichtungen treffen. Der Papst hatte ihnen eine eigene Instruktion mitgegeben, nach welcher sie strenge verfahren sollten. Ihre Vorschläge fanden aber bei den Großen, wie bei dem Volke wenig Anklang, sie waren zu strenge und besonders die Abschaffung der althergebrachten jährlichen Freuden-Feste stieß auf großen Widerspruch.

Bald darauf starb Herzog Theodo und nun war sein Sohn wieder Alleinherrscher der Bayerischen Lande. Auf dem Todbette empfahl ihm sein Vater die neugegründete Kirche in Salzburg. Allein auch Rupert war nicht lange mehr vergönnt zu leben, bald nach Theodos Tode segnete er das Zeitliche, nachdem er seinen treuen Mitarbeiter Vitalis zu seinem Nachfolger bestellt hatte.

Für ihn aber trat nun ein anderer Glaubensbote auf, Korbinian, welcher schon einmal durch Bayern auf einer Wallfahrt nach Rom gezogen war und von Herzog Theodo gnädig und liebreich aufgenommen wurde. Als er nun zum zweitenmale kam, hatte soeben Grimoald, die Wittwe seines Bruders Pilitrude zur Gattin sich erwählt, welche von Frankreich mit ihrer Mutter geflohen war, um dort den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen. Sie stand noch in blühender Jugend, besaß große Reichthümer und ein einschmeichelndes Benehmen, welche den Herzog reizten. Als nun Korbinian an den Hof Grimoalds kam, war dieser sehr erfreut, den ehrwürdigen Priester bei sich zu sehen. Da er dem Wunsche des Herzogs, bei ihm zu verweilen, nicht entsprechen wollte, ließ ihn der Herzog reich beschenkt bis an die Grenze Italiens geleiten, gab aber dorthin den Befehl, die Bewohner sollten ihn nicht weiter ziehen lassen und ihm wieder

darüber berichten. Dieser Befehl wurde genau befolgt; Korbinian aber gefiel die Gegend*) und wurde zuletzt davon so entzückt, daß er sich nach dem Herrscher über dieses Land erkundigte.

Unterdessen aber kamen Boten des Herzogs, welche ihn einluden, an den Hof zu kommen und deutlich zu verstehen gaben, daß, wenn er nicht gutwillig folge, sie andere Mittel gebrauchen müßten. So zog er denn mit nach Freising, wo der Herzog sich befand. Am andern Tage verlangte dieser den Besuch seines Gastes.

„Sage dem Herzog," war die Antwort Korbinians, „nicht eher werde er mein Antlitz sehen, bevor er nicht sein Weib aus dem Hause geschafft, mit welcher er in verbrecherischer Ehe lebt."

Bestürzt vernahm dieses der Herzog, aber alle Bitten, alle Vorstellungen waren bei Korbinian vergebens, er blieb fest auf seinem Willen.

„Was soll ich beginnen?" sprach der Herzog am Abende dieses Tages, zu seiner Gemahlin. „Ich liebe Dich, aber auch den heiligen Mann will ich nicht ziehen lassen. Wie einen Ausweg finden?"

„Geht Dir der Fremdling vor deinem Weibe," fragte Pilitrude voll Zorn und Erregung. „Kann der Vater die Mutter seiner Kinder verstoßen?"

„Ich sehe wohl ein, daß Korbinian recht hat," entgegnete der Herzog. „Nach den Gesetzen der Kirche ist unsere Ehe ungültig und seitdem ich zu dieser Erkenntniß gekommen, habe ich keine ruhige Stunde mehr."

„Schwacher Mann," höhnte nun seine Gemahlin, „der ein Schwert an seiner Seite führt, es aber nicht zu gebrauchen versteht. Ich will nicht länger an Deiner Seite leben. Mit meinen Kindern ziehe ich fort in ein fremdes Land, dann magst Du mit dem Fremden leben, wie Du willst. Ich habe nie geglaubt, daß ein Bayernherzog treulos an seinem Weibe handeln werde!"

„Mein Gewissen sagt mir, daß ich ungerecht gehandelt," erwiderte Grimoald, „warum soll ich meine Schuld nicht bekennen und darnach trachten, sie zu sühnen. Trenne Dich also von mir auf freiwillige Weise, es wird zu unserem beiderseitigen Heile sein."

*) Das heutige Meran.

„Dein Volk wird Dich als schwachen Mann verachten und Deine Befehle in Zukunft unausgeführt bleiben," wandte Pilitrude ein.

Der Herzog fuhr zornig auf. „Im, Gegentheile," rief er ihr zu, „meine Bayern werden einsehen, daß ich ein guter Christ bin und Gottes Gebote mir vor Allem heilig sind. Wer sich erkühnen würde, sich gegen mich aufzulehnen, bliebe nicht mehr lange am Leben."

„So gehe ich denn und überlasse Dich Deinem Schicksale," sprach nun seine Gemahlin, „mögen nie Zweifel Deine Brust durchziehen."

Sie entfernte sich langsam, immer noch hoffend ein freundliches Wort werde sie zurückrufen, allein trotzig hatte ihr der Herzog den Rücken gekehrt und ließ sie ziehen.

Als Korbinian hievon benachrichtigt wurde, erschien er vor dem Herzog.

„Du hast meinem Willen gehorcht," sprach er zu ihm, „und damit gezeigt, daß Du das Urtheil der Menschen nicht achtest, wenn es gilt einen Fehler gut zu machen. Ich spreche Dich von Deinen Sünden los, damit Du als ein vollständig Reiner nun ein neues Leben beginnen kannst."

„Womit kann ich Dir danken?" fragte ihn Grimoald hoch erfreut. „Befehle über mich, Alles was ich besitze, sei Dein Eigenthum."

„Das sei ferne von mir, daß ich Dich dessen beraube," war die Antwort. „Willst Du mir aber eine Freude bereiten, so schenke mir den Berg, den Du von diesem Gemach aus erblickst. Ich will auf seinem Gipfel eine Kirche zu Ehren des heiligen Stephan und daneben eine Wohnung für mich erbauen, um einen festen Wohnsitz zu haben*) und Deinen Unterthanen für immer die Lehren des Heils verbünden zu können."

„Er sei Dein," war die Antwort, „mit allem was um ihn liegt. Es soll Dir an nichts fehlen und was zum Baue nothwendig, werde ich herbeischaffen. Ich segne die Stunde, in welcher Du diesen Entschluß gefaßt."

Mit dem größten Eifer wurde nun an das Werk gegangen und bald blickte ein freundliches Kirchlein hinaus in die weite

*) Der Anfang Weihenstephans bei Freising.

Ebenen des Isarthales und drang der Schall der Glocke bis zu den fernen Gehöften, die an dem Saume der das Thal begrenzenden Wälder lagen.

Bald darauf unternahm er in Begleitung des Herzogs eine Reise nach jenen Gegenden, welche ihm so lieb geworden und kam nach dem romantisch wilden Canina. Das schöne Ackerland, die saftigen Wiesen, die Weinberge gefielen auch dem Herzog. Er trat mit dem Adel des Landes in Unterhandlungen, welche auch bald zu einem günstigen Abschluße gelangten. Als alles in Ordnung war, schenkte er, was dazu gehörte der Marienkirche in Freising, welche er zu einem bischöflichen Sitze ernannte, den er Korbinian übertrug, um ihn dadurch immer an sich zu fesseln. Dieser nahm die Würde an und wurde so der erste Bischof Freisings.

Aber nicht lange sollte seine Wirksamkeit währen, er hatte sich in der Herzogin eine Feindin heraufbeschworen, welche seinen Untergang beschlossen hatte.

Als sie gewahrte, daß der Einfluß des Bischofs immer mächtiger wurde und eine Versöhnung mit ihrem Gatten, so lange Korbinian an dessen Seite war, unmöglich sei, rief sie ihren ihr ergebenen Vertrauten Ninus zu sich.

„Ich habe mich mit Geduld und Ergebung in mein Schicksal gefügt," sprach sie zu ihm, „in der Hoffnung, der Sinn meines Gemahls werde sich ändern und er mich wieder in meine Rechte einsetzen. Ich sehe aber daß ich mich in meinen Hoffnungen täusche, so lange der Mann zwischen uns steht, den eine unheilvolle Stunde hieher führte."

„Du meinst Korbinian?" fragte mit lauernden Blicke Ninus. „Auch ich bin ihm ein Dorn im Auge und nur verächtlich spricht er von mir."

„Ich kenne Dich als meinen treusten Diener," fuhr die Herzogin fort. „Willst Du mir schwören, daß Du Alles vollbringen willst, was ich von Dir verlange und mir so auf das Neue Deine Treue bewährst?"

„Mein Leben gehört Dir, ich bin bereit es zu opfern," gelobte dieser.

„Nun höre, welche Beleidung mir der Elende angethan," erzählte sie nun. „Mein Sohn Odilo ist, wie Du weißt sehr schwer erkrankt und alle die ich zur Hilfe berief, erklärten mir, sein Leben sei verloren. In meinem mütterlichen Schmerze wandte ich nun Alles an, den Theuren mir zu erhalten und so begab ich mich auf den Rath einer meiner Dienerinen zu einem alten Bauernweibe in der Nähe, welche im Rufe steht, alle Krankheiten heilen zu können. Kaum hatte ich ihr meinen Sohn gezeigt und sie ihn mit den Finger berührt und einige Kräuter auf ihn gelegt, so fing er zu genesen an und ist jetzt völlig wieder hergestellt. Daß ich mich diesem Weibe gegenüber dankbar bewies, kann mir Niemand verargen, rettete sie meinen Liebling doch vor dem sicheren Tod!. Dieses hatte nun mein Todfeind erfahren und da er sich an mir nicht rächen konnte, mußte die Unschuldige für mich büßen. Er behauptete, sie hätte sich magischer Künste bedient und als er ihr gestern in der Stadt begegnete, fiel er sie an und schlug sie blutig. Weinend kam das Weib zu mir und verlangte Hilfe. Der Streich galt mir, nun ist aber meine Geduld und Nachsicht erschöpft und Dich habe ich zum Werkzeug meiner Rache ersehen."

„Was soll geschehen?" fragte Ninus.

„Seinen Tod verlange ich," forderte die rachsüchtige Herzogin. „Wende List oder Gewalt an, aber bringe nur die Kunde, daß er nicht mehr ist, und ich werde Dich reich belohnen."

„Der Herzog wird blutige Vergeltung nehmen," erwiderte bedenklich der Vertraute, „sein Zorn keine Grenzen kennen."

„Ich werde Dich schützen," betheuerte sie. „Alles soll nach geschehener That bereit zur Flucht sein, dann mag der Herzog seine Ohnmacht erkennen."

„Ich bin bereit," versicherte Ninus. „Nach drei Tagen soll er nicht mehr unter den Lebenden weilen. Dort oben in seinem Hause soll ihn das Schicksal erreichen. Verlaß Dich auf mich."

Er sollte aber seinen Plan vereitelt sehen. Eine Dienerin der Herzogin hatte die ganze Unterredung belauscht und war darüber zu Tode erschrocken. Der heilige Mann mußte gerettet werden, das sah sie ein. Aber über das Wie war sie im Unklaren. Sie durfte sich

Niemand anvertrauen, es würde ihr Niemand Glauben geschenkt und sie für eine Irrsinnige erklärt haben, wenn ihr nicht noch Aergeres bevorstand. Endlich kam ihr ein rettender Gedanke. Als es Nacht geworden, schlich sie sich aus dem Schlosse, eilte den Berg hinan und verlangte bei Korbinian Einlaß. Als ihr dieser gewährt wurde, erzählte sie mit hastigen Worten Alles was sie gehört, und beschwor den Bischof, sich zu retten und die Flucht zu ergreifen, denn keine Stunde sei er sicher, daß der Mörder die grausige That vollführen werde.

Die Dienerin sprach so überzeugend, daß Korbinian an der Wahrheit nicht mehr zweifeln konnte. Reich beschenkt entließ er sie und traf noch in der gleichen Nacht alle Anstalten zu seiner Flucht. Der Morgen des anbrechenden Tages sah ihn schon in ziemlicher Entfernung von Freising und ohne Rast setzte er seinen Weg nach Italien fort, wo er glücklich ankam.

Als Ninus am andern Abende mit zwei Begleitern, die er erkauft hatte, in die Wohnung eindrang, war diese leer, und mußte er unverrichteter Sache zur Herzogin zurückkehren. Diese tobte und fluchte, allein vergebens. Doch hatte sie damit einen Zweck erreicht, sie durfte hoffen, wieder volle Gewalt über ihren Gemahl zu erhalten.

Als Herzog Grimoald davon erfuhr, schickte er einen Vertrauten an den Bischof um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Allein alle Bitten, alle Versprechungen des Herzogs waren nicht im Stande, seinen Sinn zu ändern und so war der Bischofssitz in Freising zum erstenmale verwaist.

Nun aber brach das Unglück über Grimoald und die Seinen herein. Zu gleicher Zeit starb sein Bruder Theodebert und war dieses die Ursache innerer Zwistigkeiten im Lande. Herzog Theodebert hatte nach dem Tode seines Vaters die Oberherrschaft über ganz Bayern ausgeübt und sein Sohn und Nachfolger nahm nun das gleiche Recht in Anspruch. Das wollte Grimoald als ältester des Stammes nicht dulden und so brach nun der Krieg zwischen den nahen Verwandten aus. Hugibert suchte Hilfe bei seinem Schwager, dem Longobarden-König Luitprand und auch bei dem

Frankenherrscher Karl Martell, welcher im Lande der Alemanen weilte. Gütliche Vorstellungen halfen nichts und die günstige Gelegenheit ergreifend, fielen sie Grimoald in das Land. Die Longobarden eroberten den Süden des Landes, gaben ihn aber nicht an Hugibert ab, sondern behielten ihn für sich. Karl Martell zog mit einem großen Heere vom Rheine heran, kämpfte aber nicht mit dem gleichen Glücke wie die Longobarden und bedurfte längerer Zeit um Grimoald zu bewältigen. Ein abgeschlossener Vergleich wurde von Grimoald nicht gehalten und deßhalb drangen die Franken auf das Neue vor. Allein Grimoalds letzte Stunde hatte geschlagen. Von dem Dolche eines Meuchelmörders getroffen hauchte er sein Leben aus, vor ihm war schon sein Sohn gestorben. Der Friede wurde nun geschlossen und Hugibert blieb nun Alleinherrscher, aber ohne die Gebiete, welche die Longobarden weggenommen hatten. Pilitrude selbst mußte die Schätze ihrer verstorbenen Mutter an Karl ausliefern und sammt ihrer schönen Tochter Sunhilde, welche Karl zum Eheweibe nahm, nach Frankreich ziehen. Der Nordgau war schon früher von Bayern abgerissen worden, die bayerischen Gebiete zwischen Iller und Lech wurden von Mutterlande getrennt und daraus die Markgrafschaft Westreich gebildet und unter den Schutz des Frankenkönigs gestellt. Die beiden eingesetzten Markgrafen Landfried und Theodoald behielten den herzoglichen Titel. Ersterer regierte den südlichen Theil gegen den Bodensee, letzterer den nördlichen an der Donau. Landfried verschwand aber bald wieder und nun regierte Theodoald über das Ganze. Doch auch dieser wurde ermordet und zog Karl das Land an sich. Einer von Theodoalds Söhne wurde der Stammvater der Welfen.

7. Kapitel.

Ein eifriger Glaubensbote.

Hugibert hatte Gelegenheit gehabt, die Macht der Franken kennen zu lernen und war ihnen daher in Allem unterthänig. Zu dieser

Zeit drohte dem Abendlande die größte Gefahr. Die spanischen Sarazenen hatten die Pyrenäen überstiegen und waren weit in das Innere Frankreichs eingedrungen. Da zog ihnen Karl Martell mit dem Kern der deutschen Armee entgegen, schlug sie bei Tours und rettete so die Welt vor dem Islam. Daß auch Bayern an dieser Schlacht theilnahmen, läßt sich vermuthen.

Mit der christlichen Religion wollte es aber immer noch keinen rechten Fortgang nehmen, Ketzer aller Art entstanden und brachten das Volk auf Abwege. Es war daher ein Mann nothwendig, der mit dem Feuer des Geistes und den nöthigen Vollmachten ausgerüstet war, um endlich einmal gründlich mit Allem aufzuräumen, was der Befestigung der Religion im Wege lag.

Zwei Männer in geistlichem Gewande mit langen Stäben in der Hand schritten der ewigen Stadt zu, welche noch durch den aufsteigenden Berg vor ihnen Blicken verborgen lag. Der ältere der Beiden trug einen blonden Bart, lange herabwallende Haare, die kräftige Gestalt ließ erkennen, daß sie allen Anstrengungen der Reise gewachsen war. Das freundlich blickende Auge, das Wohlwollen, das in seinen Zügen sich aussprach, verkündete seine Herzensgüte, während die hohe Stirne doch auch Festigkeit des Willens verrieth. Der Jüngere trug kurzgeschornes Haar und die Blässe seines Gesichtes, sowie der langsame Gang zeigten deutlich, daß er ermüdet und geschwächt war. Die Ehrfurcht, welche er seinem Begleiter erwies, ließ erkennen, daß er ein Untergebener desselben sei.

Es waren zwei Mönche aus dem fernen Britannien, welche ihr Kloster verlassen, um in Deutschland den Glauben zu predigen, Bonifazius und Wilibald waren deren Namen. Bereits hatten sie den Norden durchzogen und waren bemüht gewesen, das wilde Volk der Friesen zur sanften Lehre des Evangeliums zu bekehren, allein sie stießen auf den heftigsten Widerstand des Herzogs Ratbod und da sie dort für ihr Leben befürchten mußten, so verließen sie das Land und zogen nach Süden. Bonifazius Sinn ging nach Rom, um von dem Papste Gregor die Weihe zu erlangen und dann mit Vollmachten versehen, thatkräftiger seinem Berufe sich widmen zu können. Fast hatten sie nun nach einer mühseligen Wanderung das Ziel erreicht.

„Du bist müde mein Sohn," sprach Bonifazius zu seinem Begleiter, „laß uns dort auf jener zertrümmerten Säule ein wenig ausruhen, bis Du neue Kräfte gesammelt hast. Zwar drängt es mich die Stadt meiner Sehnsucht so bald wie möglich zu schauen, allein dem Gebote der Nothwendigkeit muß ich mich fügen."

„Habe Dank 'für Deine Güte," erwiderte ihm der Begleiter, „es ist wirklich so, wie Du sagst. Die sengenden Gluthen der Sonne haben mich fast ausgetrocknet und die Hitze des Bodens meine Füße verwundet. Ich bedarf, wenn wir am Ziele angelangt, wirklich einiger Tage der Ruhe, um die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen."

Als sie die Säule, den letzten Rest eines römischen Tempels, erreichten, ließen sie sich auf diesen nieder und betrachteten entzückt die Gegend. Im Hintergrunde tauchte die blauen Umrisse des Sabinergebirges empor, vor ihnen lag ein prächtiger Wald von Kastanienbäumen, deren reife Früchte von dem dunkeln Laube sich reizvoll abholen. Im Rücken stand ein großes Landhaus überwuchert von Weinlaub und unter dem Schatten mächtiger Pinien malerisch versteckt. Auf allen Seiten sproßten die manigfaltigsten Blumen empor, ertönte der Chor befiederter Sänger, summten die Käfer und dazu war die Luft so klar und rein, daß man die entferntesten Gegenstände deutlich wahrnehmen könnte.

„Wenn einmal mein Lebensfaden zerreißt," sprach Bonifazius begeistert, „so möchte ich in diesem schönen Lande für immer ruhen. Hier unter dieser Fülle von Blumen muß die Erde leicht sein."

„Wer weiß, wo wir unsteten Wanderer einst unser Haupt zur Ruhe legen?" antwortete Willibald. „Unseres Bleibens ist nirgends, nichts nennen wir unser eigen als diesen Wanderstab, die ganze Welt ist unsere Heimath, aber überall sind wir Fremdlinge."

„Reich aber ist unser Lohn, der uns einst im Jenseits erwartet," betheuerte Bonifazius, „der Heimath, die uns dann für alle Ewigkeit zu eignen ist. Erfüllt der heilige Vater unsere Bitten, dann verlassen wir sobald wie möglich wieder dieses Land und eilen zurück zu jenen Völkern, die unser bedürfen um aus der Nacht des Heiden-

thums errettet zu werden. Daß dort einst mein Lebensabend erscheinen wird, ahne ich und deßhalb flehe ich täglich zu Gott, daß mein Wirken ein reiches und gesegnetes sein möge und er mir Kraft verleihe, die Bürde, die auf mir ruht, zu ertragen."

„Ich werde nie von Deiner Seite weichen," betheuerte sein Begleiter, „mit Dir vereint will ich an dem großen Werke theilnehmen, das Du Dir zum Ziele gesetzt und Dir stets ein treuergebener Diener sein."

„Wenn es Gottes Wille ist," antwortete Bonifazius. „Ich liebe Dich mein Sohn und werde Dir immer ein väterlicher Freund und Berather sein."

Nachdem sie eine Stunde geruht, erhoben sich die Wanderer wieder und setzten ihren Weg weiter. Als sie nun die Höhe des Berges erreicht, lag mit einemmale die Stadt zu ihren Füßen, durch welche sich der Tiber wie ein weißer Silberfaden schlängelte. Ueberwältigt von ihren Gefühlen sanken sie auf die Knie und priesen in einem innigen Gebete Gott, welcher sie ohne Ungemach und Gefahr hieher geführt und das Glück, das ihnen nun zu Theil wurde, die Stätte zu betreten, wo so Viele ihren Glauben mit dem Tode besiegelt hatten.

Der Abend war hereingebrochen, als sie die ersten Häuser erreichten und durch das gewaltige Thor schritten, welches der Zerstörungswuth der Barbaren widerstanden hatte. Noch nie wurden sie so eindringlich an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt wie jetzt. Wo war es hingekommen dieses stolze und mächtige römische Volk, das einst alle diese Tempel und Theater erbaut, die nun in Ruinen lagen und deren Großartigkeit ihre Schritte zu hemmen vermochte. Nicht mehr zogen stolze Cohorten durch diese Straßen, unter deren Fuß die Erde zitterte, nicht mehr rasselten die Wägen der Kaiser und ihrer Günstlinge dahin, denen ein Heer von Schmeichlern folgte. Nichts mehr war von dem Reichthume zu sehen, der einst hier geherrscht, die Statuen der Götter lagen zerbrochen am Boden und auf ihnen wucherte das Moos. An den einzelnen Säulen, welche dem Zahn der Zeit trotzten, rankte sich wilder Epheu empor und die

Stätten, wo einst reger Verkehr herrschte, wo über die Schicksale vieler Völker entschieden wurde, sie waren verödet und menschenleer. Ja es herrschte eine fast unheimliche Stille in der Stadt, denn nur wenige Bewohner erblickten sie, die ihren Wohnungen zueilten, sie waren in die Stadt der Todten eingetreten, die sich nur allmählig wieder erhob, ihre frühere Größe aber nie mehr erreichen sollte. Am Ende der Straße gewahrten sie eine Kirche, das verkündete das im Abendsonnenglanze strahlende Kreuz, das Zeichen des Sieges über das Heidenthum, das hier Jahrhunderte geherrscht.

Am andern Tage standen sie vor dem heiligen Vater, welcher sie mit besonders väterlichem Wohlwollen empfing. Bonifazius setzte die Gründe auseinander, welche ihn zu dieser Reise nach Rom bewogen und erzählte ihm dann von Bekehrungs-Versuchen und all den Mühen die er dabei gefunden.

„Ohne eine Vollmacht von Dir ehrwürdigster Vater," fügte er am Schlusse bei, „gleiche ich einem Krieger ohne Waffen. Es fehlt der Glaube an mich, und bei der großen Anzahl der Ketzer, welche stolz und kühn ihr Haupt erheben, könnte es vorkommen, daß man mich selbst für einen solchen erklärt. Es thut aber noth, daß die religiösen Wirren in den deutschen Landen endlich einmal beseitigt und die Irrlehren die sich eingeschlichen ausgerottet werden. Deine Gnade und Dein apostolischer Eifer werden mir dazu behilflich sein."

„Ich bin hocherfreut Dich meinen Sohn bei mir zu sehen," erwiderte ihm Gregor, „der du begeistert bist, fremden Völkern das Wort Christi zu verkünden und den der Eifer beseelt, unserer heiligen Religion ein treuer Diener zu sein. Noch viel ist der Arbeit im Weinberge des Herrn, noch manches Unkraut muß ausgerottet werden, mancher Schwache gestärkt werden damit er nicht unterliege. O daß hunderte solcher Männer wie Du zu mir kämen, dann würden wir bald den Sieg erkämpfen, den Christus seiner Kirche verheißen. Ich werde alle Deine Wünsche erfüllen und Dir meinen Segen zu dem schweren Werke als Geleite mitgeben."

„Dann bedarf ich nichts mehr," erwiderte ihm Bonifazius, „neuer Muth wird mich beseelen und alle Gefahren werde ich furchtlos überwinden."

„Der Herzog der Bayern hat an mich gesendet,“ fuhr der Papst weiter, „und mich aufgefordert ihm einen tüchtigen Priester zu senden, welcher die religiösen Angelegenheiten seines Landes zu ordnen verstände. Ich ernenne Dich dazu, begebe Dich auf Deiner Rückreise an seinen Hof und ordne dort Alles, wie Du es für nöthig hältst. Damit es Dir aber an der nöthigen Würde nicht fehle, so werde ich Dich selbst mit der Infel und dem Stabe schmücken, auf daß Du die gleiche Macht besitzest wie ich und Priester weihen und Bischöfe einsetzen kannst.“

Gregor nahm von dem nahen Tische ein Evangelium und sprach dann mit feierlicher Stimme: „Lege Deine Hand auf dieses Buch, welches das Wort Gottes enthält und gelobe mir daß Du stets die reine Lehre verkündigen, meinen Befehlen treuen Gehorsam leisten, Tag und Nacht im Dienste der Kirche sein, unermüdeter Arbeiter sein und Gott mehr gehorchen wirst als den Menschen.“

Bonifazius überrascht von der Güte Gregors kniete nieder, küßte das heilige Buch und schwur nun, daß er alles zu thun bereit sei, was von ihm verlangt würde und sollte es selbst der Tod sein.

Der Papst führte ihn nun zu dem Grabe der Apostelfürsten, wo er sein Gelübde erneuerte und nun salbte ihn Gregor zum Bischofe und verlieh ihm die Macht in seinem Namen zu handeln und besonders in Deutschland als sein Stellvertreter vor den Fürsten zu erscheinen.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen nahmen Bonifazius und Willibald von Gregor tief bewegt Abschied und kehrten in die deutschen Gauen zurück. Unterdessen war Herzog Hugibert gestorben nnd ein naher Verwandter desselben Odilo, hatte den herzoglichen Thron bestiegen. Dieser war ebenso von wahrem Glaubenseifer durchdrungen, wie sein Vorfahrer und als er nun vernahm, daß Bonifazius in seinem Lande angekommen sei, sandte er zu ihm mit der Bitte, an seinen Hof zu kommen.

Mit Freuden zog dieser nach Regensburg und im Vereine mit dem Herzoge wurde nun die Ausführung des vor vielen Jahren gefaßten Planes beschloßen, das Land in bestimmte Kirchensprengel

einzutheilen und über jeden derselben einen eigenen ordentlichen Bischof zu setzen. Es waren zwar deren einige vorhanden, allein nur von Vivilo war die Rechtgläubigkeit und gesetzmäßige Ordination erwiesen. Die Hunnen welche kurze Zeit vorher über die Ens gegangen und Lorch, dessen bisherigen Sitz verwüstet hatten, zwangen ihn sammt seiner Geistlichkeit nach Passau zu flüchten. Bonifazius setzte nun, kraft der ihm von Gregor übertragenen Vollmacht alle jene Bischöfe und Priester, deren kanonische Ordination nicht erwiesen, oder deren Lehren und Lebenswandel mit den Vorschriften der Kirche nicht übereinstimmend war, ab und sie wurden des Landes verwiesen. Der Herzog theilte nun das Land in vier Theile, welche ebenso viele Bisthümer bildeten Regensburg, Freising, Salzburg und Passau. Von jedem dieser Bisthümer wurden die Grenzen genau berichtigt und Bonifazius weihte nun für jedes einen Bischof. Garibald erhielt Regensburg, Ehrenbrecht ein Bruder Korbinians Freising, Johannes Salzburg und in Passau blieb Vivilo. Der Herzog hatte zu dieser Feier alle Großen und Edlen des Landes an seinen Hof beschieden, damit durch ihre Gegenwart diese feierliche Handlung die höhere Weihe erhielt.

Es war für Bayern eine große Wohlthat, daß endlich nach hundertjährigen fruchtlosen Bemühungen Ordnung und Einheit in dessen kirchliche, höchst zerrüttete Angelegenheiten kamen. Die entstandenen Sekten verschwanden nun, und die Einheit des Glaubens wurde hergestellt. Auf den Bericht Bonifazius nach Rom, erkannte der Papst, daß Alles gut und weise geschehen und ließ dem Herzoge für seine Mitwirkung Dank und Lob erkennen.

Außer diesen vier bischöflichen Kirchen befand sich seit den ältesten Zeiten des Christenthums noch eine zu Seben in Tirol. Ein sechstes Bisthum auf bayerischem Boden gründete Bonifazius in Eichstädt. Suitgar der Graf von Hirschberg, welcher an der Altmühl große Besitzungen hatte, gab einen Theil zur Gründung desselben. Da aber Herzog Odilo die Oberherrschaft über dieses Land hatte, begab sich der Graf mit dem von Bonifazius dafür ernannten Bischof Willibald an den herzoglichen Hof um die Bewilligung einzuholen. Als dieses geschehen, begann Willibald mit wenigen Gefährten das

mühsame Werk, die Wildniß auszuroden. Bald hatte er die Freude, ein zahlreiches christliches Volk um sich zu sehen, grünende Saaten weit hinein in das Bayerland, blühende Dörfer mit christlichen Kirchen an den Stellen, wo seit Jahrhunderten keine Menschenwohnung, nur wildes Gesträuch und undurchdringliche Wälder standen.

Bis jetzt her hatte Odilo ruhig und in gänzlicher Unabhängigkeit von den Franken über alle seine Länder regiert. Der Frankenkönig hatte es unterlassen sich in die innern Angelegenheiten Bayerns zu mischen und so herrschte Ruhe und Frieden. Kurz vor seinem Tode theilte nun Karl Martell die Verwaltung seines Reiches unter seine drei Söhne, Pipin, Karlmann und Griffo. Als aber Karl noch im nämlichen Jahre starb, trafen die beiden älteren Brüder Anstalten, ihre Stiefmutter Sunhilde nebst ihrem Sohne Griffo von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften auszuschließen. Sie floh vor ihren Feinden, wurde aber ergriffen und sammt ihrem Sohne in einem Kloster verwahrt. Hiltrude, die Schwester der beiden Frankenkönige, war während dieser Unruhen auf Anrathen der Stiefmutter über den Rhein nach Bayern geflohen und hatte sich gegen den Willen der Brüder mit Odilo vermählt, welcher nun Sunhilde Hilfe gegen ihre Stiefsöhne versprach. Dieses führte zum Kriege Die Franken drangen bis an die Ufer des Lechs vor, sich alles unterwerfend. Der angebrochene strenge Winter hemmte jedoch ihren Siegeslauf und so verschoben sie die Fortsetzung auf eine günstigere Jahreszeit.

Den Winter benützten beide Theile, alle ihre Kräfte zu sammeln um zu einem entscheidenden Schlage gerüstet zu sein. Die königlichen Brüder sandten an den Herzog die Aufforderung, der Verbindung mit Hiltrude zu entsagen und sein Streben sich und das Herzogthum, welches Karl Martell ihm verliehen, der Herrschaft der Franken zu entziehen, aufzugeben. Der wahre Grund war aber des Herzogs Verwandtschaft mit der Königin Sunhilde und die Furcht eines Beistandes, welchen von daher eine ihnen feindliche Partei in Frankreich erhalten könnte.

So war es wieder Frühling geworden. Der Schnee von den

Bergen begann zu schmelzen. Die Flüsse schwollen an und wälzten ihre gelben Fluthen verheerend dahin, an seichten Stellen die Ufer überschreitend. Auch der Lechstrom, aus den wilden Schluchten der Alpen hervorbrausend, hatte sein Rinnsal verlassen und weit und breit Verwüstung und Unheil angerichtet. Nur eine große Strecke war trocken geblieben, der Theil welcher auf viele Stunden Länge sich gegen Süden von Augsburg ausdehnt und nichts hervorbrachte, als kurzes saueres Gras, das selbst die Thiere des Waldes verschmähten. Fast in der Mitte desselben hatte sich der Fluß ein tiefes Bett gegraben, bis hinüber an die Anhöhen war keine menschliche Wohnung zu sehen und nur das Geschrei der Raubvögel und das Brausen der Gewässer war hörbar.

Jetzt herrschte mit einem Schlage reges Leben auf der Fläche, aber es war nicht friedlicher Art. Die Franken kamen mit ihrer ganzen Kriegsmacht angezogen und schlugen ein Lager auf. Wo sonst der furchtsame Hase flüchtig dahin eilte, stampften jetzt die Kriegsrosse den Boden, die scheuen Vögel verließen ihre Ruhestätten und eilten nach ferneren Gefilden. Wagen um Wagen kamen angefahren und bildeten eine feste Burg, unter deren Schutz die Weiber und Kinder lagerten. Es war ein buntes Gemisch von Völkerschaften, über das König Pipin befahl, Franken, Schwaben und Thüringer, die aber alle seinem eisernen Willen trotz ihrer Verschiedenheit auf den Wink gehorchten.

Aber auch die Bayern hatten nicht versäumt, Alles zu thun, was zum Siege beitragen konnte. Aus allen Gauen waren die Tapfern angezogen gekommen und hatten sich dem Herzoge zur Verfügen gestellt. Dann war er aufgebrochen und dem Feinde an den Lech entgegengezogen. Mächtige Verschanzungen thürmten die Bayern auf, hinter welchen sie jeden Angriff siegreich abweisen konnten.

Der Herzog wußte, um was es sich handle und daß wenn er unterliege, für ihn Alles verloren sei. In seiner Begleitung befanden sich Sergius, der Abgesandte des Papstes Zacharias, dem er nun seine Sorge anvertraute.

„Du weißt," sprach er zu ihm, als er ihn in sein Zelt gerufen hatte, „daß nicht ich diesen Kampf heraufbeschworen habe. Die

unersättliche Herrschsucht des Franken-Königs hat mir die Waffen in die Hand gedrückt und mein Volk aus seinem Frieden aufgescheucht. Ich müsse seine Oberherrschaft über mein Land anerkennen und seinen Befehlen gehorchen, verlangte er von mir. Warum soll ich dieses thun? Keiner meiner Vorfahrer hat sich dem fränkischen Joche gebeugt, auch von Odilo soll man dieses nicht sagen können."

„Ich kann Deine Rede nur billigen," erwiderte ihm Sergius, „und würde an Deiner Stelle so handeln wie Du. Der König hat kein Recht, sich in die inneren Angelegenheiten Deines Landes zu mischen. Der Agilolfinger Geschlecht regiert seit lange über die Bayern und wurde durch des Volkes Willen hiezu berufen. Du bist Niemand unterthan, als Gott und Deinem Gewissen."

„Ich werde meine Macht zu behaupten wissen," versicherte Odilo, „und lieber untergehen, als feige den Drohungen weichen. Doch will ich nichts unversucht lassen, um den König zu bewegen, den ungerechten Kampf aufzugeben. Ich bitte Dich, ziehe unter sicherem Geleite hinüber in sein Lager, stelle ihm das Unrecht vor, das er an mir und meinem Volke begeht und veranlasse ihn, durch die Macht Deines Wortes und Dein Ansehen, sich friedlich mit mir auszugleichen, soferne dieses ohne Schädigung meines Namens geschehen kann. Ich werde dann sehen, was weiter zu beginnen sein wird."

„Dein Vertrauen soll nicht getäuscht werden," versicherte der päpstliche Gesandte, „ich werde Deine Rechte zu vertheidigen wissen und sicher mit günstigen Nachrichten zurückkehren."

Zu seinem Begleiter hatte Sergius den Bischof Garibald von Regensburg gewählt und so zogen sie unter einer starker Bedeckung Reisiger hinüber nach Augsburg und von da in das fränkische Lager.

Als Pipin von ihrer Ankunft hörte, ritt er ihnen entgegen und empfing sie freundlich. Von allen Führern seines Heeres umgeben nahm er andern Tages vor seinem Zelte unter freiem Himmel ihre Botschaft entgegen.

„Ihr seid sicher gekommen," sprach er zu den Beiden, „um mir zu verkünden, daß der Herzog der Bayern sich meinem Willen

fügen will! Ist dieses der Fall, so werde ich in wenigen Tagen diese Gegend verlassen und in die Heimath zurückkehren."

„Nicht solchen Auftrages habe ich mich zu entledigen," entgegnete Sergius, „im Gegentheil ich bin gezwungen, Dir, Deine ungerechte Handlungsweise, die Du an dem Herzog und seinem Volke begehen willst, vorzuhalten."

„Ich ungerecht handeln," fiel ihm der König spöttisch in die Rede. „Woher weißt Du das?"

„Du hast kein Recht, von den Bayern zu verlangen, Dir unterthänig zu sein," war die furchtlose Antwort, „noch dem Herzog Deine Macht fühlen zu lassen. Die Bayern sind ein freies Volk und nur ihrem Herrscher unterthan. Ich beschwöre Dich daher im Namen des heiligen Petrus, dessen Stellvertreter durch meinen Mund spricht, laß ab von der ungerechten Sache und zieh in Frieden nach Hause!"

„Ich aber sage Dir, daß Deine Worte eitel in den Wind gesprochen sind," erwiderte ihm aufgebracht Pipin. „Wisse, daß mit Hilfe des heiligen Apostelfürsten Petrus und durch das Urtheil Gottes, dem wir uns noch nie entzogen haben, Bayern und sein Volk unter die Herrschaft der Franken gehört."

„Du willst dieses mit dem Rechte des Stärkeren beweisen," war Sergius' Antwort, „auf die Spitze Deiner Waffen legst Du die Entscheidung. Du forderst Gott in diesem Kampfe heraus, wehe Dir wenn Du unterliegst."

„Das lasse meine Sorge sein," höhnte der König, „ich und meine Franken wissen, auf welcher Seite das Recht liegt und in wenigen Tagen werdet auch ihr es erkennen."

Unwillig erhob er sich und trat in sein Zelt. Die Beiden bestiegen wieder ihre Pferde und verließen das Lager. Als Odilo hörte, daß nichts den starren Sinn des Königs zu beugen vermochte, rief er aus: „So sei es denn, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nur gezwungen so vieles unschuldige Blut vergieße."

An jenem Tage waren die Gewässer des Flußes bedeutend gefallen und der spähende Blick der Franken gewahrte nun eine Furth, die den Uebergang über den Lech gestattete. Diese benützte Pipin

sogleich und ließ zur Nachtzeit den größten Theil seines Heeres übersetzen, der andere sollte am Morgen folgen.

Wie erstaunten die Bayern, als sie die Feinde auf einmal so nahe gewahrten. Rasch hatte Odilo ihre Schlachtreihen geordnet und muthig stürmten sie nun auf die Franken ein. Allen voran gewahrte man den Herzog, der wie ein Pfeil von einem Punkte zum andern flog und wie ein Löwe kämpfte. Der Sieg blieb den Vormittag über zweifelhaft, bald hatten die Bayern, bald die Franken die Oberhand. Hunderte von Leichen bedeckten die breite Fläche, immer erbitterter wogte der Kampf. Als die Sonne ihren Zenith erreichte, eilte Pipin zu den Franken und forderte sie auf, ihm zu folgen, er werde sich selbst in die Mitte der Bayern stürzen. Zugleich befahl er den Reitern, eine Schwenkung zu machen und den Angegriffenen in die Seite zu fallen. Er selbst eilte den Seinen voraus, die Seinen folgten ihm bewundernd nach. Das entschied das Schicksal des Tages. Den gewaltigen Anprall konnten die ermüdeten Bayern nicht mehr abwehren und ergriffen nun die Flucht. Die Franken erstürmten nun das Lager und verfolgten sie bis zum Anbruche der Nacht.

Als Pipin die Gefangenen vorgeführt wurden, befand sich Sergius in deren Mitte. Herzog Odilo und der Bischof von Regensburg hatten sich gerettet.

„Ei, ei mein lieber Sergius," sprach Pipin höhnisch zu dem Abgesandten des Papstes, „ich sehe wohl ein, daß Du nicht der Apostel Petrus bist und auch nicht sein Abgesandter, und daß aus Deinem Munde nicht Worte der Wahrheit und Gerechtigkeit kommen. Sieh, er hat in dem schweren Stücke der nun vollbrachten Tagesarbeit offenbar uns beigestanden, die Gerechtigkeit unserer Sache und die Wahrheit, daß Bayern uns und sein Volk zum Frankenreiche gehöre, ist durch Gottesgericht bestätigt."

„Du frevelst Pipin," erwiderte ihm aber Sergius, „und ladest den Zorn des Höchsten auf Dich. Du wirst Deine Worte noch bitter bereuen."

Der König entließ ihn lächelnd und befahl dann, ihn freizugeben, er könne seines Weges ziehen wohin er wolle, da er mit

Priestern keinen Krieg führe. Sergius suchte den fliehenden Odilo einzuholen, als ihm aber dieses nicht gelang, begab er sich nach Regensburg um dort bessere Zeit zu erwarten.

Unaufhaltsam drangen die Franken nun in Bayern ein, raubten, plünderten und nahmen vollständig Besitz davon. Odilo sah nun ein, daß die Freiheit und Selbstständigkeit seines Volkes verloren war, und deßhalb hielt er es für klüger, mit Pipin in Unterhandlungen zu treten, um zu retten was noch möglich war. Er begab sich freiwillig zu dem Könige in die Gefangenschaft und bewirkte dadurch den Abzug der Franken. Er mußte mit all den Seinen das Vaterland verlassen und dem Willen des Königs gemäß nach Frankreich ziehen.

Doch nicht lange sollte seine Gefangenschaft währen, denn bald begnadigte ihn Pipin wieder, einsehend daß er nur dadurch die Bayern für sich gewinnen könne. Mit Jubel wurde er wieder empfangen und zog nun nach Regensburg. Mit allen seinen Kräften suchte er nun die Wunden zu heilen, die der Krieg seinem Volke geschlagen, aber nur langsam kehrte der Wohlstand zurück. die Sitten waren auf das Neue verwildert und mehr als je wurden die Irrlehren bemerkbar.

Bonifazius war vor Ausbruch des Krieges nach Norden gezogen, um die wilden Sachsen zu bekehren, was ihm aber nur theilweise gelang. Als er von dem Unglücke vernahm, das über die Bayern hereingebrochen, kehrte er eilends zurück, um den Unglücklichen eine Stütze zu sein und die Niedergeschlagenen wieder aufzurichten. Nach allen Seiten durchzog er das Land und überall wurde er mit Freude und Liebe aufgenommen. So kam er auch an die Ufer des Chiemsees, hier wurde er aber durch eine unangenehme Nachricht aufgehalten. Er hatte mit seinen Begleitern an einem Abende ein kleines Kirchlein verlassen, in welchem er seine Andacht verrichtete und begann des Weges weiter zu wandern, um bald ein schützendes Obdach zu erreichen, als er hinter sich das Wiehern von Pferden vernahm und als er sich umwandte, einen Trupp Reiter gewahrte.

Er wollte sie ruhig an sich vorüberziehen lassen, allein als der Anführer ihn sah, ritt dieser auf ihn zu und fragte ihn mit

aller Ehrfurcht, ob er der heilige Mann sei, der das reine Wort Gottes verbreite und die ketzerischen Lehren auszurotten bemüht sei. Bonifazius bejahte es und fragte ihn nach dem Grunde seines Kommens.

„In unsern Gauen hat sich ein Priester niedergelassen," antwortete der Gefragte, „welcher von sich behauptet, allein die rechte Lehre erkannt zu haben und diese nun auch allenthalben predigt. Ich finde aber, daß sie mit der in meiner Jugend mir eingepflanzten in vielen Punkten nicht übereinstimmt und nehme deßhalb an, daß er das Volk irre leitet und auf Abwege bringt. Ich habe nun erfahren, daß Du in dieser Gegend weilest und so habe ich Deine Spur verfolgt, um Dich zu bitten, mit mir zu ziehen und zu prüfen, ob dieser Mensch Recht hat oder nicht."

„Das ist meine Pflicht," erwiderte ihm Bonifazius, „und gerne folge ich Dir. Weise mir den Weg, den ich einzuschlagen habe."

„Wenn Du hinüber an den Inn ziehst," erklärte nun der Reiter, „und seinem Laufe folgst, so wirst Du in wenigen Tagereisen auf der rechten Seite desselben eine Burg gewahren, die auf einem Vorsprunge weithin in das Land sichtbar ist. Grimoald, der Gaugraf wird Dich freundlich aufnehmen und Dich dann zu dem Ketzer geleiten, der nicht weit entfernt sich ein Kirchlein und daneben eine Wohnung erbaut hat. Ich werde meinem Gebieter die frohe Nachricht Deiner Ankunft überbringen und dort Deiner harren."

Statt nun weiter an dem See hinab zu ziehen, wie es beschlossen war, wanderte nun Bonifazius der angegebenen Richtung zu. Dichter Wald bedeckte das Ufer des Flußes, dessen Brausen ihnen als Richtschnur des Weges dienen mußte. Am Abende des dritten Tages gewahrten sie die Zinnen und Thürme der mächtigen Burg,*) welche mit ihren weiten Gehöften sich malerisch von dem dunkeln Waldesgrunde abhob. Als sie über eine Wiesenfläche derselben zuschritten, kamen ihnen zwei Männer entgegen, in dem ältern erkannte Bonifazius den Abgesandten des Grafen.

„Ich segne die Stunde, in welcher Dein Fuß meine Burg

*) Das heutige Kraiburg am Inn.

betritt," begrüßte ihn Grimoald, „und ich hoffe, daß Dein Aufenthalt den Meinen und der ganzen Gegend zum Heile gereichen werde."

„Dein frommer Eifer hat mich tief gerührt," erwiderte ihm der Bischof, „und ich habe nicht gesäumt, Deinem Wunsche Folge zu leisten. Führe mich zu dem Manne, von dem Du glaubst, daß er die Lehren der Kirche fälsche, ich werde wie ein Vater zu ihm sprechen, denn als meine heiligste Aufgabe betrachte ich es, die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu führen."

„Ruhe zuerst von den Mühen der Reise aus, bat der Graf, „morgen magst Du dann Deines heiligen Amtes walten. Ich habe Alles zu Deiner Aufnahme vorbereitet."

An der Seite des Grafen schritt nun der Bischof den Berg hinan. Grimoald hatte befohlen, daß die Seinen und alle, die ihm unterthan waren, in dem Burghofe versammelt wären, um den frommen Gottesmann feierlich zu empfangen. Als er mit ihm erschien, fielen alle auf ihre Knie. Tiefgerührt von diesen Zeichen der Verehrung ermahnte sie nun Bonifazius, im Glauben treu und fest zu beharren, Gottes Gebote unverbrüchlich zu beobachten, in Wohlthun nicht zu ermüden und segnete sie dann. Es war seit langer Zeit, daß er wieder in einem traulichen Gemache der Ruhe pflegen konnte, denn auf seinen mühsamen Wanderungen bildete gar oft nur eine hölzerne Bank in einer Bauernhütte oder das grüne Moos des Waldes sein Nachtlager.

Am Vormittage erschienen von Nah und Fern die Grundholden des Grafen; er hatte überall hin Boten entsendet, um sie herbeizuholen, denn alle sollten sie Zeugen sein, daß Ehrenwolf, so nannte sich der Ketzer, der Lüge und der Falschheit seiner Lehre überwiesen werde.

Nur unwillig war dieser den Boten gefolgt, er mochte eine Ahnung von dem haben, was da kommen werde. Trotzig trat er vor den Bischof.

„Du willst mit mir streiten," begann er, „sage mir, wer Du bist und ob Dir die Macht verliehen ist, über mein Thun und Lassen zu richten!"

„Ich bin vom Papste Gregor zum Bischofe geweiht," erwiderte Bonifazius ruhig, „und von Herzog Odilo ausgesandt in seinen Landen

die wahre Religion zu befestigen und zu kräftigen. Ja, ich bin Dein Richter und ist mir die Gewalt verliehen, Deine Lehre zu prüfen, zu bestätigen oder zu verwerfen, nachdem ich Dich gehört."

„Mich hat Virgilius der Bischof von Salzburg geweiht und zum Priester eingesetzt," war die Antwort, „ihm allein habe ich Rede und Antwort zu geben."

„Du irrst Dich," belehrte ihn Bonifazius, „Virgilius ist ein Irrlehrer wie Du, ich habe ihn nie anerkannt. Willst Du an meine Macht nicht glauben, so lese dieses Schreiben des Papstes und Deine Zweifel und Dein Unglaube werden schwinden."

Allein nicht einmal einen Blick warf Ehrenwulf darauf, verächtlich wandte er sich davon ab.

„Was kümmert mich dieses Schreiben," sprach er dann wieder höhnisch, „es mag wohl für Dich einen Werth besitzen, für mich aber nicht."

Des Grafen Auge flammte bei dieser Antwort auf, die Umstehenden fingen laut zu murren an.

„Ich will Dich Ehrfurcht vor dem Gesandten des Papstes und Herzogs lehren," rief ihm Grimoald zu, „in meiner Burg gibt es Räume genug, welche Dich zur Folgsamkeit zu zwingen vermögen."

„Ich bin in Deiner Gewalt," erwiderte ihm Ehrenwulf, „handle nach Deiner Stärke."

Eine abwehrende Handbewegung des Bischofs vermied weiteren Wortwechsel.

„Ich ermahne Dich noch einmal in Güte," sprach dann Bonifazius, „Deine Lehre mir klar darzulegen und zu vertheidigen. Wisse, daß mir auch die Macht verliehen ist, die Verstockten zu bestrafen."

Dieses schien zu wirken, denn rasch fragte der Priester: „Wer kann behaupten, daß ich Unwahres gelehrt habe?"

„Was Du verkündest," entgegnete der Graf, „stimmt nicht mit den Worten der Schrift."

Ehrenwulf sah ein, daß ihm nichts übrig blieb, als gute Miene zum bösen Ziele zu machen. Er suchte nun in einer langen Rede seine Lehren darzubringen, verwickelte sich aber dabei in viele Widersprüche und als nun Bonifazius weitere Fragen an ihn stellte,

war er verloren. Er läugnete nun offen die Menschwerdung Christi und behauptete, daß die Taufe von nicht geweihten Priestern ebenso giltig sei, wie von geweihten. Alle Belehrungen des Bischofs fanden ein taubes Ohr und so sah sich Bonifazius genöthigt, ihn der Priesterweihe für verlustig zu erklären und des Landes zu verweisen.

Der Gaugraf bestand lange darauf, ihn für immer unschädlich zu machen und in einem Gefängnisse zu verwahren, allein der milder gesinnte Bischof bat, es bei seinem Urtheile zu belassen und so konnte der Irrgläubige unbehelligt weiter ziehen. Mit großen Ehrenbebezeugungen zog nun Bonifazius wieder fort und erreichte dann Regensburg, wo er den Herzog in seinem Kummer aufrichtete und auf bessere Tage hinwies, da ja auf Regen immer wieder Sonnenschein folge. Es gelang ihm auch, den gesunkenen Muth Odilo's wieder zu heben und ihn zu neuer Thätigkeit aufzuspornen.

Ehrenwulf war zu seinem Beschützer dem Bischofe Virgilius nach Salzburg geflohen, der ihn aber nicht lange bei sich behalten konnte. Von dem Herzoge Odilo traf der Befehl ein, ihn in dem Lande nicht zu dulden und so mußte der Irregeleitete auf das Neue den Wanderstab ergreifen. Er zog nach Italien, wo er in einem Streite erschlagen wurde.

In Sachsen und Alemanien wüthete unterdessen die Flamme des Krieges mit großer Heftigkeit fort. Die Herzoge dieser Völker boten alles auf, um sich von der Herrschaft der Franken los zu machen. Hunald, der Aquitaner wurde öfters besiegt und übergab, als er sein Land nicht mehr zu retten vermochte, es seinem Sohne, seinen fernern Aufenthalt auf einer einsamen Insel nehmend. Theobald, der Alemanenfürst, stand nicht eher von dem Kampfe für die Freiheit ab, als bis mit derselben auch sein Leben beendigt war. Karlmann, der Bruder Pipins, milderen Sinnes wie dieser, wurde endlich müde des immerwährenden Kampfes mit diesen Völkern und des schrecklichen Blutvergießens. Er empfahl seinen herrschsüchtigeren Bruder Griffo dem Pipin und übergab ihm ganz Austrasien. Dann entsagte er der Unruhe des Weltlebens und zog sich zu beschaulichem Leben in das neu erstandene Kloster Monte Cassino zurück. In

Folge dessen entließ der König Griffo aus seiner Gefangenschaft, mußte aber in seinem Palaste wohnen, da er dem unruhigen Geiste des jungen Prinzen nicht traute. Dieser war mit einer solchen Einschränkung nicht zufrieden und bald wußte er auch die unzufriedenen Großen des Landes um sich zu sammeln und ehe Pipin daran dachte, war er mit großem Gefolge an den Rhein und nach Sachsen gezogen, wo der Krieg nie vollständig erloschen war. Pipin eilte ihm schnell mit einem Heere nach und erreichte ihn an den Ufern der Ocker, wo sich die Sachsen verschanzt hatten und zum Kampfe bereit waren. Ohne aber den Ausgang einer Schlacht abzuwarten, verließ Griffo in der Nacht heimlich die Sachsen und floh mit seinen Anhängern zum Herzog nach Bayern.

Pipin berief noch am nämlichen Tage seinen Vertrauten Einhardt zu sich in das Lager. So lange nicht alle Länder unter seiner alleinigen Herrschaft stünden, war er immer in Gefahr, diese als Zuflucht der Mißvergnügten und neue Kriege entstehen zu sehen. Warum sollte Bayern länger einen eigenen Herzog besitzen, als fränkische Provinz war das Land viel leichter zu regieren und waren alle Gefahren beseitigt, die von dieser Seite drohten. Allein mit offener Gewalt konnte er nicht vorgehen, das sah er ein, denn das Volk hing in Liebe und Treue an seinem Fürsten. Gelang es ihm aber, einige mißvergnügte Große für sich zu gewinnen und im Stillen den Samen der Zwietracht auszusäen, so konnte er auf Erfolg seiner Pläne rechnen und mit leichter Mühe sein Ziel erreichen.

Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft Einhards und als diese erfolgte, ließ er ihm keine Minute Zeit, um nach der beschwerlichen Reise auszuruhen. Wenn Pipin einmal mit sich über eine Sache im Reinen war, so mußte sie auch so schnell wie möglich ausgeführt werden, auch wenn die größten Hindernisse im Wege standen.

„Ich betraue Dich mit einer wichtigen Angelegenheit,“ sprach er zu dem Angekommenen, nachdem dieser den König begrüßt und nach der Ursache der dringlichen Reise geforscht hatte. „Es ist ein neuer Beweis meines Vertrauens zu Dir und ich weiß, daß Du es, wie schon so oft, auch diesesmal rechtfertigen wirst.“

„Ich bin Dein Diener," war die zustimmende Antwort, „befehle und ich gehorche, wenn Du nichts Unmögliches verlangst."

„Mein Bruder Griffo ist geflohen," berichtete nun Pipin „und hat feige die Sachsen verlassen, die ihn freundlich aufgenommen und seine vermeintlichen Rechte zu schätzen versprachen. Der Fehler liegt an mir, daß ich hieher ziehen mußte, hätte ich den Versicherungen meines Bruders Karlmann nicht geglaubt, wäre mir dieses erspart geblieben. Ich kannte ja den unruhigen Geist Griffo's, seine Unzufriedenheit und Herrschsucht, allein ich ließ mich von seinen gleißenden Worten bethören und traute seinen Schwüren, die aber verwehten wie der Hauch in der Luft. Das Letztemal soll es gewesen sein, das schwöre ich bei Gott, und fällt er wieder in meine Hände, werde ich ihn für immer unschädlich machen. Er wird seinen Weg nach Bayern genommen haben, um den Herzog Odilo gegen mich aufzureizen und Hilfe bei ihm suchen."

„Auf die er dort auch sicher rechnen kann," fiel ihm Einhardt in das Wort. „Odilo hat die Demüthigung und Schmach seiner Niederlage, die er durch Dich erlitten, nicht vergessen und wird jede Gelegenheit ergreifen, sich an Dir zu rächen."

„Deßhalb sende ich Dich dorthin," erklärte der König, „ich will keinen Herrscher mehr über dieses Land neben mir, es soll gleich meinen übrigen Ländern mir allein gehorchen. Tief bedauere ich es, daß ich Deinem früheren Rathe nicht gefolgt und den Herzog in Gefangenschaft behalten, es wäre nun geschehen, was ich jetzt erringen muß."

„So willst Du den Herzog mit Krieg überziehen?" fragte der Vertraute.

„Ich halte die Zeit noch nicht für gekommen," war die Antwort, „offen aufzutreten, ich würde dadurch das Volk zu einem Verzweiflungskampfe reizen, dessen Ende nicht abzusehen wäre. Ueberdieß habe ich der Feinde genug, die jede Stunde bereit sind, sich zu erheben und mit den Bayern zu verbinden. Mit List will ich erreichen, was die Gewalt jetzt auszuführen nicht rathsam erscheinen läßt. Unter den Großen des Landes gibt es dort viele Mißvergnügte, welche schon längst des Herzogs überdrüssig sind, weil er ihrer Macht zu

streng entgegentritt. Sie müssen wir durch Gold und Versprechungen zu gewinnen suchen und diese Aufgabe übertrage ich Dir."

„Welche Wege soll ich einschlagen?" fragte Einhardt.

„Dort wo der Lech sich in die Donau ergießt," berichtete Pipin, „haust der mächtigsten einer der bayerischen Grafen, Poabo ist sein Name. Er war an meiner Seite als ich Odilo an den Ufern jenes Flußes schlug und hat mir dabei große Dienste geleistet. Er haßt den Herzog, weil er ihn einstmals wegen eines Mädchen's züchtigte, das der Graf auf seiner Burg verwahrte und ihren Eltern nicht zurückgab. Nicht viel fehlte, so hätte der Herzog seine Burg gestürmt und ihn gefangen genommen. Auch sonst noch trat er ihm feindlich entgegen und drohte, ihn seine Macht fühlen zu lassen. Zu diesem ziehe, und bewege ihn, daß er klagend gegen den Herzog sich an mich wende und mich zum Richter anrufe. Seinem Beispiele werden Mehrere folgen und dann steht mir das Recht zu, zwischen ihnen zu entscheiden."

„Das Urtheil wird nicht zu Gunsten Odilo's ausfallen," meinte Einhardt spöttisch. „Ob aber der Herzog erscheinen und sich vertheidigen wird, möchte ich nicht behaupten, er ist immer noch der Herr seines Landes."

„Das wünsche ich," war die Antwort, „sein Ungehorsam würde seinen Untergang beschleunigen und mir die Waffe überliefern, mit welcher ich ihn vernichten könnte."

„Wie wolltest Du dieses beginnen?" fragte Einhard neugierig.

„Nichts leichter als dieses," versicherte der König. „Ich würde ihn wiederholt in eine Versammlung aller meiner ergebenen Großen laden und würde er es wagen, zum zweitenmale meinem Befehle zu trotzen, seine Absetzung aussprechen. Damit wäre der Herzogstuhl erledigt und Bayern mir vollständig unterthan."

„Der Plan ist klug ausgedacht," lobte der Vertraute. „Wann befiehlst Du, daß ich die Reise antrete."

„Sobald Du ausgeruht," befahl Pipin. „Du weißt daß ich ein Feind alles Zögerns bin.

Ein paar Tage darauf befand sich der schlaue Unterhändler bereits auf dem Wege nach Bayern. Er klopfte da und dort auf

den Burgen der Großen an, um auszuforschen wie die Gesinnung für den Herzog war. Er wußte mit der größten Vorsicht seinen Zweck zu verfolgen, pries, wo er ein wenig Sympathie für die Franken fand, die Vorzüge dieser Nation und besonders des Königs, welcher allen ein gerechter und liebreicher Herrscher und Tag und Nacht nur für das Wohl seiner Unterthanen besorgt sei. Dann deutete er darauf hin, daß es für Bayern doch besser wäre, wenn es sich dem großen fränkischen Reiche anschließen würde, der Vortheile wären viele, welche daraus entstünden wenn das gewaltige Scepter des Königs sie beschützen würde. Wo er aber Widerwillen fand, brach er mit dem Gespräche schnell ab und wußte es auf andere Gegenstände zu lenken. Auch unter das Volk mischte er sich, allein hier mußte er die Wahrnehmung machen, daß dieses von einer Veränderung seiner Lage nichts wissen wollte und fest und treu zu seinem Herzoge stand, ja oft vernahm er Ausdrücke, welche er seinem Könige zu berichten nicht für gerathen fand.

Ein desto willigeres Ohr fand er bei Poabo, als er dessen Burg erreichte, der ihn mit Freude und offenen Armen empfing. Hier konnte er aus voller Brust reden, das sah er schon in der ersten Stunde.

„Ich hasse Odilo und die Seinen," sprach der Graf zu dem Boten des Königs, als dieser ihm seinen Auftrag bekannt gegeben hatte. „Läge es in meiner Macht, schon längst wäre der stolze Herzog nicht mehr am Leben."

„Wir können also sicher auf Dich rechnen," fuhr Einhardt fort, „Du bist bereit gegen den Bayernfürsten Klage bei dem Könige zu erheben, daß er Dich ungerecht behandelt und versprichst mir feierlich, auch Andere dazu veranlassen zu wollen. Der König hat mir befohlen, Dir zu sagen, daß reiche Schätze Deiner harren und ich füge Dir weiter im Vertrauen bei, daß er auch bereit sein wird, Dir die Verwaltung des Landes zu übertragen."

Das Auge des Grafen strahlte bei dieser Nachricht in Freude.

„Verlaßt Euch auf mich," betheuerte er, „ich werde die Hölle in Bewegung setzen, um Euch dienlich zu sein. Nicht ich allein habe Ursache zur Klage, oder bin mit dem Stande der Dinge un-

zufrieden. Nein es gibt genug, welche die Strenge des Herzogs fürchten und zu jeder Stunde bereit sind, sich mit den Unzufriedenen zu verbinden."

„Vorerst muß aber noch Alles geheim gehalten werden," empfahl Einhardt. „Der König erachtet die Zeit noch nicht für gekommen, offen oder mit Gewalt aufzutreten. Es ist nothwendig für ihn, ehe er hier Hand anlegt, sich von seinen Feinden zu befreien und den Krieg mit den Sachsen zu beenden. Hast Du von Griffo, des Königs Bruder noch keine Kunde erhalten, ob er wirklich am Hofe Odilos sich befindet?"

„Ich unterhalte mit dort keinen Verkehr," war die verneinende Antwort. „Ich lebe einsam auf meiner Burg, nur hin und wider kommen gleichgesinnte Freunde zu mir, um einen Humpen zu leeren, worüber oft allerdings Tage vergehen, bis sie sich wieder zur Heimkehr entschließen."

Mehrere Tage währte der Aufenthalt Einhardts bei dem treulosen Grafen und befriedigt konnte er von diesem Abschied nehmen. Der erste Funke der Zwietracht war entfacht, der Verrath und die Untreue hatten Wurzel geschlagen, die Selbstständigkeit des Bayerlandes den ersten Stoß erlitten.

Aber nicht König Pipin selbst sollte die Früchte ernten, sie waren seinem Sohne und Nachfolger beschieden, jenem Karl, den man den Großen nennt, und der es verstand, die halbe Welt sich zu Füßen zu legen.

Bonifazius hatte inzwischen Bayern wieder verlassen und war nach Rom gezogen, um Bericht über seine bisherige Thätigkeit zu erstatten. Hocherfreut über die günstigen Nachrichten empfing ihn Papst Gregor III. und um seinen Eifer auf's Neue zu beleben, ernannte er ihn zum Erzbischofe und Primas Deutschlands und erweiterte seine Vollmachten, auf daß er in allen Angelegenheiten des Glaubens und der Kirche unbeschränkt entscheiden und urtheilen könnte. Nun kehrte er wieder nach Deutschland zurück und entflammte durch seinen Eifer die Bischöfe und Vorsteher der Stifte und nun konnte er die Ueberzeugung aussprechen, daß in dem Bayerlande der Glaube fest begründet sei und nie mehr ausgerottet werden könne.

So hatte er für einige Zeit seinen Wohnsitz in Freising aufgeschlagen, um dort sich zu einer Reise nach Frankreich zu rüsten, die er schon lange beschlossen, aber wegen der Ungunst der Zeiten nicht auszuführen im Stande gewesen. Odilo hatte Alles aufgeboten, ihn davon abzuhalten, allein der Bischof versicherte ihn, seine Gegenwart in dem Lande sei nun nicht mehr nothwendig, er wolle seinen Herzensdrang befriedigen und von Frankreich aus zu den Friesen ziehen, deren Bekehrung er wohl angefangen, aber nicht vollendet habe. Sollte ihn Gott am Leben erhalten, so werde er seine übrigen Lebenstage in seinem Lande beschließen.

Diese Antwort veranlaßte den Herzog nach Freising zu eilen, um den Wohlthäter des Landes, wie er ihn nannte, noch einmal zu sehen, seinen Segen zu erbitten und ihm zum Abschiede die Hand zu drücken.

Zugleich mit ihm traf Eliland der Graf von Amdorf ein, welcher sich sogleich zu Bonifazius begab, um dessen Rath zu erholen.

„Ich habe von Deiner Abreise, ehrwürdiger, Bischof gehört," sprach er zu ihm „und mich deßhalb beeilt, hieher zu kommen, um in einer wichtigen Angelegenheit Deinen Rath und Deine Entscheidung zu vernehmen."

„Für Reich und Arm bin ich jeden Augenblick bereit zu dienen," erwiderte ihm dieser; „so sage mir Dein Anliegen und mein Rath und meine Hilfe, wenn es nöthig, sollen Dir nicht fehlen. Ich kenne Dich und Deine Brüder seit langer Zeit uud erinnere mich mit Freuden der Stunden, die ich bei euch verlebt."

„Das gab mir auch den Muth zu kommen und ich fürchtet schon, Du könntest die Stadt verlassen haben," erklärte der Graf. „So höre denn. Wir nennen viel des Grundes an den beiden Ufern der Loisach unser eigen und zieht sich dieser bis an den Fuß der Berge hinein, an welchem ein dunkler See sich ausdehnt, in dem die Bergspitzen sich widerspiegeln. Vor Wochen nun jagten wir in dieser Gegend und ein starker Hirsch war es, der unsere Waidlust besonders erregte und dem wir eifrig nachspürten, bis ihn endlich tödtlich unsere Pfeile trafen. Als er aber verendend vor uns lag, fiel sein brechender Blick so vorwurfsvoll auf uns, daß tiefe Reue

und Wehmuth uns ergriff. Nicht nur in meinem Innern, sondern auch in dem Herzen meiner Brüder stieg der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen auf und unwillkürlich dachten wir an unser eigenes Ende. Schweigend kehrten wir zurück. Von diesem Augenblicke an, war aller Frohsinn und alle Heiterkeit von uns geschwunden, und wir konnten die trüben Gedanken nicht mehr von uns verscheuchen. Mein Bruder Landfried regte nun den Wunsch an, an jener Stelle, wo das Wild geendet, ein Kloster zu erbauen, wozu wir mit Freuden unsere Einwilligung gaben."

„Gott hat Euern Sinn erleuchtet," betheuerte Bonifazius, „die Gnade des Allmächtigen, Euch den richtigen Weg gezeigt, ihm zu dienen."

„So gingen wir nun gleich an das Werk," fuhr berichtend der Graf weiter. „Doch vernimm, welches Wunder geschah. Als wir die Bäume zum Baue angewiesen hatten und diese von den Arbeitern an Ort und Stelle geschafft waren, begannen sie, dieselben zuzurichten. Allein nicht lange konnten sie die Arbeit fortsetzen, sie verwundeten sich an den Händen, wenn sie auch noch so sehr Acht geben. Als sie nun staunend einander betrachteten, kamen plötzlich Tauben geflogen, nahmen die blutigen Spähne in ihre Schnäbel und trugen sie an eine andere weiter davon entfernte Stelle. Als wir hievon benachrichtigt wurden, eilten wir selbst dahin, um uns zu überzeugen, und nachdem wir den Arbeitern geboten, wieder fortzufahren, geschah das Gleiche. Wir können uns dieses Zeichen nicht deuten und nach längerer Berathung verlangten meine Brüder, ich solle Deinen Rath erholen, Du werdest diesen Fingerzeug Gottes zu deuten wissen."

„Ja mein Sohn," erwiderte ihm gerührt der Bischof, „Ihr habt recht erkannt, ein solcher ist es. Nicht an jenem Orte, den Ihr bestimmt, sollt Ihr das Kloster errichten, sondern an jener Stelle, die Euch die Tauben bezeichnen, müßt Ihr die Kirche*) erbauen und genau, wie sie die Spähne niederlegten, soll sich der Altar zu Gottes Lob und Preis erheben. Wie danke ich ihm, daß mir noch kurz vor meiner Abreise solch große Freude zu Theil wurde. Mein Segen und mein Gebet wird Euerm Unternehmen nicht fehlen."

*) Das Kloster Benediktbeuern.

„Ich bin noch nicht am Ende," fuhr Eliland fort. „Ich und meine Brüder haben beschlossen für immer der Welt zu entsagen und sobald das neue Stift fertig ist, in dasselbe einzutreten. Wir haben die Eitelkeit der Welt erkannt und in frommen Betrachtungen und Bußübungen soll unser ferneres Leben dahin fließen. Der gleichen Gesinnung ist unsere Schwester Gailswinde, welche an den Ufern des stillen Bergsees ein Asyl für ihre Mitschwestern errichten will, um dort im Gebete Gott zu dienen. Was wir an Hab und Gut besitzen, weihen wir dem Kloster, wir wollen nichts mehr unser eigen nennen, so arm sein, wie unsere Mitbrüder."

„Ihr habt den besten Theil erwählt," sprach Bonifazius gerührt, „möge Euer frommes Werk zum Heile des Landes gereichen und sich in seinem Schatten die ferne Nachwelt erquicken. Ich ernenne Dich zum ersten Abte des Klosters und werde von Euerm Eifer, unserm heiligen Glauben eine neue feste Stütze zu geben, dem Papste berichten."

Noch lange währte die Unterredung, denn gar Vieles gab es zu fragen und zu beantworten und nachdem der Bischof Eliland die Hand aufgelegt und ihn gesegnet hatte, entließ er ihn mit dem Bruderkusse.

Der kommende Tag war ein Trauertag nicht nur für Freising, sondern für ganz Bayern. Die Kunde der Abreise des Bischofs hatte sich überall hin verbreitet und von Nah und Fern kamen die Edeln und das Volk herbei, um noch einmal das Antlitz des frommen Gottesmannes zu sehen und die Heilsworte aus seinem Munde zu vernehmen. Von dem Thurme der Frauenkirche hallte trüber Glockenklang, der verkündete, daß der Bischof seine letzte gottesdienstliche Handlung verrichtete. Die Kirche konnte die Menge nicht fassen, vor derselben standen noch Hunderte und immer noch strömten Andächtige herbei. Als die Messe beendet, trat Bonifazius an der Seite des Herzogs im vollen bischöflichen Schmucke aus der Kirche, das Volk fiel auf die Knie und lautes Schluchzen und Weinen wurde hörbar. Bonifazius tröstete sie, weise Lehren und Ermahnungen floßen von seinem Munde, als er aber zum Schlusse kam, war er

selbst so tief bewegt, daß Thränen seine Stimme erstickten. Schwer war der Abschied, den er nun von Odilo und Allen, die ihn umstanden, nahm, eine innere Stimme sagte ihm, daß er Keinen mehr sehen werde. In feierlichem Zuge verließ er nun langsam die Stadt und weit über diese hinaus, zog das Volk singend und betend mit. Bis zur Grenze hatte ihm der Herzog ein Ehrengeleite mitgegeben, das er nun reich beschenkt entließ. Nach einmal erbat er des Himmels Segen auf das Land und Volk Bayerns herab, dann setzte er die Reise nach dem Frankenreiche fort.

Eliland war zu den Seinen zurückgekehrt und nun wurde rüstig gearbeitet, um das begonnene Werk zu vollenden. Die Stelle, wohin die Tauben die Spähne getragen, wurde zum Hochaltar bestimmt und bald erhoben sich die Kirche und die Zellen für die Mönche. Die Brüder beriefen aus Italien Benediktiner und Eliland war deren erster Abt. Auch Gailswinde, ihre Schwester hielt ihr Gelübde und gründete das Kloster am Kochelsee, indem sie als erste Aebtissin wirkte. Bald gestaltete sich die ganze Gegend anders, denn mit unermüdetem Fleiße rodeten die Mönche die Wälder aus, sie bauten das Land und man erblickte nun wogende Getreidefelder und blühende Auen. Auf dem Stifte ruhte der Segen des frommen Mannes und lange blieb es von allem Ungemache verschont.

Bonifazius verweilte aber nicht lange an dem fränkischen Hofe. Die Aufgabe seines Lebens war noch nicht erfüllt, er mußte wieder weiter ziehen, denn dort wo er einst sein Bekehrungswerk begonnen, mußte er dasselbe vollenden. Mit neuen Glaubensstreitern kam er nach langer und beschwerlicher Reise in das Land der Friesen und der Macht seines Wortes gelang es, bald wieder Hunderte zu bekehren. Wo er ein Götzenbild fand, zerstörte er es, wo sich die heidnischen Priester unter einer heiligen Eiche versammelten, fiel diese durch die wuchtigen Streiche seiner Begleiter. So kam er fast in die Mitte des Landes und konnte mit hoher Freude auf seine segensreiche Thätigkeit zurückblicken.

Wieder hatte er einen Wuotan geheiligten Baum dem Verderben Preis gegeben. Nun aber erwachte der Zorn der Priester, welche vergebens erwartet hatten, der gewaltige Gott werde den kühnen

Frevler mit seinem Blitze zerschmettern. Sie sahen ihre Macht und ihr Ansehen dahinsinken und je länger die Fremdlinge im Lande wirken konnten, um so schlimmer stand es um sie. Besonders war es Sifa, als Wahrsagerin bei dem Volke hoch in Ehren, welche die Fremdlinge aus dem Grunde ihrer Seele haßte und auf deren Untergang schon lange sann. Als die Druiden wieder eines Tages in einem dichten Haine versammelt waren, um zu berathen, wie sie die Fremden unschädlich machen könnten, trat sie plötzlich in ihren Kreis. In ein weißes Gewand gehüllt, die grauen Haare aufgelöst, mit zornfunkelnden Augen, das Gesicht blaß wie eine Leiche, glich sie eher einer Furie, denn einem menschlichen Wesen.

„Seid Ihr Männer," rief sie ihnen unter gräßlichen Gebärden zu, „denen die Streitaxt verloren ging, weil Ihr duldet, daß unsere Götter verhöhnt und verspottet werden, die heiligen Bäume von dem Fremden vernichtet und das Volk verführt wird? Wollt Ihr warten bis diese ihr Werk vollendet und wir uns aus dem Lande flüchten müssen, weil wir die neue Lehre hassen? Was seid Ihr noch, ist Euer Ansehen nicht schon tief gesunken, verachtet Euch nicht ein großer Theil des Volkes? Müssen Euch nicht die Götter zürnen, weil ihr duldet, daß man sie falsche Götzen und Lügner nennt? Fluch über Euch und Wuotans Verderben, wenn Ihr noch länger zögert!"

„Ihr Mund spricht weise," erhob sich der Aelteste unter ihnen, „ich fühle tief die Schmach, die uns angethan und bin bereit, ihren Worten zu folgen!"

„Wißt Ihr nicht, daß die Fremden keine Menschen, sondern höhere Wesen sind, die in nichts zerfließen, wenn man sich ihnen nähert," berichtete sorgenvoll ein Anderer.

Sifa lachte höhnisch. „Wer hat Dir das gesagt, Feigling," schrie sie, „gehe hin und berühre sie, dann wirst Du finden, daß sie Menschen, wie wir sind. Ich habe sie belauscht und gesehen, daß sie ohne Nahrung nicht bestehen können. Wuotan ruft Euch, auf und folget mir, Ihr werdet Euch dann überzeugen!"

Ein wildes Getümmel entstand, Rufe für und gegen wurden hörbar; als aber die wüthende Druidin drohte, sie werde Jeden tödten,

der ihr nicht folge, verstummten alle und unter dem Schwingen der Opfermesser zogen sie von dannen.

Bonifazius lagerte am Saume eines Waldes, aus welchem eine murmelnde Quelle strömte. Er hatte die Neubekehrten hieher beschieden, um sie durch die Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufzunehmen. Aus seinem Antlitz leuchtete Freude und Zufriedenheit und mit freundlichen Worten unterhielt er sich mit seinen Begleitern über die Zukunft.

Da stürmten plötzlich die heidnischen Priester, an ihrer Spitze Sifa aus dem Walde und unter fürchterlichem Geheule drangen sie auf die Wehrlosen ein. Unter gräßlichen Verwünschungen schlugen sie auf Bonifazius ein, der nach wenigen Streichen blutübergossen, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden sank. Bei diesem Anblicke ergriff seine Begleiter Muthlosigkeit und sie flohen nun nach allen Seiten. Sifa gab dem Gehaßten den letzten Streich und erst als sich die Mörder überzeugt hatten, daß kein Leben in dem Erschlagenen mehr vorhanden, verschwanden sie unter jubelndem Freudengeschrei in dem Walde.

So hatte Bonifazius den Tod des Martyrers erlitten, seinen Eifer für den heiligen Glauben mit seinem Blute bezahlt. Erst am Abende getrauten sich einige seiner Diener zurückzukehren. Sie fanden den entstellten Leichnam ihres väterlichen Freundes und brachten ihn unter Thränen und Jammern in Sicherheit.

8. Kapitel.

Die Gründung des Klosters am Tegernsee.

Luitpold hatte es nicht zu bereuen, daß er Claudia zu seinem Weibe genommen. Glück und Zufriedenheit zogen mit ihr auf der Burg ein, die einzige trübe Stunde war, als Luitpolds Mutter der Natur ihren Tribut gezollt und nun an der Seite ihres Mannes ruhte. Hezilo, sein Bruder war schon lange von ihm gezogen, sein

stiller Sinn hatte an den Freuden der Welt nie theil genommen und so hatte er in Regensburg im Kloster Emmerans die väterliche Burg mit einer Zelle vertauscht.

Ein blühender Sohn, Arnulf, war des Vaters Hoffnung, Claudia, ein liebliches Mädchen, die Freude der Mutter. Nicht einmal hatte diese Sehnsucht nach dem schönen Lande empfunden, in dem sie geboren, die Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern ließ sie alles vergessen. Nur dann kamen sorgenvolle Tage über sie, wenn der Ruf des Herzogs Luitpold auf das Schlachtfeld rief und sie die Gefahren sich ausmalte, von denen er umgeben war. Oft kniete sie dann mit ihren Kindern vor dem Bilde des Heilands und betete mit ihnen für die Erhaltung des theuren Lebens. Kehrte er dann glücklich und mit Ruhm bedeckt zurück, so gab es wahre Freudentage und die edle Burgfrau stieg dann in die Hütten der Armuth nieder und spendete mit vollen Händen.

Immer größer wurde die Ansiedlung am Fuße des Berges, denn Mancher war des einsamen Lebens an dem Saume der Wälder oder weitab der menschlichen Wohnungen überdrüssig geworden und hatte sich unter den Schutz des mächtigen Grafen begeben, der allen ein wohlwollender und hilfsbereiter Gebieter war. Dadurch wuchs aber auch seine Macht und Ansehen und wie schon einst Herzog Garibald seinen Ahn zu Rath und Hilfe herbeigezogen, so auch dessen Nachfolger den tapferen Luitpold. Doch die Jahre bleichten auch sein Haupt, das Schwert rostete an der Wand und die Kraft seines Armes war geschwunden. Dafür konnte er Arnulf hinaussenden, wenn dem Vaterlande Gefahr drohte, in diesem sah er seiner Jugend Bild verkörpert und den alten Stamm der Huosier neu belebt.

Das Letztemal hatte er an der Seite Odilo's gekämpft, als Pipin diesen überfallen. Tief kränkte ihn die Niederlage, welche di tapfern Bayern erlitten und grollend über die Schmach, die die Franken dem Lande angethan, zog er sich auf seine Burg zurück.

Es war ein feierlicher Augenblick, als er im Kreise der Seinen stand und seinem Sohne das Schwert übergab, das er nun statt seiner führen sollte.

„Nimm es und bewahre es unbefleckt bis an Dein Lebensende," sprach er bewegt zu ihm. „Mein Arm ist schwach geworden, mein Auge hat das Feuer verloren und nicht mehr bin ich im Stande, den Feinden die Schärfe desfühlen zu lassen. Dir übertrage ich diese Pflicht und ich bin überzeugt, Du wirst mir und Deinen Ahnen getreulich folgen und den alten Ruhm der Huosier vermehren. Stets sei in Treue dem Herzoge und dem Volke ergeben, aus dem Du entsprossen bist, die Liebe zu demselben ist mit uns geboren und wird nie in der Brust eines Bayern erlöschen. Unserm heiligen Glauben sei eine feste Stütze, er ist das höchste Gut unseres Lebens, der Stamm an dem wir uns aufzurichten vermögen, wenn Leiden uns umthürmen. Achte die Diener der Kirche und nimm sie in Deinen Schutz, wenn sie dessen bedürfen. Deinen Untergebenen sei ein milder Gebieter, achte in ihnen die Menschen; wie Du, so sind auch sie Gottes Ebenbild. Den Armen und Unterdrückten sei jederzeit ein bereiter Helfer, in Allem aber handle nach den Geboten Gottes. An Edelsinn sei Dir Keiner gleich, dem Feinde gegenüber tapfer, zeige Dich dem Besiegten großmüthig, dann wirst Du einst auf Dein Leben mit Ruhe zurückblicken und von Dir sagen können: ich habe nicht umsonst gelebt. Schwöre mir dieses, mein Sohn, und mein väterlicher Segen wird auf Deinem Haupte ruhen!"

„Ich schwöre es Dir im Anblicke Gottes," betheuerte Arnulf mit freudestrahlendem Auge, „und Fluch komme über mich, wenn ich je von dem Pfade der Tugend und Ritterlichkeit weichen sollte."

Eine innige Umarmung der Eltern schloß diese Stunde, nun war der Jüngling zum Manne geworden. Bald sollte er aber auch an sein Gelübde erinnert werden.

Es war die Zeit der Sonnenwende gekommen. Mächtig loderten die Freudenfeuer in die dunkle Nacht hinaus, nicht eine Anhöhe gab es, welche derselben entbehrte. Die am weitesten entfernten glühten wie Irrlichter hin und her; es war ein prachtvoller Anblick, den die Bewohner der alten Huosier-Burg genossen. Auch auf dieser wurde die alte Sitte gepflegt und wie unten im Thale, so tanzten und sprangen auch hier die Knechte und Mägde über die Flamme, der immer wieder reichliche Nahrung gegeben wurde.

Luitpold stand mit den Seinen in der Nähe und betrachtete lächelnd das buntbewegte Bild.

„Diese Feuer sind ein heidnisches Ueberbleibsel," erklärte er Claudia „und werden wohl nie ausgerottet werden, dafür bürgt der zähe Sinn des Volkes, das treu am Alten und Hergebrachten hängt. Sie loderten sonst bei unsern Vorfahren dem sterbenden Lichtgotte zu Ehren der an diesem Tag der Nacht zu unterliegen beginnt und in Hela's dunkles Reich hinabtaucht; sie waren zugleich heilige Opferfeuer. Die natürliche Lust an dem wohlthätigen Element, dem schönen Elemente hat die Freude des Volkes an der Sitte erhalten und wohl noch in den fernsten Zeiten wird sie fortleben."

„Wie sie Hand in Hand hinüberspringen," meinte die Burgfrau „und welches Gelächter, wenn ihnen dieses nicht gelingt."

„Das hat wohl seine Bedeutung," erwiderte Luitpold, „denn die sich lieben, finden sich zusammen in der Erwartung, daß bis wieder diese Feuer angezündet werden, sie als Mann und Weib vereinigt sein werden."

„Ich wünsche allen von Herzen, daß ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen werden," versicherte Claudia, „und dann aber auch die Zufriedenheit bei ihnen immer weilen möge."

Die Feuer waren dem Erlöschen noch nicht nahe, als zwei Männer aus dem Dunkel des Waldes traten, deren eigenartige Kleidung zeigte, daß sie aus weiter Ferne kamen. Sie schienen fast in gleichem Alter zu stehen und daß sie Brüder waren, erkannte man auf den ersten Blick an den gleichartigen Gesichtszügen. Sie trugen ein Wamms von schwarzer Farbe, das bis auf die Kniee reichte, auf dem Haupte eine Lederkappe, einen kurzen Mantel hatten sie über die Schultern geworfen, an der Seite hing ein langes Schwert mit blankem Griffe. Sie trugen jeder einen Stab, der mit einem Knopfe endete, auf dem Rücken eine Armbrust. Der Köcher mit den Pfeilen hing beim Schwerte Man wußte nicht recht, sollte man sie für heimkehrende Kriegsmänner oder Priester halten, welche auf einer Reise begriffen waren.

Ihr erster Blick war auf die Burg gerichtet, welche von dem Scheine des Feuers geröthet war.

„Da wären wir nun wieder nach vielen langen Jahren," sprach der Eine, dessen gramdurchfurchtes Gesicht zeigte, daß das Leben ihm nicht immer seine heitere Seite gezeigt hatte. „Ob sie uns wohl noch erkennen?"

„Wer weiß. ob Luitpold noch lebt," meinte der Andere, „es ist lange her, daß wir Nachricht von ihm erhielten und der Tod rafft oft schnell die Menschen hinweg."

„Wir werden ja sehen," versicherte der Erste, „steigen wir hinauf auf Hazza's alte Burg, und sollen wir nicht willkommen sein, so setzen wir unsern Wanderstab weiter."

„Hoffen wir das Beste," war die Antwort, „ein Nachtlager werden sie den müden Fremden wohl gewähren."

Langsam stiegen sie nun den Berg hinan und betraten den Burghof, gerade als die letzte Flamme erlosch. Anfangs wurden sie gar nicht bemerkt, erst Arnulf gewahrte sie und machte seinen Vater aufmerksam. Dieser schritt auf sie zu und fragte sie nach ihrem Verlangen, die Züge derselben betrachtend, was ihm in der nun herrschenden Dunkelheit schwer gelang. Ihre Bitte um eine Unterkunft für die Nacht wurde ihnen freundlich gewährt, und Luitpold ließ sie nun eintreten, sie seien gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um an seinem Mahle theilnehmen zu können.

Als sie den erleuchteten Saal betraten und Luitpold noch einmal einen prüfenden Blick auf sie warf, trat er fast erschrocken einen Schritt zurück.

„Seid Ihr es wirklich, oder ist es Euer Geist," rief er dann erstaunt aus. „Adalbert, Otkar! Ihr kehrt zurück, Ihr die ich schon lange für verloren hielt und nicht mehr unter den Lebenden glaubte?"

„Ja wir sind es," rief der Aeltere aus, „und preisen uns glücklich, wieder auf heimischen Boden uns zu befinden."

„Gott sei gelobt," begrüßte sie nun Luitpold wieder auf das Neue und umarmte sie herzlich, „wie freue ich mich, Euch in meine Arme schließen zu können!"

Dann rief er Claudia und seine Kinder herbei, welche die Angekommenen Anfangs mit Scheu betrachteten, als sie aber aus des Vaters Munde vernahmen, es seien liebe, von ihm oft betrauerte

Verwandte, die Söhne des unglücklichen Herzogs Theodoald von Schwaben, wurden sie herzlich willkommen geheißen und ihnen mit aller Liebe begegnet. Ein reicher Abendimbiß wurde nun aufgetragen. Luitpold bestimmte jedoch dabei, daß seine Gäste sich erst stärken und ausruhen sollen, ehe sie über ihr Schicksal berichteten.

Am andern Tage saßen alle unter der alten Buche beisammen, welche den Burghof beschattete. Mit Spannung hing Luitpold an ihren Lippen, er konnte es kaum mehr erwarteu, bis sie mit ihrer Erzählung begannen.

„Du kennst das unglückliche Ende unseres Vaters,“ begann nun Oskar, der jüngere, „der einem gedungenen Meuchelmörder zum Opfer fiel. Ich kann Dich nun mit Bestimmtheit versichern, daß dieses nicht ein Racheakt eines beleidigten Edlen meines Vaters war, sondern Karl Martell denselben aussandte, weil seine Habgier noch nicht gestillt war und er unter allen Umständen in den Besitz unserer Länder gelangen wollte. Er steht nun schon lange vor Gottes Richterstuhle, der ihn nach seinen Thaten belohnt oder bestraft haben wird. Daß er nicht auch uns und unsere Mutter tödten ließ und so alle unseres Stammes vernichtete, verdanken wir nur der Fürsprache seines Sohnes Karlmann, dem, milderen Sinnes, vor solch grauser That schauderte. Wir wurden nun als Gefangene nach Frankreich gebracht und so lange Karl am Leben war, auch als solche behandelt. Gar oft fehlte es am Nothwendigsten und bittere Noth herrschte in unserem Hause. Aus Gram über den Tod unseres Vaters, über die unwürdige Behandlung, die wir erdulden mußten, fing die Mutter zu kränkeln an und ein Jahr später bestatteten wir sie in fremder Erde. Nun standen wir allein und hatten Niemand mehr, dem wir unser Leid klagen konnten. Wir wollten fliehen, allein die strenge Bewachung verhinderte es, so mußten wir unser trauriges Schicksal mit Ruhe und Ergebung ertragen, von einer besseren Zukunft eine Aenderung erwartend. Wir hatten keinen Freund, dem wir uns anvertrauen konnten, nur mürrische, finstere Gesichter begegneten uns, und wandten wir uns mit einer Klage an Karl, so wurde sie nicht gehört. Eine Besserung trat erst ein, als Pipin den Thron bestieg. Wir wurden nun sogar an

seinen Hof gezogen und ebenbürtig behandelt, wie es einem Verwandten geziemte. Jedoch mußten wir noch einmal feierlich allen Ansprüchen auf die Länder unseres Vaters entsagen und nun konnten wir erst frei und ungehindert leben. Der Unthätigkeit und Langeweile an dem Hofe müde, begleiteten wir ihn auf allen seinen Kriegszügen, nur damals blieben wir zurück, als er sich gegen Bayern rüstete. Wir leisteten ihm wichtige Dienste und zu seiner Ehre sei es gesagt, er wußte dieselben auch zu schätzen und anzuerkennen. So wäre unsere Lage nun eine angenehme gewesen, wenn nicht die Erinnerung an die Heimath wie ein Wurm in unserem Innern genagt hätte."

„Warum habt Ihr Euch nicht an unsern Herzog und an mich gewendet?" fragte Luitpold, „wir hätten alles aufgeboten, Euch beizustehen und Eure Leiden zu mildern. Nur einmal erhielt ich Kunde, als Eure Mutter starb, seitdem gehörtet Ihr zu den Todten."

„Macht geht vor Recht," fuhr nun Adalbert fort, „wir sahen ein, daß Alles vergebens war, warum also noch Andere in Mitleidenschaft, oder am Ende gar in das Verderben ziehen? Du kennst den fränkischen Hof nicht. Glaube mir, daß dort nicht Treue und Zutrauen, auch nicht unter dem Volke herrscht, wie in diesen Landen. Man kennt dort ein gegebenes Wort nicht für heilig, leichtfertig wird es in der nächsten Stunde gebrochen, wenn es der Vortheil erheischt. Unermüdlich werden Ränke gesponnen, um diesen zu stürzen und Jenen zu vernichten, und alle Mittel, selbst die schlechtesten, hält man für erlaubt, um zum Ziele zu gelangen. Treubruch, Meineid und Meuchelmord sind ihnen zur Natur geworden, die Herrschsucht und die Gier nach Reichthum in Aller Brust gepflanzt. Dies ist das Volk der Franken, das aber doch mit Verachtung auf andere Völker blickt und diese Barbaren nennt."

„Sie sind aber doch Christen," rief bewegt der Huosier aus.

„Christen wohl dem Namen, aber nicht der That nach," berichtete Adalbert weiter. „Sie liegen in den Kirchen auf den Knien, aber wenn sie diese verlassen, ergeben sie sich dem Fraß, der Völlerei und der Unzucht. Sie sind immer noch mehr Heiden, als Anhänger des Christenthums. Dem Aberglauben ergeben treiben sie Zauberei und

die Weiber verkaufen sinnbethörende Getränke auf offener Straße. Sie erschlagen Christen wie Heiden, ohne Reue darüber zu fühlen und wenn sie darüber von den Bischöfen und Priestern zu Rede gestellt werden, haben sie für diese nur Hohn und Spott. Wie soll auch das Volk besser werden, wenn der König selbst nur den einen Gedanken hegt, seine Macht über alle Länder auszudehnen, alle Gewalt an sich zu reißen, und um dieses zu erlangen, selbst das Heiligste nicht schont. Doch wohin komme ich? Es regt mein Blut von Neuem auf, wenn ich mich dieser Zustände erinnere."

„Ich kenne nun die Ursachen des Krieges, den Pipin über das Land heraufbeschwor," versicherte Luitpold „und manches ist mir durch Deine Schilderung klar geworden, was mir bisher dunkel war. Doch fahre in Deiner Erzählung fort, Oskar, noch immer ist mir der Grund Deiner Ankunft unbekannt."

„An den Hof des Königs kam nun ein Edelfräulein mit ihrem Vater aus Burgund" gezogen, berichtete Oskar weiter, „deren Schönheit und Jungfräulichkeit mein Herz entflammte nnd als ich auf eingezogene Erkundigungen nur Gutes von ihr vernahm, so bot ich ihr meine Hand an, die auch gerne angenommen wurde. Ich lebte mit Emma in der glücklichsten Ehe, sie gebar mir drei Knaben. Bei der Geburt des letzten entriß sie mir der Tod. Halb wahnsinnig von Schmerz wußte ich mich nicht mehr zu fassen und zu trösten und wären meine hilflosen Kinder und der wackre Zuspruch meines Bruders nicht gewesen, wer weiß, was dann geschehen wäre. Die Zeit heilte auch diese Wunde wieder, obwohl sie nie ganz vernarbte. Ich widmete mich nun ganz der Erziehung meiner Knaben, meine Mühe und Sorgfalt wurde reichlich belohnt und mit Stolz konnte ich es sagen, ich war ein glücklicher Vater. Es sind nun zwei Monate verflossen, als Rochus, mein jüngster Sohn zu einem Feste des Königs geladen war. Als das Mahl beendet, fing Karl, des Kanzlers und Sohn, mit diesem aus geringfügiger Ursache Streit an, der zu Thätlichkeiten führte. Zuletztgriff Karl unversehens zum Schwerte und stach meinen armen Sohn nieder, der sogleich seinen Geist aufgab. Als meine beiden Söhne davon hörten, eilten sie an den Hof, wo sie den Mörder noch fanden,

und als sie ihn zur Rede stellten, höhnend auf den blutbefleckten Leichnam zeigte. Von Zorn übermannt, vergalt ihm Theodebald, der Aelteste, mit dem gleichen Loose, dann flohen sie zu mir und noch in der nämlichen Nacht aus dem Lande an den Hof des Longobardenkönigs, der ihnen Schutz versprach. Auch wir hatten die Rache des Günstlings des Königs zu befürchten, und so verließen wir in dieser Kleidung Franken, nachdem wir vorher unsere Schätze in Sicherheit gebracht hatten. Lange irrten wir ziellos in verschiedenen Ländern umher, dann beschlossen wir, das alte Vaterland aufzusuchen, um einige Zeit der Ruhe zu pflegen und über die fernere Zukunft zu beschließen. Unseres Bleibens wird aber nicht lange sein."

„Ihr habt viel gelitten," sprach Luitpold gerührt „und eine sorgenfreie Zukunft wird für Euch eine Wohlthat sein. Unter meinem Schutze seid Ihr sicher, kein Haar Eures Hauptes wird Euch gekrümmt werden, so lange Ihr auf dieser Burg weilt! Was ich habe, theile ich gerne mit Euch, es wird Euch an nichts fehlen." —

So war wieder ein Monat verflossen. Die beiden Brüder waren bald die Lieblinge Aller auf der Burg geworden. Sie öffneten den reichen Schatz ihrer Erfahrungen und besonders Arnulf fühlte sich zu ihnen hingezogen; mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er ihren Worten, wenn sie von den fernen Ländern erzählten, die sie durchzogen, und den heißen Schlachten, die sie mitgekämpft. Dann gelobte er sich, ein ebenso tapferer Held zu werden und seinen Namen den Feinden furchtbar zu machen.

Plötzlich aber war in den Brüdern eine Sinnesänderung vorgegangen, als sie von einer kurzen Reise zurückkamen. Das mütterliche Erbtheil, das sie in Bayern besaßen, war ihnen unangetastet geblieben, und dieses hatten sie in Augenschein genommen. Es lag am Fuße der Alpen und erstreckte sich weit in diese hinein, ein beträchtlicher Landstrich, der zwar an Größe das verlorene Herzogthum in Schwaben nicht ersetzte, doch reichlich ihnen Unterhalt bot. In der Mitte desselben lag von dichten Vorbergen umschlossen ein fischreicher See, an dessen südlichem Ufer ein einsames Kirchlein aus Holz erbaut stand, das die wenigen Bewohner des Seegebietes errichtet hatten. Die Ruhe und Stille, die über der ganzen Gegend lagerte, die

Schönheit der Berge, deren Gipfel in mancherlei Formen in die Wolken ragten, die Abgeschiedenheit von der Welt, ließen in ihnen den Wunsch rege werden, ihre übrigen Lebenstage hier in Frieden zu beschließen.

Auf einem moosigen Steine, hart am Ufer hatten sie ausgeruht und das Spiel der Wellen betrachtet, die leise plätschernd sich zu ihren Füßen brachen.

„Wie wohl ist mir in dieser feierlichen Ruhe, die ringsum herrscht," sprach Oskar zu seinem Bruder. „Hier möchte ich immer weilen und unter diesen herrlichen Bäumen den ewigen Schlaf finden."

„Du kommst meinen Wünschen entgegen," antwortete Adalbert, „der gleiche Gedanke hat mich bewegt. Was hindert uns, dieses auszuführen, nichts bietet uns mehr die Welt, mit leichtem Herzen können wir ihrer Freuden entbehren."

„Das Kirchlein dort an der Bucht des Sees gibt uns einen Fingerzeig, was wir beginnen sollen," erwiderte Oskar. „Keine stolze Burg soll sich erheben und in dem See widerspiegeln. Nicht das Klirren der Waffen soll die Bewohner dieser friedlichen Stätte aus ihrem Schlummer stören, noch das Hüfthorn das Wild in den Wäldern aufscheuchen. Bist Du mit mir eines Sinnes, so soll sich dort ein Kloster erheben und der fromme Chorgesang der Mönche ertönen. All unsere Habe sei ihm geweiht und wenn es vollendet, so wollen wir für immer eine Zelle beziehen."

„Gott hat uns selbst hieher geführt und den Weg gewiesen, den wir weiter zu wandeln haben," versicherte Adalbert. „Leb wohl Du trügerische Welt, ich scheide ohne Groll aus Dir. Doch laß uns nun heimwärts ziehen und Luitpold unsern Entschluß mittheilen, um dann die Hand an das Werk legen zu können."

Sie erhoben sich, warfen noch einmal einen liebevollen Blick über den See und schlugen dann die Richtung nach der gastfreundlichen Burg ein.

Luitpold war nicht wenig erstaunt, als er nach ihrer Zurückkunft ihren Entschluß vernahm, doch konnte er denselben nur billigen. Sie hatten ja, so lange sie lebten, mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen

gehabt und es war ihnendie Ruhe ihres Alters wohl zu gönnen. Es wurde nun in dem trauten Kreise Alles reiflich überlegt und beschlossen, die Brüder sollten sich an den Hof Odilo's begeben, um dessen Beistimmung und ein Schreiben an den Papst zu erhalten, zu welchem sie ziehen wollten, um von ihm eine heilige Reliquie zu erhalten, welche sie in der neuerbauten Kirche der öffentlichen Verehrung aussetz-n wollten. Odilo empfing sie mit den höchsten Ehren und kam allen ihren Wünschen entgegen, so daß sie nichts mehr abhielt, die Reise nach Rom anzutreten.

Arnulf war nach der Zurückkunft seines Vaters von Regensburg schweigend und nachdenkend geworden; man sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte, das zu gestehen, ihn Ueberwindung kostete. Sein Vater bemerkte dieses, jedoch beschloß er zu warten, bis der Sohn sich ihm selbst entdecken würde. Das sollte auch bald geschehen.

In wenigen Tagen fand die Abreise der Brüder statt. Sie wollten als fromme Pilger vor dem heiligen Vater erscheinen und hatten deßhalb ihre ritterliche Kleidung abgelegt, nur unter dem einfachen Gewande trugen sie zu ihrem persönlichen Schutze ein Schwert. Am Hofe des Longobardenkönigs wollten sie eine Zeitlang der Ruhe pflegen Oskar sollte seine Söhne bewegen, ihnen zu folgen.

Am Tage vorher trat Arnulf vor seinen Vater, und eine innere Erregung in sich niederkämpfend, sprach er zu ihm: „Ich nahe mich Dir heute mit einer Bitte, deren Gewährung mir eine unendliche Freude bereiten würde."

„Ich habe schon längst bemerkt," war die Antwort, „daß du eigenen Gedanken nachhängst, und schon glaubte ich dein Zutrauen verloren zu haben. Es wird dieses seltsame Benehmen wohl auf deine Bitte Bezug haben. Sprich sie aus, und wenn es irgend möglich, werde ich sie dir nicht abschlagen."

„Verzeihe mir Vater meine Zurückhaltung," sprach nun der Jüngling, „die nicht Mißtrauen gegen Dich, sondern meinen Zweifeln entsprang, die mich quälten. Nun aber die Zeit drängt, muß ich mich offen erklären. Es ist Dir ja bekannt, welche herrliche Schilderungen meine gute Mutter von dem Lande ihrer Heimath machte, und daß

ich schon als Knabe begeistert ihren Erzählungen lauschte. Schon damals stand der Wunsch in mir fest, Italien einmal sehen zu müssen, um mich an seiner herrlichen Natur zu erfreuen. Jetzt nun wäre die günstigste Gelegenheit geboten, wenn Du mir Deine Einwilligung nicht versagen würdest. Morgen ziehen unsere theuern Verwandten dorthin, unter ihrem Schutze und Geleite würde ich glücklich wiederkehren. Der Mutter Segen zu dieser Reise fehlte mir nicht, mit Freuden gab sie ihr Jawort, und erfülle nun auch Du mein heißes Sehnen, und reich an Erfahrungen wird mein Kommen sein".

„Ich vermuthete, daß ein solcher Gedanke in Dir aufgestiegen", antwortete sein Vater, „und es kann mich nicht Wunder nehmen, denn oft genug mußtest Du von all den Herrlichkeiten hören, die dort zu schauen. Ich will und werde Deinem Drange keine Fesseln anlegen, wenn anders Adalbert und Oskar Deine Begleitung angenehm ist. Zieh hin nach Rom, bringe dem heiligen Vater meine kindliche Ergebenheit, bitte ihn für Dich und uns um seinen Segen, bete am Grabe der Apostelfürsten um Vergebung unserer Sünden und zeige Dich in allem Deines Stammes würdig."

Arnulf ergriff dankbar die Hände seines Vaters und voller Freude verkündete er nun jedem, welches Glück ihm bevorstand. Die Brüder gaben gerne ihre Einwilligung, im Stillen hatten sie sich den feurigen, wißbegierigen Jüngling zu ihrem Begleiter gewünscht, sie schwiegen aber, um das Vater- und Mutterherz nicht mit Sorgen zu erfüllen.

„Wir werden ihn wie unser Auge beschützen", sprach Adalbert zu Luitpold, als dieser ihnen die Bitte des Sohnes mitgetheilt, „und wohlbehalten werden wir ihn Dir wieder in Deine Arme führen".

„Ich freue mich, ihn an meiner Seite zu wissen", versicherte Oskar. „Eine neue Welt wird sich seinen staunenden Augen enthüllen, und nehmt mein Wort, diese Reise wird für ihn auch vom großem Nutzen sein. Der enge Gesichtskreis, in dem er bisher lebte, wird sich erweitern, seine Kenntnisse werden sich vermehren und die Reise wird für sein ganzes Leben eine seiner schönsten Erinnerungen bilden".

Freilich war der Abschied schwer von den Seinen, lange hielt

die Mutter den Sohn umschlungen, der nun zum erstenmale die väterliche Burg verließ, um hinaus in fremde Länder zu ziehen und auch Arnulf fühlte die Gewalt des Augenblickes. Allein bald verlor sich der Schmerz im Anblicke der großartigen Natur, die sich vor seinen Augen enthüllte und die er bisher nur hatte ahnen können. Die Brüder mußten der Fragen gar viele beantworten, und als sie erst die Alpen hinter sich hatten und hinabstiegen in die blumenreichen Auen Italiens, da war es wirklich eine neue Welt, in die sich Arnulf versetzt glaubte und er pries sein Geschick, das ihn all' diese Pracht beschauen und bewundern ließ.

Als Adalbert und Oskar die Hauptstadt der Longobarden erreichten, erfuhren sie, daß Oskar's Söhne nicht mehr am Hofe des Königs weilten. Die Rache des Frankenkönigs hatte ihren Zufluchtsort entdeckt und da sie sich nicht mehr sicher fühlten, so waren sie nach Rom geflohen, um den Papst um Schutz anzuflehen. Dort durfte also der bekümmerte Vater hoffen, die lange Entbehrten wieder an das Herz drücken zu können.

Ohne Unfall erreichten sie die Stadt, und nachdem sie zuerst Gott für seinen Schutz auf der langen Reise gedankt, ließen sie ihre Ankunft dem Papste melden.

Welche Freude war es für das liebende Vaterherz Oskar's, als er seine Söhne wieder sah, sie an seine Brust schloß und in ihre Augen blicken konnte. Lange währte der stürmische Ausdruck kindlicher und väterlicher Gefühle. Die so lange getrennt waren, sahen sich nun wieder vereinigt. Dann erst konnten sie ruhigeren Blutes ihre Schicksale erzählen.

„Wir wurden vom Könige Luitprand mit aller Liebe aufgenommen," berichtete der Aeltere, Theodebald, „und glaubten nun schon eine sichere Stätte gefunden zu haben. Nach einigen Monaten kam eine Gesandtschaft König Pipin's an den Papst zu Luitprand, die einige Tage bei ihm verweilte. Wir hatten keine Ursache, uns verborgen zu halten, wurden aber von den Franken erkannt, die nun nichts Eiligeres zu thun hatten, als Einhardt zu berichten, wo wir uns befanden. Bald darauf erfuhren wir, daß einige Vertraute des Kanzlers angekommen seien, die keinesfalls Gutes gegen uns im

Schilde führten. Dem Könige blieb dieses nicht unbekannt und er gab uns den Rath, weiter zu ziehen, denn er wolle mit Pipin in Frieden leben, den unser Aufenthalt zu stören drohe. So eilten wir hieher und boten dem Papste unsere Dienste an, die auch bereitwillig angenommen wurden. Doch kommt Ihr zu ungelegener Zeit, und werdet wohl länger in dieser Stadt verweilen müssen, als Ihr geahnt."

„Der Longobardenkönig hat sich schwer an dem Gute der Kirche versündigt und alle Vorstellungen des Papstes, das Geraubte wieder zu erstatten, war vergebens," berichtete nun Hanno, der jüngere Sohn. „Der König ließ sich nun zu Drohungen hinreißen, und zerriß verächtlich ein Schreiben des Papstes, das ihm dieser mit einer weiteren Ermahnung zusandte. Wie wir vernommen, rüstet Luitprand zum Kriege und nicht lange dürfte es mehr anstehen, so sehen wir die Longobarden in der Nähe."

„Dann sollen sie auch die Schärfe eines deutschen Schwertes kennen lernen," betheuerte Arnulf. „Dem heiligen Vater widme ich mein Blut und mein Leben."

„Jeder starke Arm wird ihm willkommen sein," versicherte Theodebald, „denn an tapferen Kriegern ist niemals Ueberfluß. Doch nun will ich zu Zacharias eilen, um zu erfahren, wann er Euch anzuhören gewillt sei."

Bald kam er mit der Nachricht zurück, daß die vierte Stunde des Nachmittags hiezu bestimmt sei und der Papst ihnen seine besten Wünsche entgegensende.

Zacharias befand sich allein in seinem Gemache, als die Fremden, geleitet von Oskar's Söhnen, bei ihm eintraten. Die ehrfurchtgebietende Gestalt des Greises machte auf Alle, besonders auf Arnulf einen tiefen Eindruck und als er sie herzlich willkommen hieß und sie segnete, fielen sie ehrerbietig auf die Kniee und küßten die dargereichte Hand. Als sie sich wieder erhoben, fragte sie Zacharias, warum sie die weite Reise nicht gescheut und persönlich bei ihm erschienen seien.

Adalbert erzählte nun ihre Schicksale, die er theilweise schon

aus dem Munde seiner Neffen vernommen haben dürfte, da deren Aufenthalt in Rom mit diesen zusammenhänge.

„Draußen am Fuße der Alpen besitzen wir der Ländereien viele," fuhr er dann fort, „ein klarer See liegt zwischen den Bergen, ein Ort ganz dazu angethan, seine Lebenstage in Friede und Ruhe zu verbringen. Ich und mein Bruder haben mit der Welt abgeschlossen und wollen fortan nur Gott dienen. An dem Ufer des Sees soll sich ein Kloster erheben, in das wir selbst einzutreten gewillt sind und dem wir Alles schenken, was wir besitzen. Der fromme Herzog Odilo gab uns dieses Schreiben mit, aus dem Du die Ehrlichkeit und Wahrheit unserer Absichten erkennen mögest und so bitten wir Dich als fromme Christen, Du wollest uns Deine Einwilligung und Deinen Segen zu dem gottgefälligen Werke nicht versagen."

„Das sei ferne von mir," erwiderte der Papst mit freundlichem Lächeln, „ein solch frommes Unternehmen werde ich mit allen meinen Kräften unterstützen und befördern. Zu Gottes Ehre und Ruhm soll sich dort das Kloster erheben und täglich werde ich zu ihm flehen, daß es eine wahre Heimstätte unseres Glaubens werde und von ihm Segen und Wohlfahrt über alle Lande ausströme. Möge es bald im Stande sein, treue Glaubensboten aussenden zu können, um die Völker zu bekehren und im Glauben zu befestigen, denn noch Viele leben in der Unkenntniß des Heiles und liegen in den Banden der Sünde. Der Allmächtige wird an Euch sein Wort in Erfüllung gehen lassen, daß alle, welche an ihn glauben und ihm dienen, des Himmels Freuden einstens genießen."

„Das Ordenskleid des heiligen Benedikt sollen die künftigen Bewohner des Klosters tragen, seinen Regeln dort alle unterthan sein," erklärte Oskar, „wenn Du nicht andere Bestimmungen hiefür treffen solltest."

„Euch, den Stiftern, gebührt darüber zu entscheiden," antwortete Zacharias, „ich wüßte keine besseren Männer, die treuer im Glauben und eifriger im Weinberge des Herrn arbeiten, als diese. Sie sind die Säulen und die Stützen der Kirche und die wahren Wohlthäter

der Menschheit, ihr frommes Wirken wird reiche Früchte tragen und den kommenden Geschlechtern zum Segen gereichen."

„Wie kann ich Dir anders meinen Dank für all' die Güte aussprechen, die Du uns erwiesen," fuhr Adalbert fort, „als daß wir Dich versichern, Dir bis zum Tode treu und ergeben zu sein und stets Deinen Befehlen unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten. Doch noch eine Bitte birgt unser Inneres, kaum aber wage ich sie auszusprechen."

Zacharias lächelte. „Wie könnte ich einen Grund finden, sie Euch nicht zu gewähren, nachdem Ihr mir so große Beweise Eures frommen Sinnes und Eurer Ergebenheit gebracht," sprach er. „Sprich mein Sohn, Unmögliches wirst Du nicht verlangen."

„Als wir den Entschluß gefaßt hatten, das Kloster zu bauen," erwiderte Adalbert, „stieg in mir der Wunsch auf, einen heiligen Leib zu besitzen, der unser Unternehmen schützen und bewahren und den Gläubigen zur besondern Verehrung dienen soll. Auf dem Hochaltare der Kirche soll er das Volk stets erinnern, daß es wie dieser Glaubenszeuge bereit sei, selbst sein Blut für den Erlöser zu opfern. Einst erzählte mir meine Mutter, als ich noch ein Knabe war, von dem Sohne des römischen Edlen Philipp, dessen Mutter Severa eine heimliche Christin war und ihre Kinder in der heiligen Lehre erzog. Sie habe ihren Sohn Quirinus dann ausgesandt, um die Heiden zu bekehren und seinem Eifer und der Ueberzeugung seiner Worte hätten viele Römer nicht widerstehen können und ihren Göttern entsagt. Als der blutdürstige Kaiser Claudius davon hörte, ließ er den heiligen Mann ergreifen und vor seinen Thron führen, stellte an ihn das Verlangen, dem Christenglauben zu entsagen und den Göttern zu opfern, wenn ihn nicht grausame Qualen und der Tod ereilen sollten. Allein Quirinus blieb standhaft, und verachtete alle Drohungen des Kaisers, er könne wohl seinen Leib, aber nicht seine Seele morden. Diese Standhaftigkeit machte Claudius wüthend und er ließ ihn nun auf die Folter spannen, um sich an seinen Schmerzen zu weiden. Allein unter der fürchterlichsten Folter lobte Quirinus Gott, daß er ihn für würdig fand, sein Blut zu vergießen und bat ihn um Kraft und Stärke, daß er nicht unterliege.

Als der Kaiser sah, daß alle seine Bemühungen vergebens waren, ließ er ihn enthaupten und seinen Leichnam in den Tiber werfen, wo er aber später von einem Priester gefunden und unter den Thränen und Klagen der Christengemeinde in der Nähe begraben wurde. Viele Wunder geschahen an seinem Grabe und heute noch wird dieses hochverehrt und von den Gläubigen besucht."

„Gott wirkt durch seine treuen Diener heute noch," versicherte Zacharias, „und das römische Volk wallfahrtet immer noch nach seinem Grabe."

„Diese Erzählung meiner Mutter machte einen gewaltigen Eindruck auf mich," erzählte Adalbert weiter, „und seitdem habe ich ihn zu meinem Schutzpatron erwählt, und in allen den schlimmen Lagen meines Lebens mich vertrauensvoll an ihn gewendet. Setze deinem Werke, heiliger Vater, die Krone auf und überlasse uns seine Reliquien, damit wir sie hoch verehren und täglich vor Augen haben können. Unsere Dankbarkeit dafür, wird erst mit unserem Tode erlöschen."

Der Papst jedoch wurde nachdenkend und antwortete nach einigen Minuten.

„Gerne würde ich Eurer Bitte willfahren," sprach er dann, „allein gegenwärtig ist dieses für mich nicht rathsam. Ihr wißt, in welcher ernsten Lage ich mich befinde, und daß ich Alles vermeiden muß, was den Unwillen der Römer erregen könnte. Dieses würde aber geschehen, wenn es bekannt würde, da, wie ich Euch gesagt, sein Andenken noch nicht erloschen und sein Wirken selbst über das Grab hinüberreicht. Würde uns ein Unglück treffen, so würde man mit Recht in mir aus diesem Grunde die Ursache erkennen."

„Du betrübst uns tief, heiliger Vater," antwortete Oskar, „schon sahen wir im Geiste, uns mit dem heiligen Leibe auf dem Heimwege und die Freude und den Jubel unserer Unterthanen."

„Wir werden so lange bei Dir verweilen, bis der Krieg, wenn er ausbrechen sollte, beendet ist, und unsere Schwerter für die Vertheidigung Deines Rechtes ziehen," versicherte Oskar. „Dann aber, wenn ruhigere Zeiten wiederkehren, gedenke unserer Bitte und

sende uns Nachricht, damit wir den heiligen Leib erheben und mit gebührender Ehrfurcht überführen lassen können."

„Es sei dem so," bestätigte nun der Papst, „Gott gebe Euern Waffen den Sieg, unter Eure Führung stelle ich mein Heer, Ihr kämpft für eine gerechte Sache und diese wird nicht unterliegen."

Nicht lange brauchten sie auf die Ankunft der Longobarden zu warten, denn kaum war seit jener Unterredung eine Woche verflossen, so kamen ihre Schaaren herangezogen und umschwirrten ihre Reiter die Stadt. Diese hatte Oskar, so schnell es die kurze Frist gestattete, befestigen lassen, um den ersten Anprall auszuhalten, während Adalbert in der Nähe alle wehrbaren Männer und Jünglinge sammelte und mit diesen ein Lager bezog. Voll Kampfbegier erwarteten sie nun den Feind, doch als dieser die Vorbereitungen gewahrte, zögerte er mit dem Angriffe. Luitprand war auf solchen Widerstand nicht gefaßt, er hatte geglaubt, eine wehrlose Stadt zu finden, in die man ohne Mühe eindringen könne, nun sah er sich in seiner Voraussicht getäuscht.

Mehrere Tage sahen sich die Feinde fast in das Angesicht, nur mit Einzelnen, die sich zu weit vorwagten, fand ein kurzer Zweikampf statt, in dem bald die Römer, bald die Longobarden Sieger blieben. Diese Thatlosigkeit war aber nicht nach dem Sinne der Brüder, welche einen schnellen Ausgang des Krieges wünschten, um sobald wie möglich an die Ufer des stillen Bergseegebietes zurückkehren zu können. Arnulf glühte vor Kampfbegierde, es war das erste Mal, daß er seinen Muth und seine Kraft erproben konnte. Wäre es auf ihn angekommen, er hätte sich allein in die Mitte der Feinde gestürzt, um deren so viel als möglich zu vernichten.

Der Longobardenkönig hoffte durch längeres Zaudern die Bewohner der Stadt auszuhungern, und hatte auch befohlen, weitere Verstärkungen ihm zuzusenden. Der Bote aber, der diese Nachricht überbringen sollte, kam nicht in der Heimath an, er war von Räubern erschlagen worden.

Des Zögerns müde, ordnete nun eines Morgens Oskar die Römer zum Angriffe. „Der heiligen Kirche zu Ehren und dem

Rechte zum Schutz ziehe ich noch einmal mein Schwert," gelobte er, als er sich an die Spitze stellte, „dann soll es für immer in der Scheide ruhen."

„Zeigt heute, daß Ihr die würdigen Nachkommen der alten Römer sei," rief ihnen Adalbert zu. „Gott mit uns, sei das Feldgeschrei, unter dem Zeichen des Kreuzes werden wir siegen."

Dann ging es mit Sturmeseile über die überraschten Longobarden her, welches einen solch' heftigen Angriff nicht vermutheten. Luitprand suchte die Seinen zu sammeln und rief ihnen zu, es sei nur ein Häuflein tollkühner Römer, welche dem sicheren Untergange geweiht seien. Allein bald gewahrten die Longobarden, daß dem nicht so war und kundige Führer an der Spitze der Römer standen. Zwar kämpften sie mit dem altgewohnten Muthe, das Beispiel ihres Königs entflammte sie, aber vergebens war all' ihr Mühen, sie wurden umzingelt, und Leiche an Leiche sank auf die blutgetränkte Erde. Nur mit einem kleinen Theile seiner Tapferen hielt der König noch Stand, er konnte den Schimpf nicht ertragen, von den verachteten Römern geschlagen zu werden.

Arnulf war stets im dichtesten Knäuel der Kämpfenden zu sehen und mehr als einmal mußten ihn die Brüder warnen, sein Leben nicht so kühn auf das Spiel zu setzen. Es war aber, als ob seine Arme von Eisen wären, seine Hiebe fielen wie der Hagel hernieder, todbringend lichtete sein Schwert die Reihen der Feinde. Ein grauser Schrecken überfiel die Longobarden, wo er sich sehen ließ. Sie glaubten, ein Würgeengel leihe den Römern seinen Beistand, gegen den sie machtlos wären. Noch war die Mittagsstunde nicht gekommen, als sie sich zur Flucht wandten und das ganze Lager den Römern überließen. Sie hatten den Muth verloren, zurückzukehren und Luitprand schickte nun Gesandte an den Papst, welche um Frieden baten und versprachen, alles Geraubte zurückzugeben und fortan in Ruhe leben zu wollen.

„Du hast die Waffentaufe heute rühmlich bestanden," lobte Adalbert Arnulf, als sie sich auf dem Rückwege in die Stadt befanden. „Wie ein Held hast Du gekämpft und gezeigt, daß Du des Stammes der Huosier würdig und ächtes Bajuwarenblut in Deinen

Adern rinnt. Deines Vaters Brust wird, wenn ihm die Kunde davon zu Theil wird, von hoher Lust schwellen und mit Stolz wird er Dich begrüßen, denn nun weiß er, daß die Tapferkeit und der Edelmuth auch Deinen Schild zieren.“

„Ich folgte nur Euerm Beispiele,“ sprach bescheiden der Jüngling, „ich sah Euch stets voran, und Euer Heldenmuth war es, der mich begeisterte. Gerne kehre ich nun in die Heimath zurück, ich kann meinem Vater offenen Auges entgegentreten.“

Die Nachricht des Sieges hatte sich schnell in der ganzen Stadt verbreitet und ungeheuern Jubel hervorgerufen. Mit Palmenzweigen und grünen Sträuchern zog das Volk den Tapfern entgegen und begrüßten die Einziehenden als die Retter der Stadt. Knaben und Mädchen streuten Blumen auf den Weg nach dem Tempel, der sich über dem Grabe der Apostelfürsten erhob, unter dessen Portale Papst Zacharias mit seinen Diakonen die Sieger im bischöflichen Ornate erwartete.

Als Adalbert und Oskar ihm nahten, begrüßte er sie mit dem Friedenskusse unter inniger Umarmung.

„Wir haben auf Gott vertraut,“ sprach er zu ihnen, „und sind nicht zu Schanden geworden; die Feinde der Kirche sind bezwungen und werden nun einsehen, daß Ungerechtigkeit sich selbst schlägt. Euch aber edle und tapfere Fürsten danke ich aus dem Grunde meines Herzens, Eure Einsicht und Tapferkeit hat großes Unheil von uns und dieser Stadt abgewendet. Wüßte ich nicht, daß die Sehnsucht Eures Herzens nach der Heimath zieht, ich würde das Verlangen an Euch stellen, immer bei uns zu weilen.“

„Wir haben als treue Diener der Kirche nur unsere Pflicht erfüllt und verdienen dessen weder Dank noch Lob,“ erwiderte ihm nun Oskar. „Unser Gelübde hat uns gebunden, Dir Beistand zu leisten, in der Heimath erwartet uns ein neues. So gebe uns Deinen Segen, daß er uns glücklich zurückgeleite und wir mit neuem Muthe das fromme Werk beginnen und mit Gottes Hilfe vollenden.“

Nur mehr wenige Tage blieben sie in der Stadt. Als sie von Zacharias Abschied nahmen, versprach ihnen dieser, daß er die Gebeine des Heiligen erheben und dem Boten überliefern werde,

den sie ihm senden würden. Außer diesem gab er ihnen noch werthvolle Reliquien und dem Gottesdienste geweihte Gefäße mit und versprach ihnen, daß, sobald das Kloster vollendet, die nöthige Anzahl Mönche aus dem Kloster St. Gallen übersiedeln sollte.

Frohen Muthes ergriffen die Brüder nun wieder den Wanderstab und das Reich der Longobarden vermeidend, kamen sie glücklich wieder auf der Burg der Huosier an. Welcher Jubel und welche Freude herrschte, als Arnulfs Eltern vernahmen, wie tapfer der Sohn gekämpft, ja der Schrecken der Feinde geworden! Stolz blickte ihm der Vater in die Augen, innig drückte die Mutter ihn an das Herz und Claudia, die Schwester, nun zur vollen Jungfrau entfaltet, wußte seines Lobes kein Ende.

Nun aber säumten Adalbert und Oskar nicht länger, um ihren Herzenswunsch zu erfüllen. Bald begann ein reges Leben sich an dem sonst so stillen See zu entfalten. Auf eine lange Strecke an dem Berge hinauf, dem Kirchlein St. Salvator gegenüber, wurde der Urwald gelichtet und dessen Stämme zu dem Baue der Kirche und des Klosters verwendet. Dann wurde das freigewordene Land gerodet, die nothwendigen Steine herbeigeführt und bald ragten die Grundmauern aus dem Boden hervor. Adalbert leitete das Ganze, während Oskar für die würdige Einrichtung des Gotteshauses Sorge trug. Nach wenigen Monaten wölbte sich das Dach darüber und gerade nach einem Jahre, nachdem sie begonnen, war Alles vollendet, das Kloster Tegernsee erstanden.

Zu gleicher Zeit kam auch Theodebald aus Rom und brachte seinem Vater die frohe Nachricht, daß Zacharias nächtlicherweile den Sarg des hl. Quirinus habe erheben lassen und sich dieser mit seinem Bruder Hanno bereits auf dem Wege nach Deutschland befinde. Es sei immer noch nicht rathsam gewesen, öffentlich zu verfahren, darum habe ihnen der Papst das tiefste Stillschweigen auferlegt.

Nun war auch der letzte Wunsch der frommen Stifter erfüllt und mit größter Ungeduld erwarteten sie die Ankunft. Allein da die Weiterschaffung des schweren Steinsarges mit großen Schwierig-

keiten verbunden war, so bedurfte es vieler Wochen, ehe er den See erreichte. Die Kunde davon hatte sich weit verbreitet und vieles Volk ging ihm entgegen. Adalbert und Oskar empfingen ihn mit frommen Gebeten und geleiteten ihn zu dem kleinen Kirchlein, wo er bis zur Einweihung des Klosters ruhen sollte.

Endlich erschien auch der glückliche Tag, der ihrem Werke die Weihe geben sollte. Noch nie hatte der See eine so große Anzahl Menschen an seinen Ufern gesehen. Weit von dem Flachlande und aus den Gebirgsthälern heraus kamen die Christen, der Einweihung des neuen Tempels beizuwohnen. Zwanzig Mönche waren bereits aus dem Kloster St. Gallen eingetroffen und hatten die Kirche reichlich mit Blumengewinden und frischem Grün geziert. Dann kamen die Bischöfe von Salzburg, Freising und Regensburg mit einer großen Anzahl Priester, welche die heilige Handlung zu vollziehen hatten. Herzog Odilo hatte einen eigenen Abgesandten an Adalbert beordert, welcher ihm die Bestätigungsurkunde überbrachte. Daß Luitpold mit den Seinen nicht fehlte, war natürlich, besonders Arnulf erregte die Aufmerksamkeit der Anwesenden.

Hinter dem Kloster kochte und brodelte es in Kesseln und Töpfen und standen an den Fässern die von dem weiten Wege Ermüdeten, um den Durst zu stillen und sich neue Kräfte zu sammeln.

Als die Weihe begann, wurde zuerst der Leib des hl. Quirinus aus dem Salvatorkirchlein erhoben und in feierlichem Zuge zu dem Portale der Kirche getragen. Nachdem unter den Hymnen und Gebeten der Bischöfe die heilige Handlung beendet und alle in die Kirche eingezogen, wurden die Reliquien auf dem Hochaltare der Verehrung der Anwesenden ausgesetzt.

Zur gleichen Stunde legten, wie einst die frommen Stifter Benediktbeuerns, nun auch Adalbert und Oskar das Kleid der Mönche an und wurde Ersterer zum Abte erwählt.

Bald war es wieder ruhig und stille geworden, nur der fromme Chorgesang der Mönche drang hinüber über die Fläche des Seegebietes. Aber ein reges Geistesleben entfaltete sich nun in dem neu-

erstandenen Kloster und bald war es eine Stätte der Kunst und Wissenschaft geworden, deren Ruhm bis in entfernte Länder getragen wurde.

---

9. Kapitel.

Die Reismühle am Karlsberge.

Zu jener Zeit als König Pipin seine Macht die Herrscher der Nachbarländer fühlen ließ und sie entweder gänzlich unterjochte, oder doch wenigstens in seine Abhängigkeit brachte, kam eine Gesandtschaft des Königs von Britanien an seinen Hof nach Metz, die von ihm mit aller Pracht empfangen wurde.

Schon als deren Reise durch das Land bekannt wurde, zerbrach man sich den Kopf, was diese eigentlich wolle, denn nur Weniges war von dem fernen Insellande herübergedrungen, der Herrscher dieses Landes war Pipin gänzlich unbekannt, man hörte nur zuweilen davon, wenn ein Glaubensbote über das Meer kam, um seinen Eifer, die Heiden bekehren zu wollen, zu befriedigen.

Dennoch wurden die Gesandten mit allen Ehren empfangen, denn so hatte es König Pipin befohlen. Wohin sie aber kamen, erregten sie das allgemeine Erstaunen. Es waren hünenhafte Gestalten, mit lange herabwallenden, blonden Haaren, blauen Augen und offenem, männlichen Antlitze. Sie waren vom Kopf bis zum Fuße in weiches Leder gekleidet, das an verschiedenen Theilen mit reich verzierten, silbernen Beschlägen besetzt war. Ihre Waffen bestanden aus Schild, Schwert und Speer, eine mächtige Streitaxt hatten sie am Gürtel befestigt. Alles Volk der Stadt Metz lief zusammen, als sie diese betraten und selbst Pipin betrachtete sie bewundernd, als sie bei ihm erschienen.

„Ihr seid aus einem mir fast fremden Lande gesendet,“ sprach er zu dem Vornehmsten unter ihnen, „so sagt, was ist die Ursache Eures Erscheinens?“

Der Gesandte verneigte sich dreimal tief vor ihm und sprach dann: „Mein König und Herr, so da Macht über die Lande besitzt, die von Euch durch einen Meeresarm getrennt sind, hat aus dem Munde frommer Männer vernommen, daß Du ein starker und tapferer König seiest, und über viele Länder herrschest. Deine Feinde fürchten Dich und zittern vor Dir, Alles beuge sich in Ehrfurcht vor Deinen Befehlen, doch Eines fehle Dir noch zu Deinem Glücke, ein treues Weib, welches minniglich an Deiner Seite walte. Nun aber nennt unser König und Herr eine Tochter sein eigen, die schön an Gestalt zu schauen, lieblich in ihren Geberden und bescheiden in ihrem Wesen ist. Als mein König von Deiner Männlichkeit nun Kunde erhielt, sprach er zu mir, nimm zwölf der Edelsten des Landes zu Dir und ziehe hin zu dem Frankenherrscher. Sage ihm, daß ich Dich gesendet, um Dich von der Wahrheit dessen, was ich vernommen habe, selbst zu überzeugen und den König zu fragen, ob er nicht gewillt sei, Bertha, meine Tochter, zum Weibe zu nehmen. Reich soll ihre Mitgift sein und glücklich würde er an ihrer Seite leben. Eilends befolgte ich diesen Befehl und so stehe ich nun vor Dir, um Dich zu fragen, welche Antwort ich zu überbringen habe."

Des Königs und der Seinen Züge hatten während dieser Rede mancherlei Gefühle ausgedrückt. Schon lange war Pipin mit dem Gedanken umgegangen, sich aus den Töchtern der Edeln seines Landes ein Weib zu wählen, allein die immerwährenden Kriege und inneren Unruhen ließen ihn nicht dazu gelangen. Mancher der Großen, hatte sich der Hoffnung hingegeben, die Wahl des Königs werde auf sein Haus fallen und er dadurch als der Nächste an ihm zu besonderem Einflusse gelangen. Diese Aussicht wurde nun mit einem Schlage durch das Erscheinen der Gesandten zerstört und es durfte daher nicht Wunder nehmen, daß der Sprecher gerade nicht mit freundlichen Blicken betrachtet wurde.

Pipin aber fühlte sich durch diesen Antrag geschmeichelt, der ihm bewies, daß sein Ruhm schon in ferne Länder gedrungen sei.

„Ich bin erfreut über Deine Botschaft," antwortete er freundlich, „und weiß die Ehre wohl zu schätzen, die mir dadurch widerfahren. Sage Deinem König, was Du gesehen und daß ich nicht

abgeneigt sei, seine Tochter zu meinem Ehegemahl zu nehmen, wenn ich vorher ihr Bildniß geschaut. Kehre daher zurück und bringe mir dieses, dann werde ich weiter entscheiden. Damit aber Eure Königstochter erfahre, welchem Manne sie für ihr Leben angehören soll, werde ich ihn durch Euch mein Bildniß senden und wenn sie dann an mir Gefallen findet, so mag sie sich rüsten, zu mir zu ziehen."

„Solch frohe Botschaft überbringe ich mit Freuden," erwiderte ihm der Gesandte. „Ich sehe hieraus, daß Du nicht nur tapfer bist, sondern auch klug und weise handelst. Ich werde meine Heimkehr so sehr wie möglich beschleunigen, denn ich weiß, daß mein König mit Ungeduld Deiner Antwort harrt."

Schon am andern Tage verließen die Abgesandten den Hof, nachdem ihnen Pipin sein Bildniß übergeben und jeden reich beschenkt hatte.

Als sie nun wieder in der Heimath angekommen, und dem Könige und seiner Tochter dieses übergeben und Pipins Worte mitgetheilt hatten, waren die Beiden hocherfreut und auf die Frage des Vaters, ob Bertha bereit sei, seinem Willen Folge zu leisten, erwiderte sie ein frohes Ja. Nun wurde auch sie gemalt und als Alles fertig war, kehrten die gleichen Gesandten zurück, deren Heimkunft Bertha mit Sorge und Spannung entgegensah.

Pipin war bezaubert von der Schönheit und der Anmuth der Königstochter und pries laut das glückliche Geschick, das ihm ein solches Weib zuführe.

Am Abende dieses Tages berief er seinen Vertrauten Griffo zu sich, bei dem er in allen wichtigen Angelegenheiten sich Raths erholte. Er war einer der ersten Fürsten des Alemanenlandes, reich begütert, aber dagegen ebenso in List und Falschheit wohl bewandert, die er aber meisterhaft verbergen konnte. Er hatte Pipin einst in einer Schlacht das Leben gerettet und die Dankbarkeit desselben war sein Lohn. Von dieser Zeit an, war er immer an der Seite des Königs und besaß unbegrenzten Einfluß auf ihn.

Er gehörte auch zu Jenen, welche die Hoffnung hegten, der König werde eine seiner Töchter auf den Thron der Franken er-

heben, denn beide waren jung und an Schönheit wurden sie von keiner Andern übertroffen Von dem ersten Erscheinen der Gesandten an haßte er diese und erwartete nur den günstigen Augenblick, um das Mißtrauen Pipins zu erregen.

„Ich habe Dich zu mir berufen," sprach der König zu ihm, als er ihm das Bildniß gezeigt, „um Deine Meinung offen und frei zu hören. Wie gefallen Dir diese Züge?"

„Wie soll ich mir ein Urtheil über die Tochter eines Königs erlauben," antwortete er ausweichend, „die dazu bestimmt ist, Deine Gemahlin zu werden? Verlange das nicht von mir."

„Es scheint also, sie findet Deinen Beifall nicht?" fragte Pipin betroffen.

„Ich würde mich doch zuerst von der Wahrheit überzeugen," erwiderte ihm Griffo wohlberechnet, „ob diese Farben auch der Natur entsprechen. Wie leicht kann Dich ein Bild täuschen und wenn Du sie wirklich vor Augen siehst, ist sie ganz anders gestaltet. Sende mich hin und ist sie so, wie hier zu sehen, so werde ich sie Dir mit Freuden zuführen. Wenn aber nicht, wird es mir nicht an einem Grunde fehlen, Dein Wort rückgängig zu machen."

„Ich will an meinem Worte nicht rütteln," sprach der König bedenklich, „welchen Grund sollte wohl ihr Vater haben, mich zu täuschen?" Müßte er nicht befürchten, daß ich sie ihm mit Schimpf und Schande wieder zurücksenden würde? Hast Du nicht gehört, mit welcher Begeisterung die Abgesandten von ihr redeten?"

„Der Schein trügt oft," war die Antwort, „und wahrlich ich möchte Keinem rathen, unehrerbietig von dem Kinde seines Königs zu sprechen. Handle nach Deiner Ueberlegung, dieses ist der einzige Rath, den ich Dir geben kann, spätere Vorwürfe können mich dann nicht treffen."

Die zweifelnden Bemerkungen Griffo's ließen Pipin die ganze Nacht nicht ruhen. Er ahnte freilich nicht, welche Gründe diesen dazu bewogen, und daß er mit einem Jawort dessen kühne Träume zerstöre. Als er aber aus einem unruhigen Schlummer erwachte, stand sein Entschluß fest und er gab den Gesandten die Weisung, die Braut ihm zu überbringen, auf der Hälfte des Weges werde

er sie mit königlichen Ehren empfangen und durch seine eigenen Leute zu sich geleiten lassen. Griffo mit seinen Söhnen wurde hiezu von ihm bestimmt und nun alle Vorkehrungen getroffen, der Braut ein trautes Heim zu bereiten.

Der Falsche, der seinen Zorn und Aerger kaum mehr verbergen konnte, erbat sich von Pipin die Gunst, einige Zeit zu Weib und Kindern heimkehren zu dürfen, zu bestimmter Stunde werde er, seiner Pflicht zu genügen, wiederkehren. Gerne gewährte es ihm Pipin und grollend zog er nun seiner Heimath zu. Ueber bösem Thun brütete er, das er mit Hilfe seines Weibes glücklich zu vollführen gedachte.

Als er auf seinem Schlosse ankam, schloß er sich sogleich mit seinem Weibe ein.

„Alle unsere Pläne sind vernichtet," fing er zu berichten an, „das kühne Gebäude, das wir aufgebaut, ist zusammengefallen, ein fremdes Weib hat unsere Hoffnungen zerstört. Der König hat sich für eine Tochter gleichen Ranges entschieden."

„Das ist entsetzlich!" rief sein Weib aus, „ich habe mich schon neben dem Throne des mächtigsten Reiches geträumt und alle übrigen Frauen mir zu Füßen gesehen," jammerte sie. Wie ist das Alles so schnell gekommen?

Griffo erzählte nun von der Gesandtschaft, und daß gerade er noch dazu bestimmt sei, die Braut in Empfang zu nehmen und an das Hoflager des Königs zu führen.

„Aber sie soll nicht sein Weib werden und wenn ich die ganze Hölle in Bewegung setzen müßte!" schwur er.

„Wie willst Du das verhindern?" forschte sie neugierig.

„Höre mir zu, denn Deine Mitwirkung ist vonnöthen," berichtete er. „Ich werde, wenn sie mir übergeben, Mittel und Wege finden, daß ich aller lästigen Begleiter los werde und nur mehr unser Sohn und einige mir treu ergebene Knechte um uns sein werden. Unterdessen begleitest Du unsere älteste Tochter mit den kostbaren Gewändern, die ich Dir senden werde und jenen völlig gleich sind, die der König seiner Braut sendet. Ein verlässiger Bote wird Dir Nachricht geben, wohin Du unser Kind verbringen sollst, welches ich

ihm statt der Fremden zuführen werde. Diese aber muß sterben, damit wir vor Entdeckung sicher bleiben."

„Dein Plan ist vortrefflich ausgedacht," stimmte ihm das Weib bei, „und ich glaube auch, daß, wenn Du mit der nöthigen Vorsicht und Deiner bewährten Klugheit zu Werke gehst, er auch gelingen werde. Auf mich kannst Du Dich verlassen, ich werde Dir eine treue Helferin sein. An Heilswinden's Einstimmung wird es nicht fehlen, sie hat sich ja so schon lange mit dem Gedanken getragen, sich Pipin angetraut zu sehen. Die Zeit wird dann das Uebrige thun und sollte Pipin einst erfahren, was geschehen, so kannst Du immer noch dafür sorgen, daß sein Mund für ewig verstummt und die Krone ihren Kindern gesichert bleibt."

„Nur wenige Personen dürfen in das Geheimniß eingeweiht werden," ermahnte der Graf, „denn würde es verrathen, schreckliche Rache würde an uns Allen genommen werden."

Nachdem noch einmal Alles erwogen und bestimmt war, kehrte Griffo zu König Pipin zurück und wenige Tage darauf befand er sich in Begleitung seines Sohnes auf dem Wege nach dem Insellande, um die Braut in Empfang zu nehmen.

Mit allen Ehren und ungeheuchelter Freundschaft wurden sie von Bertha's Vater empfangen. Das Bildniß war nicht gefälscht, ja noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben, das mußte sich Griffo selbst gestehen. Der einzige Trost für ihn bestand darin, daß Bertha seiner Tochter sehr ähnlich war und deßhalb den Betrug leichter ermöglichte.

Feste wurden nun auf Feste gefeiert, an dem alles Volk theil nahm und laut wurde das Glück gepriesen, dem das schöne Mädchen entgegenzog.

„Ich will meine Tochter mit allen ihr gebührenden Ehren in ihre künftige Heimath geleiten," sprach der König zu Griffo, als die Zeit der Trennung herannahte. „Ich will Pipin selbst an mein Herz drücken und ihm Bertha übergeben. Ich scheue nicht die Mühe der Reise, obwohl mein hohes Alter mir Ruhe zur Pflicht macht."

Griffo erschrack bei diesen Worten, die auf das Neue seine Pläne zu vernichten drohten.

„Schone Dich," sprach er daher zu ihm, „und bleibe in Deinem Lande. Du magst sie bis an das Schiff geleiten und dann meiner Obhut überlassen. Ich schwöre es Dir, ich werde sie sicher und ungekränkt meinem Gebieter überbringen. Es ist auch sein Wille, daß sie bis an die Grenze des Landes seiner Feinde wegen unbekannt reise, und erst dort feierlich eingeholt werde."

„Wenn ihr zukünftiger Gemahl dieses so wünscht, soll es auch geschehen," erwiderte der König, „sein Wille sei geehrt."

Als nun die Stunde des Abschiedes wirklich gekommen, da erhob sich nicht nur in dem königlichen Schlosse, sondern auch in der ganzen Stadt großes Jammern und Weinen. Alle eilten herbei, um das liebliche Antlitz noch einmal zu sehen, der Scheidenden die Hand zu drücken und die herzlichsten Segenswünsche auf den Weg mitzugeben. Alle Fürsten des Landes waren zugegen, als der König die Tochter dem Abgesandten des Bräutigams übergab und sie dem Schutze des Allmächtigen empfahl. Dann begleiteten sie die Weinende bis auf das Schiff, wo die Szenen des Abschiedes sich erneuten. Der König blieb am Ufer stehen, bis der letzte Mast seinen Augen entschwand, dann kehrte er traurig in sein Schloß zurück.

So ging nun die Reise immer weiter in das Land hinein, aber nicht Metz zu, wie Bertha erwartet hatte, sondern an das Ufer des Lechs, wo Pipin in Augsburg Hof hielt. Immer weniger wurden der Begleiter, je näher sie zum Ziele kamen, und als sie das Land der Schwaben erreichten, war nur mehr Griffo mit einigen Dienern bei ihr. Seinen Sohn hatte er vorausgesandt, um die Schwester abzuholen, denn nicht länger durfte er nun zögern, sollte die Unthat nicht fehlschlagen.

Zwei Knechte hatte er bereits durch Geld und Versprechungen gewonnen, er selbst getraute sich nicht an das unschuldige Wesen Hand anzulegen. Mit einem furchtbaren Eide hatten sie ihm geloben müssen, gegen Jedermann zu schweigen.

Als sie nun wieder übernachtet hatten, befahl er den Knechten

ihr andere Kleider vor das Bett zu legen und die ihrigen in ein Bündel geschnürt ihm zu überbringen. Dann wies er ihnen die weitere Richtung an, die sie mit ihr ziehen sollten.

„Jenseits des Flusses beginnt ein dichter Wald, in diesen führet sie," befahl er ihnen. „Dort tödtet sie und zum Zeichen, daß Ihr meinen Befehl getreulich befolgtet, bringt mir ihr blutiges Kleid. Solltet Ihr Eurem Eide ungetreu werden, so erwartet Euch der Tod."

Dann sprengte er davon und erreichte nach wenigen Stunden die Stelle, wo sein Sohn und seine Tochter seiner harrten.

Wie erschrack Bertha, als sie sich mit den Knechten allein sah, es ahnte ihr nichts Gutes. Barsch befahlen ihr diese, zu folgen, sie würden sie weiter ihrem Ziele entgegenführen. Sie empfahl unter Thränen sich dem Schutze des Allmächtigen, der nicht wolle, daß sie ihr Leben fern von den Ihrigen verlieren werde. Ein kleines Hündchen folgte ihr und nur wenige Habseligkeiten, darunter ihre goldene Spindel, trug sie mit sich.

Als die Knechte eine Tagereise weiter mit ihr gezogen und die Wildniß immer schauerlicher geworden war, glaubten sie den Ort gefunden zu haben, wo sie die schreckliche That vollbringen konnten.

„Warum sollen wir noch länger in dieser Wildniß umherirren," sprach der Aeltere zu dem Jüngeren. „Kein Mensch ist uns den Tag über begegnet, wir haben also nicht zu fürchten, daß wir gesehen werden. Ich stoße ihr den Dolch in die Brust, dann ist es vorbei."

„Mir ist es recht, wenn die Sache ein Ende nimmt," versicherte der Andere, „desto schneller werden wir unsern Herrn erreichen und mit den Uebrigen an den Freuden des Hochzeitmahles theilnehmen können. So mache, daß Alles rasch vorübergeht, ich werde ihre Hände knebeln, daß sie sich nicht zu wehren vermag.

„Ach was, wozu dieses Alles?" meinte der Andere, „es ist kein Mann, dessen Kraft wir zu fürchten haben."

Dann wandten sie sich an das Mädchen, das ihre Worte wohl vernommen und zitternd und bebend, mit Leichenbläße bedeckt vor ihnen stand. Als der Aeltere auf sie mit dem Dolche in der Hand

zutrat, fiel sie auf die Knie und erhob bittend ihre Hände zum Himmel.

„Habt Erbarmen," rief sie mit flehendlicher Stimme aus, „schonet meines Lebens, und Gott und die heilige Jungfrau werden es Euch lohnen."

„Wir haben gerade keinen Gefallen, Dich zu tödten," erwiderte ihr der Aeltere, „aber ein Eid bindet uns, es zu thun und so können wir keine Schauung walten lassen."

„Um aller Heiligen willen laßt Euch rühren," flehte das von Todesangst gefolterte Mädchen wieder, „denkt meines armen Vaters, seht wie hilf- und schutzlos ich bin, o fühlt ein menschlich Rühren, und der liebe Gott wird es Euch vergelten."

Sie bat so flehend, so innig unter einem Thränenstrome, daß auch ein Herz von Stein sich erweichen mußte. Betroffen sahen die beiden Knechte sich an.

„Es ist wahr," meinte der Jüngere, „warum sollen wir unsere Hände mit unschuldigem Blute beflecken. War Griffo, unser Herr, zu feige dazu, wollen wir wenigstens besser sein wie er. Mich erbarmt das arme Wesen, das uns kein Leid gethan, lassen wir sie in diesem Walde zurück, sie mag sehen, wie es ihr weiter geht."

„Bedenke unsern Eid, den wir geschworen," mahnte der Andere, „und dann vergissest Du, welche Wahrzeichen wir überbringen müssen."

„Was Eid?" meinte aber dieser, „der ist für uns nicht bindend und was die Wahrzeichen betrifft, so ist leicht zu helfen. Das Hündchen, das uns begleitet, tödten wir und besprengen des Mädchens Oberkleid mit dem Blute desselben. Auch seine Zunge kann uns zum Beweise dienen, daß wir den Willen unseres Gebieters erfüllt. Laß sie am Leben, es könnte ihr Blut über uns kommen."

Ein dankbarer Blick aus den Augen Bertha's lohnte ihm für diese Worte.

„Meinetwegen," sagte nun der Aeltere, „wenn Du glaubst, es sei besser so, so wollen wir ihr das Leben lassen. Doch muß sie uns schwören, daß sie keinen Verrath später an uns übe und nie mehr in ihre Heimath zurückkehre."

Bertha gelobte dieses und übergab den Knechten unter heißen Dankesthränen ihr Kleid. Der Jüngere hatte das Hündchen eingefangen und diesem den Hals durchschnitten. Als sie mit Allem fertig waren, wandte sich der Aeltere wieder zu Bertha: „Ich mahne Dich an Dein gegebenes Wort und hoffe, daß Du unserer Schonung gegen Dich eingedenk sein werdest. Gehe immer gerade aus, dann wirst Du an einen großen See und dort zu Menschen gelangen. Gott sei mit Dir!"

Sie gingen den Weg zurück, den sie gekommen und bald waren sie den Blicken Bertha's entschwunden. Da stand sie nun allein, in einem fremden Lande mitten in einer dichten Wildniß, ohne Nahrung und Trank. Allein Gott, der so wunderbar sie aus Mörderhänden befreit, werde auch ihr fernerer Beschützer sein, dachte sie sich. Sie kniete in das weiche Moos nieder und betete lange und inbrünstig. Gestärkt erhob sie sich und ging nun in der von den Knechten angedeuteten Richtung weiter. Als die Nacht hereinbrach, legte sie sich unter einen Baum und schlief ermüdet ein. So wanderte sie noch drei Tage weiter, ihren Hunger mit den Beeren des Waldes, ihren Durst an den Quellen stillend, deren klares Wasser sie mit der hohlen Hand schöpfte.

Endlich gewahrte sie emporsteigenden Rauch zwischen den Bäumen des Waldes. Sie ging darauf zu, blieb aber erschrocken stehen, als sie einen Mann gewahrte, dessen Gesichtszüge vor Schwärze nicht zu erkennen waren. Auch dieser blickte das Mädchen verwundert an, eine solche Erscheinung war in dieser Gegend etwas Ungewohntes. Die zerrissenen Kleider zeigten ihm, daß sie eine lange Wanderung hinter sich hatte. Bertha zögerte immer noch, näher zu treten, sie hatte einstmals von wilden Männern gehört, die ihr Unwesen in solchen Wäldern trieben und von denen nichts Gutes zu erwarten war. Neue Angst ergriff sie und schon wollte sie fliehen, als die Stimme des Köhlers an ihr Ohr schlug.

„Fürchte Dich nicht, ich bin ein Mensch wie Du und thue Dir nichts zu Leide", rief er ihr zu.

Diese Worte gaben ihr neuen Muth und langsam schritt sie auf ihn zu. „Du scheinst noch keinen Köhler gesehen zu haben,

sprach er dann wieder und zeigte dabei auf den nahen Kohlenhaufen „das kommt von dieser Arbeit, mein Kind, und spült das Wasser wieder weg. Doch woher kommst Du und was willst Du in dem einsamen Walde?"

„Ich komme aus fernen Landen," erwiderte sie ihm nun. „Meine Begleiter haben mich treulos verlassen und so irre ich schon tagelang umher. Frage mich nicht weiter, ich würde Dir mehr nicht sagen können. Willst Du aber mein Beschützer sein, so bleibe ich gerne bei Dir."

„Das verspreche ich Dir von Herzen," versicherte er. „Niemand wird Dich bei mir suchen, wenn aber doch, so käme er nicht gut fort, ich weiß meine Hacke wohl zu gebrauchen. Doch Du wirst Hunger haben, komm herein in meine Hütte, ein Stückchen Fleisch und Brod ist noch vorhanden, doch mußt Du Dich schon an das Wasser gewöhnen, ich habe, so lange ich lebe, noch nie etwas Anderes getrunken."

Wie dankte sie Gott, der sie zu einem so mitleidigen Manne geführt und ihr wieder ein Obdach gewährt hatte. Bald hatte sie sich angewöhnt und der Köhler hielt auch sein Wort, fragte sie nie mehr, woher sie käme, und beschützte sie getreulich.

Unterdessen war Griffo mit seiner Tochter an dem königlichen Hoflager angekommen wo sie in der feierlichsten Weise empfangen wurden. Pipin war von der Schönheit seiner Braut hingerissen und befahl, daß noch am nemlichen Tage die Trauung vollzogen werde. Er wußte nicht, daß er ein unterschobenes Weib sein eigen nannte. Nachdem die Freudenfeste vorüber, entließ er Griffo mit reichen Geschenken für seine Mühe und Treue, denn für lange war ihm keine Ruhe gegönnt, die unruhigen Sachsen erforderten schon wieder seine Anwesenheit im Norden des Reiches. Wenige Tage vorher waren die beiden Knechte bei Griffo angelangt, hatten ihm das blutige Oberkleid Bertha's und die Zunge des Hündleins als Beweis der vollbrachten Schandthat übergeben und ihren Lohn empfangen. Alle Umstände der Ermordung mußten sie ihm genau erzählen und sie berichteten so wahrscheinlich und übereinstimmend, daß in Griffo kein

Zweifel entstehen konnte. Nun jubelte er und wiegte sich in sorgenloser Sicherheit.

So verging der Sommer und Herbst, die ersten Anzeichen des Winters nahten.

„Nun ist unseres Bleibens nicht mehr länger in diesem Walde," sprach eines Morgens der Köhler zu Bertha. „Die Arbeit hat aufgehört und ich muß wieder zu den Meinen zurückkehren."

Bertha erschrack, sie hatte den Wald lieb gewonnen und wenn auch manche bittere Stunde über sie kam und manche Thräne in Erinnerung an ihren Vater und die glücklich verflossene Kindheit über ihre Wangen rollte, sie war doch zufrieden gewesen und hatte sich in ihr Schicksal gefügt.

„Ich werde doch mit Dir ziehen?" fragte sie.

Der Köhler fuhr verlegen in seine Haare. Wenn er mit dem Mädchen zu seinem Weibe zurückkehren und dieser erzählen mußte, daß er sie den ganzen Sommer unter seinem Dache beherbergte, so durfte er auf keinen freundlichen Empfang rechnen.

„Nein," antwortete er, „aber ich werde Dich bei einem andern guten Manne unterbringen, wo es Dir besser ergehen und gefallen wird, wie bei mir. Sei ohne Kummer, ich habe Dir versprochen, für Deine Zukunft zu sorgen und werde mein Wort nicht brechen. Eine gute Tagereise von hier, liegt am Fuße eines Berges in einem einsamen Thale eine Mühle, dorthin werde ich Dich führen und Du wirst es mir einst danken."

Als nun die ersten Schneeflocken fielen, packte der Köhler seine wenigen Habseligkeiten zusammen, verschloß die Hütte und wanderte nun mit Bertha der Mühle zu.

Der Müller machte große Augen, als der Köhler mit dem Mädchen in seine Stube trat und das Verlangen an ihn stellte, sie für immer unter sein Dach aufzunehmen. Anfangs weigerte er sich, als ihm aber die näheren Umstände mitgetheilt wurden und ihn Bertha weinend bat, sie nicht zu verstoßen, da wurde er gerührt und hieß sie bleiben.

„Du wirst sie in Treuen ehren," sprach der Köhler beim Abschiede zu ihm, „sie ist nicht gewöhnlicher Leute Kind, das wirst Du

bald ersehen. Verschweige Jedermann, wo sie hergekommen und behandle sie wie Deine eigene Tochter. Ich weiß, daß Du sie gerne haben und nicht mehr verlieren willst."

„Es ist Gottes Wille," sprach nun Bertha zu ihm, „daß ich in Dein Haus komme, vielleicht gereicht es Dir einst zu Glück und Segen."

Nun nahm der Köhler herzlich von ihr Abschied, versprach auch ihrer nicht zu vergessen und wenn der Winter vorüber, vorbeizukommen, um zu sehen, wie es ihr ergehe. Bertha dankte ihm herzlich für alles Gute, das er ihr erwiesen und daß es sie freuen werde, wenn sie ihn gesund und zufrieden wieder erblicke, sie werde sich stets seiner in Liebe erinnern.

Der Müller richtete ihr nun ein Kämmerlein zurecht und ließ sie schalten und walten nach ihrem Sinne. Nie fragte er sie um ihr Geheimniß, er mochte ahnen, daß sie dann nicht länger mehr bei ihm verweilen würde. In der Kleidung wie sie dort die Landleute trugen, durchzog sie die ganze Gegend und wurde der Müller gefragt, woher auf einmal das Mädchen gekommen, so gab er zur Antwort, sie sei seiner Schwester Kind, und da diese gestorben, habe er sie in sein Haus genommen.

Langgestreckte Wälder dehnten sich nach allen Seiten aus, in denen das Wild noch ungestört hauste. Die Mühle[1]) selbst lag in einem engen Thale, das sich erst weiter gegen Norden erweiterte. Weit und breit fand sich keine menschliche Wohnung, nur aus dem Waldesgrün ragte auf einem Berge eine starke Burg[2]) hervor, die aber nur selten von den Fürsten des Landes auf kurze Zeit bewohnt wurde, wenn sie hieher zur Jagd kamen. Weiter abwärts befand sich ein großer See[3]) an welchem einige Fischerhütten zerstreut lagen im Hintergrunde von den Bergriesen überragt, welche in bläulichtem Dufte ihre Spitzen in den Wolken bargen. Bertha's Lieblingsplätzchen, war eine verfallene Zinne der Burg, von wo sie den herrlichsten Ausblick über den See und das ganze Gelände hatte.

1) Reismühle.
2) Karlsburg, deren Ruinen heute nicht mehr sichtbar sind.
3) Starnbergersee.

Hier saß sie oft stundenlang und träumte von vergangenen Zeiten, aber oft kam es auch über sie, als müßte sie einst doch noch freudenreichere Tage erleben.

Einst war der Müller nach Augsburg gezogen und Bertha hatte ihn veranlaßt, von dort Seide und Goldschnüre mitzubringen. Diese spann sie nun und machte daraus kunstvolle Stoffe, wie der Müller noch keine gesehn. Er trug sie wieder in die Stadt zurück und verkaufte sie dort theuer, vergaß auch nicht, Seide zu neuer Arbeit mitzubringen. Dadurch vermehrte sich des Müllers Reichthum und er erkannte nun, daß mit dem Mädchen wirklich der Segen in sein Haus gezogen sei. Bertha aber blieb bescheiden wie zuvor und verschmähte selbst die bessere Kost, die der Müller ihr angeboten.

So gingen Jahre dahin, in Bertha's Schicksal trat keine Aenderung ein. Pipin lebte mit Griffo's Tochter in Eintracht und Frieden, und fröhliche Kinder begrüßten den Vater, wenn er von der Jagd oder den blutigen Kämpfen heimkehrte. Griffo und sein Weib dachten gar nicht mehr daran, daß eine Entdeckung möglich wäre, denn die einzigen Zeugen, die beiden Knechte hatte der Grausame heimlicherweise aus der Welt geschafft.

Da erging an den König eine Einladung des Bischofes von Freising, der Einweihung einer Kirche beizuwohnen. Mit großem Gefolge brach dieser auf und zog hin. Auf dem Berge oberhalb der Stadt*) nahm er seinen Aufenthalt und da ihm die Gegend wohlgefiel, beschloß er längere Zeit zu verweilen. Die Jagd war sein besonderes Vergnügen und weit und breit streifte er umher, um den stolzen Hirsch und den Bär zu erlegen, die in den Wäldern reichlich zu finden waren.

So zog er wieder der Isar entlang, nur von einigen Dienern begleitet, und da er schon öfter von einem See gehört hatte, der zwischen dunklen Wäldern verborgen gelegen sei, so beschloß er diesen aufzusuchen. In seinem Eifer vergaß er aber der Seinigen und so sah er sich plötzlich in einer tiefen Waldschlucht, in der mächtige Bäume ihm den Weg versperrten. Er stieg vom Pferde, führte

*) Weihenstephan.

dieses an dem Zügel und suchte einen Ausweg aus der Wildniß zu gewinnen. Doch immer dichter und dunkler wurde es um ihn und schon machte er sich bereit, die Nacht hier zu verbringen, als er das ferne Klappern einer Mühle vernahm Er stieß in sein Horn, um seine Begleiter herbeizurufen, so oft er aber auch das Zeichen wiederholte, keine Antwort ließ sich hören. Vorsichtig stieg er den Abhang hinab und erreichte nun das kleine Flüßchen*), das die nahe Mühle treiben mußte. An ihm zog er aufwärts und bald gewahrte er das idyllische Gehöfte, dem er nun rasch zuschritt.

Der Müller stand unter der Thüre und betrachtete den Fremdling mit neugierigen Blicken.

„Du bist gewiß von der Landstraße abgekommen und hast Dich verirrt,“ rief er dem Nahenden zu. „Trete ein, eine gastliche Ruhestätte soll Dir zu Theil werden.“

„Es ist wie Du sagst,“ erwiderte ihm der König. „Ich bin ein fremder Kaufmann; als ich durch diesen Wald zog, übermannte mich die Jagdlust und ich verlor die Meinigen.“

„Zu rechter Zeit triffst Du ein,“ meinte nun der Müller, „soeben ist das Abendessen bereit und wenn Dich hungert, kannst Du Dich gleich an den Tisch setzen. Dein Pferd will ich unterdessen wohl versorgen.“

Als Pipin in die Stube trat, wo soeben Bertha die gefüllte Schüssel auf den Tisch stellte, blieb er bei dem Anblicke derselben bewundernd stehen. Ein solches Frauenbild hier zu finden, hatte er nicht vermuthet. Auch Bertha war betroffen und verließ die Stube schnellen Schrittes, nachdem sie den Gast freundlich begrüßt hatte.

„Du hast Da eine wunderbare Jungfrau in Deinem Hause,“ fragte Pipin den eintretenden Müller. „Sage mir ist dieses Deine Tochter?“

„Es ist so,“ sprach dieser, „vor vierundzwanzig Jahren wurde sie mir geboren.“

„Und Dein Weib?“ fragte der König weiter.

„Ist schon selig im Herrn entschlafen, als meine Tochter noch ein kleines Kind war,“ berichtete der Müller weiter.

*) Die Würm.

„So laß sie an unserm Mahle theilnehmen, sie soll neben meiner Rechten sitzen," verlangte nun der Fremde. „Sie wird uns fröhlich Kurzweil leisten. Ich sehe, daß es auch in der Wildniß Kleinode gibt."

„Du schmeichelst meiner Tochter zu viel," erwiderte der Müller verlegen, „sie ist noch unerfahren, denn selten betritt eines fremden Mannes Fuß diese Schwelle, und daher ist sie in ihrem Thun auch schüchtern."

„Ich werde ihre Jungfräulichkeit zu ehren wissen," war die Antwort, von einem strengen Blicke begleitet. „Ich weiß, was ich als Gast Deinem Hause schuldig bin."

Während dieses Gespräches hatte Bertha, um würdiger vor dem Gaste erscheinen zu können, bessere Kleider angezogen und den Ring an den Finger gesteckt, den ihr einst Pipin durch ihres Vaters Gesandten übergeben ließ.

„Setze Dich zu mir, holde Jungfrau," begann Pipin nun, als sie wieder die Stube betrat, „in solcher Gesellschaft und mit freundlichem Worte wird mir das Essen wohl gemunden."

Bertha ließ sich am Ende des Tisches bescheiden nieder und gab auf seine Fragen kurze Antwort.

Da mit einem Male übergoß sein Gesicht eine purpurne Röthe, sein Blick wandte sich von Bertha's Hand nicht mehr ab. Dann sprang er auf, erfaßte diese und zog ihr den funkelnden Ring vom Finger.

„Unglückselige", rief er leidenschaftlich erregt aus, „wenn Dir Dein Leben lieb, so sage mir die Wahrheit, wie bist Du zu diesem Ring gekommen?"

Bertha erbleichte, sie sah ein, daß ein Leugnen hier vergebens wäre.

„Einst sandte ihn mir mein Bräutigam als Zeichen seiner Treue," erwiderte sie ihm mit niedergeschlagenen Augen und einem tiefen Seufzer. „Mehr verlangt nicht zu wissen, und wühlt nicht den Schmerz auf das Neue in meinem Innern auf."

„Dein Bräutigam sagst Du," fragte der König hastig weiter. „Wann war dieses?"

„Vor sieben Jahren,“ erwiderte sie ihm nach einigem Nachdenken. Dann wollte sie ihre Hand zurückziehen, doch der Fremde hielt sie fest und betrachtete sie immer feuriger.“

„Nenne mir seinen Namen,“ verlangte er nun. „O, in mir steigt eine furchtbare Ahnung auf!“

„Pipin, König der Franken, war es,“ flüsterte sie kaum verständlich.

„So bist Du Bertha, Britaniens edle Königstochter,“ rief der König aus, und schloß sie in seine Arme. „Ruhe an meiner Brust, Du arme Dulderin, denn wisse, ich bin Pipin, der nun einsieht, daß man ihn furchtbar betrogen!“

Der Müller wußte bei diesen Worten nicht wie ihm geschah. Eine große Angst und Furcht befiel ihn und so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, verließ er die Stube und verkroch sich in seiner Mühle.

„Erzähle mir,“ forderte der König nun Bertha auf, „Deine Schicksale, auf daß ich das Gewebe der Bosheit gänzlich durchschaue und an den Urhebern schreckliche Rache nehme.“

Von dem Tage ihrer Abreise bis zu ihrer Ankunft in der Mühle berichtete sie nun, was geschehen und wie es ihr gegangen. Sie verschwieg auch nicht, daß ihr Herz treue Liebe für ihn empfunden, von jener Stunde an, als sie sein Bildniß erschaut und Tausende von Thränen um ihn geweint habe. Sie bat aber auch um Gnade für die Urheber ihres Leidens und rühmte all' die Liebe, die sie bei dem Köhler und in der Mühle gefunden.

Mit wechselnden Gefühlen hatte Pipin ihr zugehört und als sie geendet, sprach er: „Ich ehre Dein edles Gefühl, für die Schuldigen Gnade walten zu lassen. Allein ich bin König und mein Volk verlangt und meine Pflicht gebietet es mir, gerecht zu sein. Unerhörter Betrug ist an mir verübt worden, ich werde die Frevler zu finden wissen. Mit Tagesanbruch kehre ich nach Freising zurück und werde alle Anstalten treffen, Dich würdig dorthin geleiten zu lassen. Bis dahin verweile hier, Du glücklich Wiedergefundene!“

Auch Bertha jauchzte nun überglücklich auf, alle die langen

bangen Jahre waren vergessen, das Glück dieser einzigen Minute wog sie alle auf.

Lange und vieler Worte bedurfte es, bis der Müller aus seinem Versteck hervorkam, und als er nun erfuhr, wer der Fremde und Bertha waren, da schlug er die Hände verwundert über dem Kopf zusammen und wußte vor Demuth gar nicht mehr, wie er zu Bertha sprechen sollte.

Am andern Morgen fanden auch Pipins Diener die Mühle und nach einem freudigen, glückverkündenden Abschiede flog Pipin mehr als er ritt Freising zu. Sogleich sandte er einen Trupp seiner Krieger nach Griffo's Schloß, um diesen und sein Weib gefangen zu nehmen und vor ihn zu führen. Die ihm fälschlich Angetraute wollte er nie wieder sehen und mit sammt ihren Kindern mußte sie zur Stunde seinen Hof verlassen.

Dann zog er mit großer Pracht und allem seinem Gefolge in das einsame Waldthal zur Mühle und holte dort sein rechtmäßiges Weib ab. Als Griffo und seine Mitschuldige anlangten, ließ er, trotz der Bitten seiner Gemahlin, den ehemaligen Vertrauten hinrichten, das Weib aber für immer in ein Kloster sperren.

Nicht lange sollte er der wahren Liebe Glück an Bertha's Seite genießen. Ein neuer Aufstand der Sachsen war ausgebrochen und diese waren mordend und raubend in die Nachbarländer eingefallen. Sollte dort sein Ansehen nicht gänzlich schwinden, so mußte er sich selbst an die Spitze seines Heeres stellen. Bevor er aber von dannen zog, bat ihn Bertha, seine Rückkehr auf jenem Schlosse erwarten zu dürfen, wo sie so oft von jener besseren Zeit geträumt, die nun wirklich eingetroffen. Mit Freuden bewilligte ihr Pipin dieses und als dasselbe zu ihrem Aufenthalte wohnlich eingerichtet war, zog sie dahin. Des Köhlers und des Müllers wurde nicht vergessen, außer andern Geschenken, verlieh Pipin dem Erstern den Wald zu eigen, in dem seine Hütte gelegen, so hinab bis an den See und hinüber bis an den Lechfluß, den Letzteren befreite er für immer von allen Abgaben und fügte noch den Bannwald hinter der Mühle bei, soweit das Thal reichte und er von der Burg aus noch Osten und Norden sichtbar war.

Auf dieser Burg nun gebar Bertha ihren ersten Sohn, der Karl getauft und später der Große genannt wurde. Als Pipin siegreich zurückkehrte, legte die glückliche Mutter den lächelnden Knaben in seine Arme und der nun zweifach Glückliche herzte Weib und Kind. Dann zog er mit den Seinen heimwärts in das Frankenreich, wo Bertha als Landesmutter freudigst begrüßt wurde.

Zu gleicher Zeit genas auch Hiltrude, Herzog Odilo's Gemahlin eines Knäbleins, dem der Name Tassilo beigelegt wurde, dem aber das Glück nicht an seiner Wiege lächelte, wie Pipins Sohn.

10. Kapitel.

Des letzten Agilolfingers Leben und Ende.

Als Pipins Bruder Griffo nach Bayern floh, traf er Herzog Odilo nicht mehr am Leben, er kam gerade nach Regensburg, als sie dessen irdische Hülle in die Grube senkten. Seine Rachegedanken mußte er daher in sich verbergen, denn bei der Vormünderin ihres Sohnes, des kaum fünfjährigen Tassilo, der Herzogin Hiltrude, durfte er auf keine Hilfe hoffen. Mit dieser Vormundschaft waren aber die bayerischen Landstände nicht einverstanden und bei diesen fand nun der Schlaue besseres Gehör, nachdem sich noch der Schwabenherzog Lantfried und Suitgar, der Graf von Hirschberg, mit ihm verbunden hatten. Tassilo und seine Mutter mußten fliehen, Griffo wurde zum Herzoge ausgerufen und die wehrfähigen Bayern aufgeboten.

Hätten die Sachsen sich nicht zerstreut, so hätte Pipin zwischen zwei Heeren einen harten Stand gehabt. Allein so wurde er mit diesen bald fertig und konnte gegen Bayern ziehen. Die Bayern aber erschracken über diese unverhofft schnelle Ankunft und zogen sich mit Weib und Kind hinter den Inn zurück, einestheils um ihr Kriegsheer zu verstärken, anderntheils weil der Winter nahe war und sie glaubten, die Franken würden nun den Rückzug antreten.

Als aber Pipin doch Anstalten traf, eine Schiffbrücke über den Strom zu schlagen, hielten sie es für vernünftiger, in Unterhandlungen

einzutreten, als für einen Fremden Alles auf das Spiel zu setzen. Diese endeten damit, daß sie die drei Aufrührer an Pipin ausliefern mußten, welcher nun wieder Tassilo als Herzog einsetzte, die Regentschaft über das Land aber für sich behielt.

Dadurch kam Bayern zum ersten Male unter die unmittelbare Regierung eines Frankenkönigs, welcher selbst die innere Staatsverwaltung besorgte und über Land und Leute wie ein Regent schaltete. Was aus Suitgar geworden, ist unbekannt, Lantfried starb nach zwei Jahren in fränkischer Gefangenschaft. Griffo aber gab doch keine Ruhe, schloß sich an den Herzog von Aquitanien an, mußte aber nach Italien flüchten und kam dort um's Leben.

Vierzehn Jahre nun war Pipin Regent Bayerns. In seinem Namen wurde die Gerechtigkeit ausgeübt, auf sein Wort zogen die Bayern nach Frankreich und Italien wider die Aquitanier und Longobarden. Ueber Tassilo's Namen stand bei allen Erlassen der Pipin's und wurden von jedem die Regierungsjahre beigesetzt, nur mit des Königs und seiner Mutter Einwilligung konnte Tassilo handeln. Hatte Pipin diese Macht als Eroberer des Landes, oder als Vormund des jungen Fürsten ausgeübt, gebührte ihm, da sonst kein agilolfingischer Nachkomme mehr vorhanden war, dem nächsten Agnaten von Rechts wegen die Vormundschaft? Er hatte ihm wohl das Erbe seines Vaters verschafft und war auch bemüht, ihm dasselbe zu erhalten, doch war immer die Absicht dabei vorhanden, das Volk und die Großen des Landes durch die Bande der Lehensherrlichkeit an den fränkischen Staat zu knüpfen. Das war neu und den Bayern ungewohnt. Die Jugend Tassilo's und der für Pipin so glücklich abgelaufene Wechsel der herrschenden Dynastie im großen Frankenreiche gaben ihm den Muth zu einer Unternehmung, welche seit zweihundert Jahren selbst die Glücklichsten der Merovinger wohl versucht, aber nie durchzusetzen vermocht hatten. Die Longobarden standen immer im Wege, wohl einsehend, daß, wenn Bayern seine Selbstständigkeit verloren und in eine fränkische Provinz verwandelt würde, auch ihre Herrschaft nicht mehr lange dauern werde.

Pipin trug sich schon lange mit dem Gedanken, ein fränkisches Weltreich herzustellen. Es stand ihm nur Eines im Wege, der Ge=

danke, daß, so lange ein Merovinger am Leben sei, doch alle seine Macht und Herrschaft als unrechtmäßige Gewalt von den Völkern angesehen würde und am Ende dennoch wieder zusammenstürzen könnte. Er sann lange darüber nach, wie er sich aus dieser Verlegenheit befreien könne, da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Papst Zacharias war wieder von den Longobarden hart bedrängt und suchte um seine Vermittlung nach. Er sandte nun bei dieser Gelegenheit den Bischof Burkhardt von Würzburg und den Abt von St. Denis Fulrad nach Rom und ließ anfragen: „Wem nach göttlichem Rechte die Krone gebühre, demjenigen, welcher in Trägheit und Weichlichkeit vergraben als unnützes Gewicht auf dem Haupt sie trage, oder dem, welcher entblößt von deren Schmuck alle damit verbundenen Lasten übernehme?“

Der Papst entschied sich für den Letzteren und nun eilten die beiden Abgesandten mit diesem Urtheilsspruche zu Pipin nach Frankreich, der nun nicht säumte, zu einem Reichstage nach Soissons die Edeln der Nation einzuladen und auch Childerich, der letzte Sprosse der Merovinger mußte dort erscheinen. Dort wird diesem das Urtheil des Papstes bekannt gegeben, ihm bedeutet daß er mit Unrecht den Namen eines Königs führe und nun wurde er durch einstimmigen Beschluß der Versammelten abgesetzt, ihm das lange Haupthaar abgeschnitten und er in ein Kloster verbannt. An seine Stelle ward feierlich Pipin erhoben und ihm der Eid der Treue geleistet. Würden die Fürsten darüber nachgedacht haben, so hätten sie erkennen müssen, daß auch ihnen ein derartiges Schicksal bevorstand.

Bald darauf kam Papst Stephan, des Zacharias Nachfolger, selbst nach Frankreich. Die Longobarden hatten der griechischen Herrschaft in Italien ein Ende gemacht und von dem Papste Unterwerfung gefordert. Diese verweigerte er und floh über die Alpen zu Pipin. Dort angekommen, salbte er diesen und seine Söhne und bekräftigte durch sein apostolisches Ansehen die neue Gewalt in dessen Hause und fügte zu der Würde eines Königs der Franken noch jene des römischen Patriziates hinzu, das heißt des obersten Schutzherrnrechtes der römischen Kirche, welches bisher die griechischen Kaiser inne hatten und vor Kurzem die Longobarden verlangt hatten. Dafür

belohnte Pipin auch den Papst königlich Denn ihm zu lieb zog nun Pipin über die Alpen, besiegte in zwei Feldzügen die Longobarden, nahm ihnen das Exarchat ab und schenkte es den Römern. Damit hatte er den Grundstein der weltlichen Herrschaft des Papstes gelegt.

Die Bayern mußten an diesem Kriege gegen ihre ehemaligen Freunde und Bundesgenossen Theil nehmen. Als nun auch Tassilo's Mutter Hiltrude starb, nahm Pipin seinen zwölfjährigen Neffen zu sich und stellte ihn einer Versammlung der fränkischen Großen vor. Tassilo wohnte der Belagerung von Pavia bei und mußte mit ansehen, wie Aistulph, der Longobardenkönig, den dritten Theil seines Schatzes an die Franken ausliefern, ihnen den Eid der Treue schwören und für ewige Zeiten einen Tribut geloben mußte. In solcher Behandlung eines von den Franken bisher ganz unabhängigen Volkes konnten die Bayern auch ihr künftiges Schicksal erblicken. Sie machten auch über diese unwürdige Behandlung entrüstet, kein Hehl aus ihren Gesinnungen und äußerten offen ihren Unwillen. Tassilo kam deßhalb in Zerwürfnisse mit seinem Onkel, doch waren dieselben nicht von langer Dauer und sie versöhnten sich wieder.

Um sich nun aber der Treue des Bayernvolkes für immer zu versichern, wurden der Herzog und seine Edeln zu einer Maiversammlung nach Compiegne eingeladen. Im Angesichte aller Franken erklärte hier Pipin den vierzehnjährigen Tassilo für mündig und übergab ihm das Erbe seines Vaters, forderte aber zu gleicher Zeit von ihm und den anwesenden Bayern den Vasalleneid. Ueber den Gebeinen des Dionysius und anderer Heiligen mußten sie alle schwören: „daß sie für die Zeit ihres Lebens dem König Pipin und seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann treu und mit ganzer Seele, so wie es einem rechtschaffenen Vasallen gezieme, denselben ergeben sein wollten.“

Mit allem möglichen Gepränge wurde dieser Schwur abgenommen, den noch nie ein bayerischer Regent einem Frankenkönig geleistet. Pipin beging damit eine große Ungerechtigkeit an seinem Neffen, weil er ihn zu einer Handlung zwang, deren Folgen er

nicht bemessen konnte. Die ganze bayerische Staatsverfassung wurde durch dieses Vorgehen von Grund aus umgestürzt und Bayern in ein fränkisches Lehen verwandelt. Die Stände des Reiches mußten auf fränkischen Reichstagen erscheinen, über die Verwaltung Rechenschaft ablegen und gegen Recht und Sitte an den Heereszügen der Franken Antheil nehmen.

Der Jüngling empfand nach und nach, daß die goldnen Ketten drückten, und als Pipin wieder gegen die Aquitaner zog, verließ er plötzlich das fränkische Lager, ein Unwohlsein vorschützend, in Wahrheit aber auf den Rath seiner Bayern, die ihn darauf hinwiesen, daß er nur seinen eigenen Untergang herbeiführe. Der Herzog schwur, nie wieder das Angesicht seines Oheims zu schauen und sich und sein Volk von den Franken frei zu machen.

Sogleich nach seiner Zurückkunft in das Land berief er die weltlichen und geistlichen Stände nach Aschheim.

Als sie alle um ihn versammelt waren, trat er in ihre Mitte, den Helm auf dem Haupte, das Schlachtschwert an seiner Seite, in der Hand einen Stab haltend, dessen Spitze einen Mann zeigte, das Zeichen seiner herzoglichen Gewalt. Schön war der Jüngling anzuschauen, tiefes Feuer strahlte aus seinen Augen und Entschlossenheit stand auf seiner Stirne geschrieben.

„Ich habe Euch, Ihr Edlen und Würdenträger meines Volkes, berufen," sprach er mit fester Stimme, „Euch zu sagen, daß ich nicht länger gewillt bin, das fränkische Joch zu ertragen und daß ich den Eid für nichtig erkläre, den man mir abgezwungen hat. Wie meine Ahnen und mein Vater, will ich wieder unumschränkter Herrscher über mein Land sein, und nehme von Niemand mehr Befehle an, nur Euch, meinem Gewissen und Gott allein bin ich Rechenschaft über mein Thun und Handeln schuldig. Seid Ihr dessen gewillt, so gelobt, mir auch in der Stunde der Gefahr treu zur Seite zu stehen!"

Aller Hände erhoben sich freudig und wie aus einem Munde erklang es: „In aller Treue stehen wir zu Dir."

Nur einer war darunter, der einen finstern Blick auf den Herzog warf und seine Hand nicht erhob, das war Poapo, welcher von

Pipin aufgefordert worden war, alle Handlungen des Herzogs ihm genau zu berichten und deßhalb wo möglich immer um seine Person zu sein. Niemand bemerkte dieses und bald darauf schlich er sich unbemerkt aus der Versammlung.

„So laßt uns nun," sprach dann Tassilo, „die Berathung beginnen; möge sie zum Heile des Landes gereichen."

Der Erzbischof von Salzburg verlas die entworfenen Satzungen welche nun reiflich geprüft wurden.

Es waren für jeden Bayer wichtige Satzungen, und besonders jene, welche bestimmten, daß die Bayern nur nach den Gesetzen des Landes gerichtet und keiner seines Eigenthums verlustig werden könne, dann daß der Herzog jeden Samstag selbst zu Gerichte sitzen werde, fanden die besondere Zustimmung.

Poabo hatte über alle diese Vorkomnisse getreulich an den König berichtet, welcher sich nun rüstete, Bayern mit Krieg zu überziehen. Doch der nahe Winter ließ dieses nicht rathsam erscheinen und so kam die Angelegenheit nur auf einem Reichstage zu Worms zur Sprache. Tassilo wurde aber benachrichtigt, daß er den Zorn seines Onkels mächtig gereizt und nichts Gutes zu erwarten habe. Um nun den Sturm vor seinem Ausbruche zu besänftigen, wendete er sich an die Longobarden, über welche seit Aistulphs Tod Desiderius herrschte und es gelang, eine enge Verbindung zu Stande zu bringen. Auch Papst Paulus nahm sich thätig seiner an und schickte eigene Gesandte an Pipin, welche eine Aussöhnung mit dem Neffen bewirken sollten.

Da befreite mit einemmale der Tod Tassilo von seinem Oheime, dessen Söhne Karl und Karlmann ihm in der Regierung folgten, der eine im östlichen, der andere im westlichen Franken. Um die Verbindung der Bayern mit den Longobarden recht fest zu knüpfen und im Falle eines Krieges ihrer sicher zu sein, wählte Tassilo die Tochter des Longobarden Königs, Luitberga zu seiner Gemahlin, und wurde die Hochzeit mit großem Pompe gefeiert.

Karl, welcher Bayern als sein Lehenland betrachtete, erinnerte nun Tassilo an den geleisteten Eid und verlangte die Leistung des

Tributes. Tassilo gab keine Antwort, ging im Gegentheile zu seinem Schwiegervater nach Italien und berathschlagte sich mit diesem. Schon drohte wieder deßhalb ein Krieg auszubrechen, der aber wieder durch die Bemühungen von Karls Mutter Bertha und Sturm, des Abtes von Fulda, beseitigt. Dieser war zu Tassilo geeilt und seinen freundlichen Worten war es gelungen, zwischen den beiden Vettern und Jugendfreunden ein freundschaftliches Verhältniß wieder herzustellen. Bertha war zu Desiderius nach Italien gezogen und brachte Sybilla, eine longobardische Prinzessin, mit nach Frankreich, welche sie zur Gemahlin Karls bestimmt hatte. Die gute Frau meinte durch diese Verbindung die Einigkeit der Fürsten unter sich und den Frieden der Völker für immer zu befestigen.

Nach einiger Zeit verstieß Karl die ihm schon angetraute Gemahlin und setzte Hildegard, des Schwabenfürsten Tochter an ihre Stelle. Sybilla floh zu ihrem Vater, der aus Rache über diese Handlung die unzufriedenen Franken und die ebenfalls geflohene Gattin Karlmanns an seinem Hof aufnahm. Dieses reizte König Karls Zorn und hatte nun den Krieg zur Folge, in welchem Desiderius besiegt, und in ein Kloster verwiesen und dem Longobardenreiche ein Ende gemacht wurde.

Tassilo sah allem diesem ruhig zu, er eilte seinem Schwiegervater nicht zu Hilfe und ließ es geschehen, daß ein mächtiges Reich, an dem er eine feste Stütze hätte haben können, zu Grunde ging. Es war ein großer Fehler, der seinen Untergang beschleunigte.

Unterdessen regierte Tassilo als unumschränkter Herzog fort und kümmerte sich nichts um Karl und seine Befehle. Er hielt wieder einen Landtag in Dingolfing ab und wurde dort nur er allein als der Fürst des Landes anerkannt. Was er, seine Großen und das Volk beschlossen, war bindend für Alle und erhielt Gesetzeskraft. Wer sich unterfangen sollte, davon abzuweichen, wurde aus der Mitte der Versammlung ausgeschlossen. Dann nahm Tassilo, ohne den Frankenkönig zu fragen, seinen Sohn Theodo zum Mitregenten an.

Während dem hatte Karl zwei schwere Kriege gegen die Sachsen

beendet und einen Aufruhr der Longobarden gedämpft. Dann besiegte er die Sarazenen in Spanien, woran auch Bayern Antheil nahmen und nun gebot Karl über alle Länder vom Ebro bis zur Elbe. Nur Bayern war ihm nicht unterthan. Für seine Eroberungszüge war ihm dieses ein großes Hemmniß und hinderte ihn überall in seinen weitgehenden Plänen. Es blieb ihm aber nichts verborgen, was in Bayern vorging, denn seine Kundschafter hatte er überall und zu diesen gehörte Poabo, welcher den Haß, den er gegen den Vater gehegt, nun auf den Sohn übertragen hatte.

Ohne Einvernehmen mit dem Papste Hadrian, der Stephan gefolgt, wollte Karl doch nichts unternehmen und als er nun nach Rom kam, um dort das Osterfest zu feiern, besprach er sich mit dem Papste über diese Angelegenheit. Dieser fürchtete den Bayernherzog noch immer wegen seiner Verbindung mit den Longobarden, erbot sich aber doch zum Vermittler und so kamen sie überein, Gesandte an den Herzog zu senden, und demselben die Eidschwüre in das Gedächtniß zurückzurufen, die er einst dem Könige Pipin und seinen Söhnen geleistet.

Mit großem Gefolge erschienen diese nun in Bayern. Es waren die Bischöfe Formosus und Damasus von Seite des Papstes und der Diakon Riailf und der Mundschenk Eberhard von Seite des Königs. Sie zogen nach Regensburg, allein Tassilo war schon mehrere Tage abwesend, in den dichten Wäldern am Würm- und Ammersee pflegte er der Freuden der Jagd.

Auf der Burg der Huosier war es stille geworden. Arnulfs Vater und Mutter waren im Tode rasch nach einander sich gefolgt und Claudia hatte tief ergriffen von diesen Ereignissen, den Schleier genommen und so der Welt für immer entsagt. Zwar hatte sich der Bruder alle mögliche Mühe gegeben, sie von diesem Entschlusse abzuhalten: es war vergebens, an der Pforte des Klosters am Kochelsee nahm sie Abschied von ihm für dieses Leben.

Nun stand Arnulf allein, und langer Zeit bedurfte es, bis die Wunden heilten, die ihm das Schicksal geschlagen. Allein seine Thatkraft konnte nicht lange ruhen und so verließ er die vereinsamte Burg und zog an den Hof Tassilo's, um dort längere Zeit zu ver-

weilen. Mit Freude wurde er aufgenommen und bald hatte sich zwischen ihm und dem Herzoge ein inniges Freundschaftsverhältniß gebildet, so daß Keiner ohne den Andern mehr sein konnte und Arnulf den Herzog überall hin begleiten mußte.

So waren sie wieder auf die Jagd gezogen und obwohl sie nur wenige Tage auszubleiben gewillt waren, kamen sie in ihrem Eifer immer tiefer in das Land und hatten fast Regensburg vergessen. Nur von wenigen Dienern waren sie begleitet und trugen deßhalb auch wenig Sorge ihres Unterkommens; gar oft brachten sie die Nacht in Mitte der Wälder zu, um ein loderndes Feuer gelagert, oder sie schliefen auf einer Holzbank in der Stube eines einsamen Bauerngehöftes. Die hügelige Gegend, reich an Wild, zwischen dem Würm- und Ammersee gefiel Tassilo besonders und er wurde nicht müde, durch Wald und Sümpfe zu dringen, um den flüchtigen Hirsch und den gewaltigen Eber zu erlegen.

Es war um die Mittagsstunde, als sie am Fuße eines in das Flachland hinausragenden Berges*) ankamen und in einer kleinen Lichtung sich niederließen, um ihr kärgliches Mahl zu genießen und einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Kaum aber hatten sie den Imbiß eingenommen, als plötzlich ein Hirsch vor ihnen stand, wie sie noch keinen gesehen, und der sie einige Sekunden unverwandt mit seinen klugen Augen betrachtete, als könnten sie ihm nichts zu Leide thun.

„Rasch sprang Tassilo auf, griff nach seinem Speere und rief seinen Begleitern zu: „Auf, der soll uns nicht entgehen!"

Das Thier aber war mit einem Satze in dem Walde verschwunden, der Herzog und die Seinen folgten mit unermüdlichem Eifer. Es schien aber, als ob das Thier nur sein Spiel mit ihnen treiben wollte, denn bald da, bald dort war es sichtbar und wenn sie glaubten, es erreicht zu haben und nur den Speer nach ihm senden zu dürfen, so war es schon wieder ihren Blicken entschwunden. Dieses reizte die sieggewohnten Jäger nur noch mehr, sie verfolgten die Spuren unablässig weiter und die Diener hatten Mühe ihren Herren zu folgen.

*) Hohenpeißenberg.

„Das ist ein seltenes Treiben," rief der Herzog Arnulf zu, „aber bei meiner Ehre sei es geschworen, ich lasse nicht eher ab, als bis das Thier verendend zu meinen Füßen liegt."

„Ich folge Dir," erwiderte Arnulf, „und wenn es auch Tage dauern sollte, bis wir ihm nahe kommen und sein Blut zur Erde rinnt."

Es waren Stunden in der Verfolgung vergangen, man hatte durch Dick und Dünn seinen Weg genommen und nur mehr aus weiter Ferne war der Höhenzug des Berges zu erkennen, von dessen Fuße sie aufgebrochen. Der Hirsch war längere Zeit ihren Blicken entschwunden und schon wollte verdrießlich Tassilo von weiterer Verfolgung abstehen, als sie ihn wieder in einer Waldwiese gewahrten. Doch welche Erscheinung! Statt wieder vor ihnen zu fliehen, blieb er stehen und scharrte dann mit seinen Füßen den Boden, die aufgewühlte Erde weit von sich schleudernd. Verwundert blieben die Jäger am Saume des Waldes und sahen ruhig zu. Es schien ihre Jagdlust völlig verschwunden zu sein, denn Keiner sendete die todbringende Waffe ihm zu. Mehrere Minuten vergingen, dann verließ der Hirsch ruhig die Stelle.

„Wie soll ich mir das deuten?" sprach Tassilo zu seinem Begleiter, „solches habe ich noch nie erlebt!"

„Laß uns hingehen und sehen," antwortete Arnulf, „ich glaube, daß uns das Thier auf eine Fährte bringen wollte, die uns ein Geheimniß entdeckt."

„Vielleicht ist hier ein Verbrechen begangen worden," meinte der Herzog, „das Sühne erheischt und Gott gab uns durch dieses einen Fingerzeig. Gar wunderbar sind oft seine Wege."

Während dieses Gespräches waren auch die Diener herbeigekommen und nun gingen sie langsam zu der bloßgelegten Stelle. Tassilo hatte aber kaum seinen Blick darauf geworfen, so rief er erstaunt aus: „Ja Gottes Wege sind wunderbar, sehet, ein Kreuz liegt hier verborgen!"

Dem war auch so; ein Theil desselben war sichtbar, der andere war noch von der Erde bedeckt. Rasch wurde nun diese entfernt und das Kreuz es erhoben. Solch ein wunderbares Gebilde hatte noch Niemand gesehen.

Der Körper des Gekreuzigten war mit einer Haut überzogen und gar kunstvoll bemalt, das Antlitz zeigte wunderbaren Frieden.

„Wie kam dieses Kreuz hieher?" fragte Tassilo verwundert. Doch Niemand konnte diese Frage beantworten.

„Der Himmel hat sich an Dich gewendet," erwiderte ihm Arnulf, „es ist ein wunderbares Zeichen, daß an dieser Stelle dem Allmächtigen heilige Opfer gebracht werden sollen."

„So erhebe sich hier ein Kloster*) zum Zeichen dieses heiligen Kreuzes!" sprach der Herzog feierlich, „und stets möge es zur Verehrung und Erbauung meines Volkes dienen. Ich will es reich beschenken und soll es noch nach Hunderten von Jahren segensreich wirken und an diesen Tag erinnern, der das Zeichen des Heils aus seiner Ruhestätte erhob."

Die Diener trugen das Christusbild abwechselnd auf ihren Schultern nach dem alten Schlosse Pähl, wo sie es zur Aufbewahrung übergaben, bis des Herzogs Wille erfüllt sei. Tassilo war die Freude an der Jagd verschwunden, nachdenkend trat er den Rückweg an. Als er nur mehr eine Tagereise von Regensburg entfernt war, begegneten ihm Boten seiner Gemahlin, welche den Auftrag hatten, ihn aufzusuchen und ihm mitzutheilen, daß Gesandte des Königs und Papstes seiner harrten.

Bei dieser Nachricht runzelte sich seine Stirne und finster blickend wandte er sich an Arnulf. „Gutes haben diese nicht gebracht," sprach er zu ihm. „Mir ahnt, daß sie wieder an meinen Rechten rütteln werden."

„Du bist der rechtmäßige Herrscher in diesem Lande," antwortete ihm der Huosier. „Niemand hat Dir zu befehlen, und wer es wagen würde, Dir ein Haar zu krümmen, hätte es mit uns allen zu thun."

Seine Ahnung bestätigte sich auch, als er die Abgesandten am andern Tage empfing.

„Der heilige Vater und der König der Franken," begann Formosus seine Anrede, an den Herzog, der umgeben von den Seinen auf einem erhöhten Platze in dem Saale saß, senden uns zu Dir,

*) Kloster Polling bei Weilheim.

um Dir Deine Pflichten in das Gedächtniß zurückzurufen, die Du einst eingegangen, nun aber vergessen zu haben scheinst. Statt daß Du ein treuer Vasall des Königs bist und seinen Befehlen unbedingten Gehorsam leistest, verachtest Du diese und handelst nur nach Deinem eigenen Willen. Du hast Dich mit seinen Feinden verbunden und ihnen Unterstützung geleistet, Deinen Sohn eigenmächtig zum Mitregenten angenommen, ohne den König davon in Kenntniß zu setzen und, wie diesem berichtet wurde, mit fernen Völkern unterhandelt, um Dir Hilfe zu leisten. Es ist die höchste Zeit, daß Du zur Einsicht gelangst und Dich der Worte erinnerst, die Du einst auf die Reliquien gesprochen. König Karl ist edelmüthig genug, Dir zu verzeihen, wenn Dein Sinn sich ändert. Der heilige Vater aber läßt Dir wissen, daß, wenn der König genöthigt wäre, die Waffen zu ergreifen, so trägst Du die Schuld, wenn Bayern verwüstet, die Wohnungen Deiner Unterthanen verbrannt werden. Alles Unheil, so da komme, falle auf Dich zurück. Er wird dann selbst den König auffordern, von seinem Rechte Gebrauch zu machen."

Des Herzos Züge zeigten Entrüstung und Zorn über diese Rede und unwillkürlich griff er an sein Schwert, als wollte er jetzt schon auf dieses verweisen. Doch beherrschte er sich wieder und entgegnete ruhig: „Ich stütze mich auf mein Recht und die Gesetze meines Landes. Nicht anders handle ich, wie meine Vorfahren gethan, nur meine Jugend ist Schuld, diesen Eid geleistet zu haben, der vor dem Richterstuhle des Ewigen nicht bindend sein kann."

„So willst Du Dich also offen gegen den König auflehnen," rief ihm Eberhard zu. „Wozu noch weitere Worte, sie sind vergebens, wie Ihr gehört."

„War nicht schon Dein Vater Odilo von dem Frankenkönig abhängig," rief ihm Damasus zu, „wie kannst Du da noch auf Dein Recht pochen?"

„Mein Vater mußte der Gewalt des Stärkeren weichen," erwiderte erzürnt Tassilo, „wer wagt sein Andenken zu beschimpfen? Ob er eine Krone, oder ein geistliches Gewand trägt, mein Schwert wird ihn zu finden wissen."

Formosus gebot Ruhe, ein Streit, das sah er ein, mußte die Gemüther nur noch mehr erbittern.

„König Karl entbietet Dich auf einen Reichstag nach Worms,“ fuhr der Bischof dann fort. „Dort magst Du Deine Rechte vertheidigen; uns geziemt es nicht, darüber zu entscheiden. Du wirst uns darüber Deinen Willen kund geben.“

„Wenn der König mir sicheres Geleite verspricht, so werde ich dort erscheinen,“ bestimmte der Herzog. „Ihm allein will ich Rede und Antwort geben.“

„Wir werden es ihm berichten und nicht lange wirst Du seiner Entscheidung harren müssen,“ versicherte Formosus.

Damit hatte die Audienz ein Ende und noch an demselben Tage verließen die Gesandten Regensburg.

Karl beeilte sich, seinem Vetter das Geleite zuzusichern und ihn noch einmal aufzufordern, vor ihm zu erscheinen.

„Was soll ich beginnen,“ sprach er zu Arnulf, nachdem er mehrere Tage sich eingeschlossen und über seine Lage nachgedacht hatte. „Ich sehe Gefahren, wohin ich mich wende. Soll ich jetzt als Mann bestätigen, was ich einst, fast noch ein Knabe, gelobt, und mich damit auf ewig binden?“

„Wie kannst Du dieses?“ erwiderte ihm Arnulf, „ich an Deiner Stelle würde lieber die Waffen entscheiden lassen. Dein Reich ist groß, und ein gewaltiges Heer kannst Du dem König gegenüberstellen. Sobald die Longobarden von Deinen Rüstungen hören, werden sie sich wie ein Mann erheben, das edelmüthige Volk hat die Schmach nicht vergessen, die seinem Könige angethan wurde. Die tapfern Sachsen sind des erzwungenen Friedens schon lange müde und ergreifen die günstige Gelegenheit mit Freuden, das verhaßte fränkische Joch abzuschütteln. Die Aquitanier frohlocken, wenn sie davon Kunde erhalten und stehen Dir getreulich zur Seite. Warum also zweifeln, wo alle Aussichten für Dich sind? Dann bedenke wohl, daß Du einem Manne huldigst, der dem Vater Deiner Gemahlin Krone und Freiheit raubte. Lieber in einem rühmlichen Kampfe untergehen, dann endest Du in Ehren!“

„Aber bedenke die Uebermacht des Frankenherrschers,“ warf

Tassilo ein, im Unglücksfalle ist mir das gleiche Loos sicher. Du kennst den König nicht, er schont die Bande des Blutes nicht, wenn es gilt, sein ehrgeiziges Ziel zu erreichen. Jetzt stehe ich aller Hilfe entblößt da und ich glaube an der Wahrheit Deiner Worte zweifeln zu müssen, daß jene Völker in der Lage sich befinden, mir Hilfe leisten zu können. Die Hand des Königs liegt schwer auf ihnen.“

„Wenn auch nicht,“ rief Arnulf überzeugt aus, „nicht einer Deiner Bayern bleibt zurück in diesem entscheidenden Kampfe, keinem unter ihn gelüstet es nach der Herrschaft der Franken.“

„Deß bin auch ich überzeugt,“ versicherte der Herzog, „aber ich fürchte, wenn das Glück nicht auf unserer Seite, daß mein Land dem Verderben Preis gegeben und sein Wohlstand für lange Zeit vernichtet ist. Du kennst der Franken Rache. Rauchende Wohnstätten, zertretene Felder bezeichnen ihren Weg. O, wie fühle ich mich unglücklich, warum mußte ich geboren werden!“

„Sprich mit Deiner Gemahlin,“ mahnte nun Arnulf, „vielleicht entdeckt ihre Klugheit einen Ausweg und dann folge ihr. Muß es dann sein, daß Du nach Worms gehst, so können wir immer uns weiter vorsehen, vielleicht bringt dann die Zeit ein Ereigniß, das unsern Wünschen entgegenkommt.“

Luitberga einsehend, daß die Zeit des Handelns noch nicht gekommen, bestimmte, dem Unvermeidlichen sich zu fügen und so zog Tassilo nach Worms, in Begleitung einer großen Anzahl edler Bayern und erneuerte dort die Eidschwüre in Karls Hände. Damit schien der herrschsüchtige Vetter zufrieden, als außerdem der Bayernherzog noch seinen Sohn und zwölf Geiseln übergab. Mit Groll im Herzen kehrte letzterer zurück, günstigere Zeit erwartend.

Karl aber, immer von Mißtrauen erfüllt, da ihm sein Gewissen wohl sagen mochte, wie ungerecht er an seinem Blutsverwandten handelte, und die weitere Vereinigung der Longobarden mit den Bayern fürchtend, suchte nnn diese dadurch zu verhindern, daß er die festen Plätze in seine Gewalt zu bekommen suchte, welche einst die Longobarden von Bayern abgerissen, die aber Tassilo bei seiner Vermählung mit Luitberga von König Desiderius wieder zurücker-

halten hatte. Tassilo weigerte sich aber dessen, und nun erhielt der fränkische Statthalter in Trient den Befehl von Karl, sich der Stadt Botzen mit Gewalt zu bemächtigen. Allein die Bayern schlugen die Franken zurück und der Statthalter mußte den Ueberfall mit seinem Leben büßen.

Karl konnte den Zuständen im Süden seiner Länder wenig Aufmerksamkeit schenken, denn, wie Arnulf richtig vorhergesehen, die Sachsen versuchten wirklich das Joch abzuschütteln und alle Stämme derselben von der dänischen Grenze bis zur thüringischen Saale hatten unter ihren Anführern Wittekind und Alboin die Waffen ergriffen. Hätte nun auch Tassilo den Muth gehabt, das Gleiche zu thun, König Karl wäre sicher unterlegen. Drei Jahre währte der Kampf mit diesen Völkern, blutig und grausam wurde er geführt. Erst im letzten Jahre drangen die Franken an die Elbe vor. Nun unterwarfen sich die sächsischen Heerführer, gelobten Gehorsam und die Annahme des Christenthums. Karl nahm sie und ihre Horden in die Reihen der fränkischen Heere auf und machte Sachsen zu einer Provinz seines Reiches.

Durch diese Erfolge immer kühner gemacht, faßte er nun den Entschluß, alles, was in Deutschland und Italien seinen Willen als Gesetz noch nicht anerkannte, mit Gewalt der Waffen zu unterjochen. Außer seinem sollte an Europa's Himmel kein anderes Gestirn mit eigenem Lichte glänzen. Es waren noch zwei Fürsten, welche ihm im Wege waren, Arrichis, der Herzog von Benevent, und Tassilo. Mit dem Ersten war er schnell fertig, den Zweiten hatte er immer noch zu fürchten.

Der Friede herrschte in all den von ihm unterjochten Ländern, der Herzog von Benevent dachte an nichts Arges. Da erschien ein Abgesandter Karls bei ihm und verlangte seine Unterwerfung und die Anerkennung des Frankenkönigs als Lehensherr. Arrichis war erstaunt über eine solche Zumuthung und wies die Forderungen ab. Dieses wollte auch Karl. Er ging nach Rom mit einem Frankenheere und fiel mit diesem nun in Unteritalien ein, nahm Benevent die Hauptstadt und schloß Arrichis in Salerno ein. Gegen die Uebermacht konnte dieser nicht weiter ankämpfen, er mußte sich unter-

werfen, Geiseln, darunter seinen Sohn stellen, und ehe wieder Ostern kam, war Alles vollendet.

Nun sollte auch der letzte selbstständige Fürst seiner Macht unterliegen. Tassilo sah voraus, was nun kommen werde und bereute tief, dem Rathschlage Arnulfs nicht gefolgt zu haben. Er sah sich um Bundesgenossen um und bewog die Avaren, ihm, wenn nothwendig, Hilfe zu leisten. Auch die griechische Kaiserin Irene in Konstantinopel versprach ihm Beistand, zu den Sachsen, Thüringern und Longobarden wurden Vertraute gesendet, sie zum Anschluß und Aufstand zu bewegen.

Um auch den Papst von der gerechten Sache zu überzeugen, schickte Tassilo zwei Gesandte, den Bischof Arno von Salzburg und den Abt Heinrich von Monser nach Rom, wo König Karl anwesend war. Der heilige Vater hielt nun auch allerdings dafür, man sollte den Vorstellungen des Herzogs willfahren und versuchte bei dem Könige zu vermitteln, daß zwischen beiden wieder Friede und Eintracht herrsche. Der König antwortete ihm, daß es auch sein Bestreben sei, den Frieden zu erhalten, allein er müsse zuerst die Grundlage und die Bedingungen wissen. Die beiden Gesandten aber erklärten nun, darüber keine Vollmachten zu besitzen sie seien nur beauftragt, die Antworten des Papstes und Königs ihrem Herrn zu überbringen.

Dieses befriedigte nun Karl nicht und erzürnt verließ er Rom. Sogleich ließ er eine Versammlung der Franken wieder nach Worms ausschreiben und berichtete dort, was die Gesandten des Herzogs in Rom gesprochen. Es wurde nun beschlossen, durch eigene Abgeordnete Tassilo an seine Vasallenpflicht zu erinnern und ihm den Befehl zu überbringen, der Herzog habe unverzüglich zu erscheinen.

Vorher aber hatte der König Poabo, der die meiste Zeit an seinem Hofe weilte, zu sich beschieden.

„Du hast Dich jederzeit als einen treuen und mir ergebenen Vasallen bewiesen," sprach er freundlich zu ihm. „Die Zeit ist gekommen, Dir Deine Dienste zu lohnen, wenn Du den letzten Auftrag, den ich Dir ertheile, glücklich vollbringst."

„Sprecht gnädigster König und Herr," erwiderte erfreut der Falsche, „und seid versichert, daß ich stets bereit bin, Euch zu dienen."

„Du hast mir einstmals berichtet," fuhr der König dann fort, „daß Tassilos Gemahlin mich aus tiefster Seele hasse und die Triebfeder des Widerstandes sei, den mir der Herzog entgegensetzt. Ich habe mich von der Wahrheit dessen überzeugt und möchte sie nun selbst als Werkzeug für meine letzte entscheidende That benützen. Eile, was Du vermagst, an ihren Hof und bestärke sie in dem Glauben, daß ich Tassilo gegenüber nichts Gutes im Sinne habe. Bewege, sie daß der Herzog meinem Befehle hier zu erscheinen, keine Folge leiste und reicher Lohn soll Dir werden. Doch eile, daß Du noch vor meinen Gesandten dort eintriffst."

„Nichts leichter als das," versicherte Poabo, „Ihr werdet mit mir zufrieden sein. Ich kenne dieses Weib und weiß, daß sie meinen Worten Glauben schenken wird."

Einige Stunden später war er nur von einigen Reisigen begleitet auf dem Wege nach Regensburg und gönnte sich weder Rast noch Ruhe, bis er die Donau erreicht hatte. Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er den Auftrag am Besten erfüllen könne und als er durch das Thor der Stadt einritt, war er mit sich im Reinen. Noch in seinen bestaubten Reisekleidern eilte er in die Gemächer der Herzogin und verlangte diese zu sprechen, da er ihr die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe.

Luitberga befahl, ihn sogleich zu ihr zu führen und als er eingetreten, ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder und erwartete ihre Ansprache.

„Erhebt Euch edler Graf," sprach sie wohlwollend und reichte ihm die Hand zum Gruße. „Ihr kommt ermüdet an und eilet doch zu mir, um mir Wichtiges zu verkünden, ich sehe darin ein Zeichen Eurer Treue und Anhänglichkeit an mich und meinen Gemahl. Seid mir daher von Herzen willkommen!"

„Wie danke ich Gott," antwortete nun Poabo, „daß meine Reise keine Hindernisse hemmten, um noch zu rechter Zeit hier erscheinen zu können, und Euch und Euern Gemahl vor einer großen Gefahr zu warnen."

Luitberga erschrack. „Vor einer Gefahr sagt Ihr," fragte sie rasch, „von welcher Seite soll diese uns drohen?"

„Ich komme von des Frankenkönigs Karl Hoflager in Worms," berichtete nun Poabo, „und Tag und Nacht stieg ich nicht von meinem Rosse, um noch vor den Abgesandten des Königs an Euern Gemahl hier anzukommen."

„Abgesandte des Königs? Was soll der Herzog?" fragte sie immer ängstlicher.

„Hört mich ruhig an, edle Frau," bat er, „und es wird Euch Alles klar werden. Meine Thatenlust trieb mich von meiner Burg, um an dem ausgebrochenen Kampfe, gegen die heidnischen Sachsen Theil zu nehmen und so Verdienst an dem frommen Werke zu nehmen, das sich König Karl gestellt hatte. In dem letzten Streite wurde ich schwer verwundet und nach Worms verbracht, um dort meine Heilung abzuwarten. Vor kurzer Zeit kam nun König Karl mit den Großen seines Reiches dorthin, um sich über die Angelegenheiten seiner Länder zu berathen. Da hörte ich nun, daß auch Euer Gemahl dorthin beschieden werden solle und Abgesandte bestimmt seien, ihm den königlichen Willen zu überbringen. Dieses erregte meine Neugierde und ich forschte nach dem Grunde. Da hörte ich nun, daß man ihn vieler ungerechter Handlungen beschuldige, daß er sich gegen den König auflehne und daß man ihn deßhalb zur Rechenschaft ziehen und bestrafen wolle. Obwohl meine Wunde noch nicht vollständig geheilt, warf ich mich sogleich auf mein Roß um noch vor den Gesandten anzulangen und Euch die Nachricht zu überbringen. Ich bitte und beschwöre Euch, wendet allen Euern Einfluß auf und verhindert, daß er dem Befehle Folge leiste, er würde nie mehr zu Euch zurückkehren."

Die Herzogin rang vor Schrecken die Hände. „Ist es möglich, daß der König an uns so zu handeln vermöchte, rief sie schmerzbewegt aus. Doch was zweifle ich daran? Schmachtet nicht mein Vater unschuldig in den Mauern eines Klosters, warum solle er nicht dem Herzoge das gleiche Schicksal bereiten? Wie soll ich Euch danken, edler Graf, all mein Reichthum wäre zu wenig für das, was Ihr uns gethan. Nehmt dieses als ein immerwährendes Zeichen meiner dankbaren Gesinnung und seid versichert, daß ich Eurer nie vergessen werde!"

Sie nahm eine kostbare Kette von ihrer Brust und schmückte Poabo damit.

„Nun aber kommt mit mir zu dem Herzoge," verlangte sie dann, um mit ihm das Weitere zu berathen und damit auch er Euch für Eure Treue danke."

Hätte die Herzogin den falschen Blick gewahrt, den Poabo auf sie richtete, als sie sich zum Gehen umwandte, sie müßte erkannt haben, daß kein Freund vor ihr stand, sondern ein Feind, der Beihilfe leistete, sie und ihr Haus zu vernichten. Auch der Herzog zweifelte anfangs an den Worten des Grafen, als er sich jedoch alle die Gewaltthaten Karls in das Gedächtniß zurückrief, die er begangen, stand auch in ihm der Entschluß fest, den Warnungen Gehör zu schenken und von Worms ferne zu bleiben. Seine Gemahlin bestärkte ihn in dem Entschlusse und so sah Poabo sein Werk gekrönt.

Mit herzlichen Dankbezeugungen entließ ihn Tassilo, als er den Wunsch äußerte, auf seine Burg heimkehren zu dürfen. Höhnisch lachend verließ er die Stadt, nur wenige Tage in der Heimath verweilend, dann eilte er wieder zu dem König zurück, um diesem die erwünschte Nachricht zu überbringen und reichen Lohn in Empfang zu nehmen.

Zwei Tage später trafen die Gesandten bei dem Herzoge ein, allein dieser erklärte ihnen kurz, er sei sich keines Fehls bewußt und für seine Handlungen nur Gott verantwortlich. Der König werde ihn in Worms nicht sehen.

Hierüber wurde Karl dem Anscheine nach sehr erbittert, im Innern aber jubelte er, damit war Thassilo's Urtheil gesprochen. Sogleich erließ er nun den Befehl, ein großes Heer zusammenzuziehen und gegen Bayern vorzurücken. Drei Abtheilungen desselben setzten sich in Bewegung, die eine unter dem Befehle Pipins, Karls Sohn, in Italien zwischen Botzen und Trient, die andere längs der Donau bei Pförring und die dritte auf dem Lechfelde bei Augsburg, bei welcher sich Karl selbst einfand. Es war ihm hinterbracht worden, die Hilfstruppen der Avaren wären schon in Bayern eingetroffen und Tassilo käme vollständig gerüstet gegen ihn gezogen. Als er aber längere Zeit an den Ufern des Lechs gewartet und kein

feindlicher Bayer erschien, schickte er zu dem Herzoge mit der Frage: „ob dieser noch länger gewillt sei, in seiner feindseligen Stellung zu beharren, oder den Franken gehorchen wolle?"

Tassilo zögerte und zauderte mit einer Antwort. Allein er sah sich von drei Heeren eingeschlossen, die Hilfe der Avaren kam nicht, was sollte er nun thun?

„Ich kenne keinen andern Ausweg mehr, als mich zu ergeben und zu unterwerfen," sprach er zu Arnulf und seiner Gemahlin, als die Zeit der Antwort zn Ende war. Ich will mich meinem Volke opfern, um dem Lande Gräuel und Unglück zu ersparen."

„Fliehe zu den Sachsen, sie werden Dich mit offenen Armen empfangen," mahnte Arnulf. „Bei dem Könige erwartet Dich nur Schmach und Erniedrigung."

„Die Avaren sind bereit, Dich zu schützen," versicherte Luitberga von Angst und Kummer gefoltert. „Karl kennt kein Erbarmen und wird Dich und uns alle vernichten. Denke an meinen Vater!"

„Soll ich wie ein Feigling das Land verlassen!" erwiderte er ihnen, „eher stoße ich mir das eigene Schwert in die Brust. Das Verhängniß erreicht den Stamm der Agilolfinger und mit mir wird mein Land untergehen. O, daß alles Unheil über mich hereinbrechen muß!"

„Richte Dich auf, mein Freund," bat Arnulf, „noch ist nicht Alles verloren. Ich will mich zu dem Könige begeben und sein Herz zur Milde zu bewegen suchen. Er wird und kann nicht entehrend an Dir handeln, nicht sein eigenes Blut schänden. Er muß Deine Würde achten, es könnte ja doch noch ein Mächtigerer entstehen, denn er, und an ihm dann vergolten werden, was er an Dir gesündigt."

„Gib keiner Hoffmung mehr Raum," wehrte aber der Herzog ab, „mein Loos ist von ihm bestimmt, er duldet auf dieser Erde keinen Zweiten neben sich. Ich sehe es nun klar, was ihn dazu treibt, seine Herrschsucht ist unersättlich, und sein Ehrgeiz nicht zu stillen. So sei es denn, ich gehe zu ihm und wenn ein Funken von Großmuth noch in seinem Innern sich findet, wird er diese an mir üben, um meines Weibes und meiner Kinder willen."

„Ich lasse nicht von Dir," rief unter Thränen die Herzogin aus, „ich gehe mit Dir und sollte es auch in den Tod sein."

„Freud und Leid hast Du mit mir getheilt," betheuerte Arnulf, „ich weiche nicht von Deiner Seite, wie auch mein Loos dann fallen möge!"

„Hab Dank, tausend Dank für deine treue Liebe, Du edles Weib," sprach er tief bewegt, „und Du, theurer Freund, für Deinen Edelmuth. Es ist ein Trost in dieser bangen Stunde, daß ich mich nicht ganz verlassen weiß, daß noch gute Herzen für mich schlagen und mein Geschick mir tragen helfen." Seinen Entschluß zu ändern vermochten weder die Bitten und alle Thränen seiner Gemahlin, noch die Vorstellungen des Freundes. Luitberga mußte ihm feierlich geloben, in Regensburg zu bleiben und den Kindern eine mütterliche Beschützerin zu sein. Nur wenn ihm dieser Trost verbliebe, könne er den schweren Gang leichter vollbringen. Er sandte dann einen Boten an den König, dem er seine nahe Ankunft melden ließ.

Schwer, unendlich schwer war der Abschied von Weib und Kindern, aber endlich war auch dieser bittere Kelch von ihm genommen. Nur von Arnulf und einigen Dienern begleitet, ritt er einem ungewissen Schicksale entgegen. Wenig wurde auf dem ganzen weiten Wege gesprochen, Thassilo gedachte der trüben Zukunft, denn das stand in ihm fest, daß er nie mehr in sein Land zurückkehren werde.

Es war Abend geworden, die Sonne neigte sich zum Untergange, als sie die Grenze, den Lechfluß erreichte. Ihnen gegenüber lag Augsburg ausgebreitet, dessen Dächer im Abendsonnenglanze strahlten.

Da wandte sich Tassilo nach der Richtung, woher sie gezogen kamen, und breitete seine Arme aus. „Leb wohl Du Land meiner Väter!" sprach er mit tiefbewegter Stimme, „ich werde Dich nicht mehr sehen. Ich habe Dich heiß geliebt, Dein Wohl und Dein Glück lag mir stets am Herzen, Dir opfere ich mein höchstes Gut, das ich besitze, meine Freiheit; mögest Du ferner blühen und stets ein weiser Regent über Dich herrschen. Lebe wohl Du treues, edles Volk der Bayern, fluche mir nicht und habe Dank für alle Liebe, die Du mir erwiesen. Lebe wohl, lebe wohl!"

Thränen erstickten zuletzt seine Stimme, dann gab er seinem

Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und in wildem Laufe dahinsprengte.

„Es ist vorbei," murmelte er dann für sich, „armes Herz brich nicht entzwei."

Am andern Tage ritten sie in das Lager des Königs ein, der der Ankunft des Herzogs mit Ungeduld entgegen sah.

Stolz trat Tassilo vor ihn, keine Wimper seines Gesichtes zuckte, als er Karl in das Auge blickte.

„Meinem Lande zu lieb, leiste ich Deinem Befehle Folge," redete er ihn an, und damit Du siehst, daß ich mich in dieser Stunde aller Macht entkleide, übergebe ich Dir mein Schwert und diesen Scepter, das Zeichen meiner herzoglichen Würde. Ich verlange keine Schonung von Dir, aber mein Weib laß Deine Rache nicht fühlen. Strafe mich, wenn Du glaubst ich habe gefehlt, doch jene hat keinen Theil an meiner Schuld."

„Bist Du endlich zu besserer Einsicht gelangt," erwiederte ihm Karl finster, „es war hohe Zeit für Dich. Doch nicht ich allein werde über Dich richten, in einer Versammlung meiner und dieser Edlen sollst Du hören, wessen man Dich bezichtigt und diese werden dann das Urtheil über Dich fällen. So kann mich Niemand der Rachsucht oder unedler Triebe beschuldigen. Finden sie keine Schuld an Dir, dann magst Du in Frieden wieder von mir scheiden und auf Deinen Herzogthron zurückkehren."

„Ich verlange auch nur Gerechtigkeit," erwiderte ihm der Herzog," mein Gewissen wird vor Gott bestehen, wie vor den Menschen Eine Bitte wirst Du mir gewähren. Lasse den treuen Freund an meiner Seite, damit, wenn die Tage der Prüfung und der Trübsal kommen, ich der Stütze und des Trostes nicht entbehre!"

Der König nickte zustimmend, dann übergab er Tassilo als Gefangenen seinem Kanzler zur sorgsamen Bewachung.

Eine Stunde später stand wieder Poabo vor dem Könige.

„Zum zweitenmale sende ich Dich an die Herzogin," befahl Karl „da Du Deinen ersten Auftrag so glücklich vollendet. Tassilo ist nun in meiner Gewalt, doch will ich das ganze Geschlecht unschädlich machen. Begebe Dich zu ihr und überbringe meinen Befehl, unver-

züglich mit ihren Kindern mit Dir abzureisen. Alles was sie an Gold und Kostbarkeiten besitzt, soll sie Dir übergeben, Du wirst ein treuer Hüter desselben sein. Sage ihr, ich werde sie mit Tassilo wieder vereinen und sie ihrer Würde gemäß behandeln. Bist Du meinem Auftrage getreulich nachgekommen, so sollst Du an der Regierung des Landes theinehmen und reiche Ländereien Dein Besitzthum vermehren."

Als Poabo sich entfernt hatte, überzog das Gesicht des Königs ein triumphirendes Lächeln. Raschen Schrittes ging er in dem Zelte auf und ab.

„So habe ich denn doch nun das Ziel erreicht," sprach er sich, „und sehe meine kühnen Träume verwirklicht. Nicht Einen giebt es mehr, den ich zu fürchten hätte, sie alle, die wagten, meine Pläne zu durchkreuzen, sind vernichtet und unschädlich gemacht. Ueber halb Europa schwinge ich den Scepter und meiner Krone ist an Strahlen keine mehr gleich. Nun bin ich zufrieden, die kommenden Völker werden meinen Namen mit Bewunderung nennen. Mein Haus steht fest begründet und wird noch in der fernsten Zeit blühen."

Hätte der stolze König in die Zukunft blicken können, er würde gewahrt haben, wie schnell das große Reich zerfallen und sein Stamm von der Erde verschwinden werde.

Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als eine Regentschaft einzusetzen, wodurch Bayern zu einer fränkischen Provinz wurde. Dann brach er das Lager auf dem Lechfelde ab und kehrte mit dem Heere nach Frankreich zurück.

Des Herzogs Gemahlin gab den trügerischen Vorstellungen des Abgesandten Karls leichtgläubig Gehör, hatte er sich doch schon als getreuer Warner und Freund ihres Hauses bewiesen. Kein Argwohn stieg in ihrer Brust auf und wenn sie auch tiefer Schmerz bei dem Scheiden von der Stätte ihres einstigen Glückes erfüllte, die Hoffnung ihren Gatten wieder zu sehen und ihm in seinem Leide zur Seite stehen zu können, minderte diesen. Welche Qualen erfüllten aber ihre Brust, als sie in Frankreich angekommen, statt an den Hof des Königs und zu Tassilo geführt zu werden, sich von ihren Kindern trennen und in der Zelle eines Klosters ihren fernern Aufenthalt

nehmen mußte. Anfangs war sie betäubt von diesem Schlage, der ihr für immer alle Hoffnung nahm, dann aber brach sie in Jammern und Klagen aus, die aber über die Mauern ihres Gefängnisses nicht hinausdrangen. Wie oft blickte sie hinauf zu dem nächtlichen Himmel und flehte zu Gott um Erbarmen, aber ihr Gebet blieb unerhört und zuletzt bemächtigte sich ihrer ein dumpfes Hinbrüten, dem eine völlige Unmachtung des Geistes folgte und sie von allen ihren geistigen Qualen befreite.

Nach Ingelheim hatte Karl unterdessen die fränkischen und bayerischen Fürsten geladen, in großer und feierlicher Versammlung sollte über Tassilos Schicksal entschieden werden. Der Franken Zahl war größer, als jene der Bayern, die meisten der Letztern leistete dem Befehle keine Folge. Poabo war als Ankläger gedungen worden, er war der Einzige der Bayern, der sich zu dieser schmachvollen Rolle herbeiließ.

Vor der Kirche, dem Portale gerade gegenüber, war ein großer freier Platz, der von einigen altehrwürdigen Linden beschattet war. Im Hintergrunde war für den König ein Thron errichtet, zu welchem zwölf Stufen hinanführten, die mit rothen Tüchern bedeckt waren. Der Thron selbst war von Metall, die vier Knäufe stellten vier verschiedene Köpfe von Thieren dar, des Löwen, des Adlers, des Drachen und des Tigers. Hinter diesem erhob sich eine Wand von dunklem Stoffe, auf welchem in der Mitte eine Krone prangte, das Ganze war von einem reichvergoldeten Baldachin überschattet. Links und rechts standen eine Reihe Stühle für die höchsten Würdenträger bestimmt, in der Mitte ein kleiner Altar und auf diesem ein Cruzifix, zwei Leuchter mit brennenden Kerzen und ein aufgeschlagenes Evangelienbuch lag. Den Stufen gegenüber stack eine Lanze in dem Boden, an welcher ein Schild und ein Schwert hing, das Zeichen, daß es sich um ein schweres Verbrechen handle, das strenge Sühne heische. Das gegenüberliegende Portal der Kirche war weit geöffnet, der Hochaltar war im höchsten Schmucke und es brannten die Kerzen auf ihm.

Es war die neunte Stunde des Vormittages, als es auf dem Platze lebendig zu werden begann. Zahlreiches Volk umstellte denselben, hielt sich aber in gehöriger Entfernung, denn

die Trabanten des Königs wußten sich gehörigen Respekt zu verschaffen. Neugierig streckten Männer und Weiber die Hälse, sie wußten wohl, daß der König hier Gericht halte, aber wem diese großartigen Vorbereitungen galten, das war ihnen nicht bekannt. Nun erschienen auch nach und nach die Fürsten und Edlen, alle in ihren Waffen, mit Helm, Schild und Schwert. Es waren wahre Riesengestalten darunter und besonders einige Sachsen erregten ihrer eigenen Kleidung halber die Neugierde des Volkes. Bald hatte sich der Platz gefüllt, das kleine Häuflein der Bayern verschwand unter der Menge der Franken. Voabo stand allein, so oft er sich einem der anwesenden Bayern nahte, wandte ihm dieser den Rücken, als Zeichen seiner Verachtung.

Nun ertönte von Ferne Hörnerklang und verkündete, daß der König nahe. In langem Zuge gingen seine Leibwache und seine Diener voraus, dann folgte sein Kanzler Eginhard und die Hausgeistlichen, in der Mitte seine Söhne Pipin und Karlmann. Auf einem milchweißen Zelter ritt Karl, angethan mit allen Insignien der königlichen Würde. Auf dem Haupte trug er die goldne Krone, welche aus drei Reifen zusammengesetzt und reich mit Edelsteinen besetzt war. Ein langes Oberkleid bedeckte den Körper, in der Mitte von einem golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten. Ein rother Mantel fiel von den Schultern auf das Pferd herab, Sandalen waren an den Füßen. Das Schwert mit goldenem Knaufe fehlte nicht, die rechte Hand trug den Scepter. Es war allerdings in seinen Zügen etwas, das Ehrfurcht einzuflößen vermochte und Niemand hielt lange den Blick aus diesen großen dunkeln Augen aus.

Das Volk jubelte ihm freudig zu, es hatte ja auch alle Ursache, ihm war nichts genommen, nur immer gegeben worden. Auch die um den Thron versammelten Franken begrüßten ihn freudig, als er angekommen von dem Pferde stieg, nur die Bayern schwiegen, ja aus manchem Auge fiel ein Blick des Hasses auf ihn.

Als er sich auf dem Throne niedergelassen, gab er ein Zeichen mit dem Scepter und nun ertönten die Glocken von dem nahen Thurme und aus der Kirche bewegte sich ein langer Zug von Bischöfen, Aebten und Mönchen, alle in ihren priesterlichen Gewändern, mit brennenden Kerzen in den Händen, einen Bußpsalm singend,

dessen klagende Töne der Wind weithin trug. Hinter ihnen kam Tassilo, ohne Schmuck, ohne Waffen, baarhäuptig, den Blick zu Boden gesenkt. Neben ihm schritt Arnulf, sein Auge funkelte, seine Glieder zitterten, man sah es ihm an, daß er sich in einer großen Aufregung befand. Einige Trabanten schlossen den traurigen Zug.

Als sich alle zu den Seiten des Thrones in einem Halbkreise aufgestellt hatten, trat Eginhard vor und gebot den Gottesfrieden, nach welchem alle Streitigkeiten, Schlägereien verboten und sofort mit dem Tode bestraft würden. Die Versammelten schlugen an ihre Schilde, zum Zeichen, daß sie denselben heilig halten wollten.

Tassilo stand an den Stufen vor dem Throne. Sein Gesicht war gebleicht, die Sorgen und der Kummer hatte tiefe Furchen darin gegraben, die Spannkraft seines Geistes hatte nachgelassen. Nicht ein einzigesmal, seitdem er freiwillig in das Lager gekommen, hatte er den König wiedergesehen und so oft er ihn auch um eine Unterredung bitten ließ, nie wurde sie ihm gewährt. Diese lieblose Gesinnung seines Vetters sagte ihm genug und er wußte im Voraus, daß er auf keine Rücksicht rechnen dürfe und das Urtheil schon gefällt sei, ehe er in der Versammlung erschien. Alles Zureden, alle Vorstellungen Arnulfs, der sich in diesen schweren Tagen als der treueste der Freunde bewies, fielen auf unfruchtbaren Boden und nur immer hatte Tassilo die eine Antwort; „Des letzten Agilolfingers Untergang ist beschlossen, mein Bayerland verloren.“

Er hatte daher sich vorgenommen, auf alle Anklagen keine Antwort zu geben, sondern Alles ruhig über sich ergehen zu lassen, komme was da wolle.

Der König erhob sich nun und blickte stolz im Kreise umher.

„Hier steht Tassilo, der Herzog der Bayern, vor Euch,“ sprach er nun laut, „welcher sich freiwillig zu mir begab, um über seine verbrecherischen Handlungen gerichtet zu werden. Ich habe ihm gelobt, daß ich nicht als sein Blutsverwandter sein Richter sein werde und allen Verdacht der Ungunst und des Hasses von mir abwenden wolle, sondern öffentlich, unter freiem Himmel, in der Versammlung der

Fürsten der Franken und der Bayern, soll ihm sein Recht werden, nach unserer Sitte und unserem Gesetze."

Auf Seite der Franken erhob sich beifälliges Geschrei, die Bayern blieben auf ihre Schilde gelehnt unbeweglich stehen.

„So verkündige Kanzler, wessen ich ihn bezichte," befahl dann der König „und wer von Euch als Kläger auftreten wird, dem sei das freie Wort unter meinem Schutze zugesichert. Wer ihn aber vertheidigt, soll eben so frei und offen reden."

Nun ließ sich der König wieder nieder und Kanzler Eginhard trat einige Stufen zu dem Throne hinan. Tiefe Stille herrschte unter den Versammelten, allgemeine Spannung gab sich auf den Mienen Aller kund.

„Ich klage Tassilo des höchsten Verbrechens eines lehenpflichtigen Fürsten an," rief Eginhard aus. „Als König Pipin gegen die Aquitanier gezogen und bereits zur Schlacht gerüstet war, verließ Herzog Tassilo unter einem nichtigen Vorwande das Lager des Königs mit seinen Bayern und zog heimwärts. Des Königs Erfolge waren dadurch zu nichte gemacht. Sage Tassilo, habe ich die Wahrheit gesprochen?"

Dieser schwieg, dagegen rief ihm Arnulf zu: „Der Herzog der Bayern kennt keine Lehenspflicht, er ist von seinem Volke gewählt, das seit alten Zeiten dieses Recht besitzt und Niemand Rechenschaft schuldigt. Vor ein ungerechtes Gericht habt Ihr ihn gestellt, auf fremden Boden gelockt, mit Eurer Macht erdrückt Ihr ihn."

Die Franken waren über diese kühne Rede betroffen, die Bayern jubelten dem Unerschrockenen zu, der so furchtlos und kühn die Sache ihres Herzogs vertrat. Es verstrichen einige Minuten, bis der Kanzler fortfahren konnte.

„Ich klage weiter Tassilo des Treubruches und Meineides an. Zweimal schwur er dem Könige feierlich Gehorsam und Unterwürfigkeit, jedesmal aber trat er wieder mit den Waffen in der Hand ihm gegenüber. Wer wagt dieses in Abrede zu stellen?

„Ich'" erwiederte ihm Arnulf, „eines Knaben Eid ist ungültig, das weiß ein Jeder und wer durch Gewalt gezwungen wird, ist nicht gebunden."

Der König maß den Sprecher vom Kopf bis zum Fuße. Ein unheimlicher Blick traf diesen, die Zornesröthe, die in Karls Gesichte aufstieg, ließ nichts Gutes ahnen.

Nun trat Poabo vor: „Auch ich trete als Ankläger auf" sprach er gegen die Versammlung gewendet. „Der Herzog hat sein Volk unterdrückt, nach Willkür gehandelt und falschen Freunden sein Ohr geliehen."

„Das lügst Du, bringe die Beweise," donnerte ihm Arnulf entgegen.

„Hat er nicht feindliche Verbindungen mit den Longobarden, Sachsen und Aquitaniern angeknüpft und unterhalten?" fragte Poabo spöttisch entgegen. „Zeihe mich der Lüge, solch' offenen Thatsachen gegenüber. War nicht er es, der noch vor Kurzem die Avaren in das Land rufen wollte, damit sie ihm in dem Kriege gegen den König, seinen Herrn beistehen sollten? Kannst Du läugnen, denn Du selbst hast es gehört, daß Tassilo sprach, der Tod sei ihm erwünschter, als ein solch' erbärmliches Leben, er wolle lieber zehn Söhne verlieren, wenn er sie hätte, als in solch' niedriger Unterwürfigkeit verharren? Beweisen nicht seine eigenen Worte, daß er Alles vergaß, was er dem Könige schuldete? Bedarf es noch weiterer Worte!"

„Elender!" murmelte Arnulf zwischen den Zähnen. Tassilo hatte nur einen verachtenden Blick für den Treulosen, er erkannte jetzt, daß dieser damals als Werkzeug des Königs handelte, um seinen Untergang zu beschleunigen.

„Ihr habt die Klagen vernommen," rief nun der Kanzler aus, „richtet nach unseren Gesetzen!"

„Hast Du kein Wort der Widersprache?" wandte sich der König an Tassilo. „Du hast oft verlangt, mich zu sprechen, jetzt ist Dir die Gelegenheit geboten. Es scheint aber die Schwere Deiner Schuld macht Dich verstummen."

„Was könnte es mir helfen, wenn ich alle diese falschen Aussagen widerlegen würde?" antwortete ihm Tassilo bitter. „Ich bin Deiner Macht verfallen und gleiche dem Lamme, das der Löwe erfaßt. Handle, wie Du glaubst, es einst vor dem Richterstuhle des

Allmächtigen verantworten zu können. Mehr habe ich Dir nicht zu sagen!“

Der König biß sich auf die Lippen, dann winkte er dem Kanzler fortzufahren, er wünschte das Ende herbei.

„So sprecht Euer Urtheil, auf das Buch des Evangeliums und vor dem Bilde des Erlösers,“ forderte nun Eginhard auf. Dann trat er zu dem Altare, legte die Rechte auf das Buch und sprach gegen den König gewendet:

„Er hat den Tod verdient!“

Die fränkischen Großen traten nun ebenfalls Einer nach dem Andern hinzu und sprachen die nämlichen Worte. Als aber die Reihe an die Bayern kam, weigerten sich diese, sie wollten keinen Antheil an dem Morde ihres Fürsten haben. Nur Poabo allein folgte der Aufforderung.

Hierauf trat Eginhard vor den König und verkündete ihm und seinen Söhnen das Urtheil. Tassilo blieb unbeweglich, sein alter Stolz kehrte zurück, er wollte zeigen, daß er den Tod nicht fürchte. Mit spannender Erwartung blickten alle auf den König, an dem es nun lag, das Urtheil zu bestätigen und vollziehen zu lassen.

„Nicht will ich den Tod Tassilo's“, verkündete er dann den Lauschenden, „ferne sei es von mir, daß ich das Blut meines Verwandten fließen sehe. Aber nicht mehr gehört er von diesem Augenblicke an unter die Zahl der Lebenden, sein Name erlösche, sein Stamm falle der Vergessenheit anheim. Feierlich im Namen Gottes erkläre ich ihn des Herzogthums Bayern und aller seiner Würden für verlustig, in einem Kloster soll er seine Lebenstage beschließen und seine Verbrechen büßen.

Tassilo zuckte zusammen, die Entehrung war ihm schrecklicher als der Tod.

„Tödte mich,“ rief er Karl zu, „in der Schande will ich nicht mein Dasein beschließen!“

Eine gewaltige Unruhe entstand unter den Bayern, es schien, als ob es zu einem offenen Kampfe kommen werde. Doch die Uebermacht der Franken und die drohenden Zurufe derselben verhinderten

einen offenen Ausbruch. Sie verließen alle zu gleicher Zeit die Versammlung und noch in der gleichen Stunde Ingelheim.

Arnulf aber vergaß sich, zog sein Schwert und rief dem Könige zu: „Ein ungerechtes Urtheil hast Du gefällt, nach Willkür gehandelt. Bei dem Andenken meines Vaters schwöre ich es, der Erste der es wagt, die Hand an den Herzog zu legen, sinkt getroffen von meinem Schwerte nieder."

Aber kaum hatte er ausgesprochen, so fühlte er einen Schlag auf seinen Arm, daß das Schwert seiner Hand entsank. Poabo war es, in dessen grinsendes Antlitz er nun blickte. Nur noch einmal konnte Arnulf den Freund umarmen und einen Kuß auf seine Stirne drücken, das letzte Lebewohl ihm zurufen, dann war er umringt und in das Gefängniß geworfen, wo der sichere Tod seiner harrte.

Nun kam des unglücklichen Tassilo's schwerste Stunde. Er wurde seiner Kleidung im Angesichte Aller entledigt und eine Mönchskutte ihm übergeworfen. Dann schnitten sie ihm sein schönes lockiges Haupthaar ab und auch sein Bart fiel der Scheere zum Opfer. Auf einen Wink des Königs nahmen ihn die Mönche in ihre Mitte und langsam ging der traurige Zug in die Kirche zurück.

Der König athmete erleichtert auf, nun war es geschehen, seine Rache gestillt. Doch immer folterten ihn Gewissensbisse und so kam es, daß der Mönch Tassilo noch einmal sein Gefängniß, das Kloster verlassen mußte.

Auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt im Jahre 794 erschien er wieder vor Karl und erklärte hier feierlich, daß er für sich und seine Nachkommen auf die Herzogswürde entsage. Dann kehrte er für immer in das Kloster zurück und sein Name wurde nie mehr genannt. Kein Blatt der Geschichte verkündet seinen und der Seinen Todestag, noch ihre ferneren Schicksale, kein Mensch kennt mit Sicherheit seine Ruhestätte.

Vergessen war er, untergegangen das Heldengeschlecht der Agilolfinger, das Jahrhunderte über Bayern regierte und den Grund zu seiner künftigen Größe und Machtstellung legte.

Was half es nun, daß sich jetzt zu spät für den unglücklichen Herzog, die Avaren erhoben und einzelne bayerische Fürsten die Fahnen

des Krieges aufpflanzten? Nichts! die Thränen und das Jammern seines Volkes hörte er nicht mehr, noch die Flüche und Verwünschungen, die den Franken in das Gesicht geschleudert wurden. Die Avaren wurden vom König Karl zweimal geschlagen, die unruhigen bayerischen Großen verbannt und geächtet.

Arnulf hatte seine Wächter bestochen und war mit deren Hilfe glücklich dem Gefängnisse und dem Tode entronnen. Als er in der Heimath angelangt war, vermachte er sein Hab und Gut seiner Schwester, da er Karls Rache zu jeder Zeit zu gewärtigen hatte.

Als er von Regensburg wegritt, um eine Zeit lang bei den Avaren Schutz zu suchen, gewahrte er in der Ferne eine Staubwolke. Vorsichtig verbarg er sich hinter einem Baume, um die Reiter vorüber zu lassen. Als er aber in dem Reiter Poabo erkannte, den Karl nach Regensburg gesandt, stürzte er hervor und unter dem Rufe: „Stirb elender Verräther, treuloser Bayer,“ drang er auf ihn ein. Kurz war der Kampf, Arnulf schien übermenschliche Kräfte zu besitzen, die Rache stählte seinen Arm. Ein starker Hieb betäubte Poabo, er fiel vom Pferde. Arnulf stieß ihm das Schwert in die Brust, ein dunkler Blutstrom entquoll der Wunde und mit ihm das Leben.

„Dir ward der verdiente Lohn,“ sprach er dann verächtlich, „könnte ich doch alle Verräther so züchtigen!“

Erst nach mehreren Jahren, als Ruhe und Frieden wieder in Bayern herrschte und das Vergangene vergessen und vergeben war, kehrte der Treue wieder zurück. Bald führte er dann ein Weib auf die alte Burg der Huosier und noch lange Jahrhunderte blühte sein Geschlecht in den Grafen von Dachau und Wolfratshausen fort.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fuchs, Max,

Die Agilolfinger Roman aus Bayerns ältester Zeit (Sep.-Abdr. aus dem Mü
nchen Fremden- Blatt.)

Bd.: 1

1884

P.o.germ. 408 ueq-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669466-9